nadt,
ff
Willen

M.

Glück wider Willen.

Von

Gräfin Julie Quadt.

Zweiter Band.

Regensburg.
Nationale Verlagsanstalt (früher G. J. Manz).
1897.

Glück wider Willen

von

Julie Gräfin Quadt.

„Es ist das Glück ja keine flücht'ge Stunde
Und ist kein Rausch, kein Märchen und kein Traum,
Du selber bist's, daß ewig Dir gesunde
Des Erdenlebens liebeschwerer Baum!“

Zweiter Band.

Regensburg
Nationale Verlagsanstalt, Act.-Ges.
1898.

Neuntes Kapitel.

Stille Jahre.

Wien, Nov. 18 . . . Fast ein Jahr schrieb ich nicht mehr in diesen Blättern. Was habe ich dazwischen alles durchgemacht! Nach menschlicher Berechnung weilte ich längst nicht mehr auf dieser Erde; Gott der Herr entriß mich dem sicheren Tode; ihm sei Dank dafür! Ich wäre nicht bereit gewesen, zu sterben, das fühlte ich mit Entsetzen, als mich die Schauer des Gerichtes und der Ewigkeit umwehten. So manches wird einem klar auf dem Sterbebett; so vieles, was mir sonst unendlich wichtig und wertvoll erschien, fiel damals in Nichts zurück, während die Verpflichtungen, meine Seele und meinen Beruf betreffend, in grelles Licht traten, als Staffeln zu meiner ewigen Seligkeit. Schwankend bewiesen sich diese; denn ich hatte sie wenig benützt und konnte nicht einmal die Entschuldigung der Unwissenheit vorbringen; ich genoß ja eine ernste, sorgfältige Erziehung, blickte von jeher auf lebendige Beispiele der hingebendsten Pflichttreue, und wenn es mir nicht gelang, es zu übertönen, so mahnte mein Gewissen eindringlich an Verantwortung und Rechenschaft. Es ist entsetzlich, all' seine Vergehen zu erkennen, ohne Gelegenheit, sie wieder gut zu machen . . . Freilich bewahrten mich die Tröstungen der heiligen

Religion vor Verzweiflung; mein Fegefeuer aber wäre unermeßlich geworden. Wie bin ich dankbar, statt dessen in diesem Leben sühnen zu dürfen! . . . Denke ich an die dunkele, ernste Zeit des Typhus und an die darauffolgende Genesung, welche durch die Trauer um meinen geliebten Vater verdüstert wurde, so wundert es mich, daß ich verhältnismäßig rasch zum Vollbesitz des Lebens, ja selbst zum Lebensgenuß zurückkehrte. Diesen Blättern darf ich es wohl anvertrauen, wie sich meine Zukunft sogar schimmernder, glückverheißender als je vor mir ausbreitete, weil mir selbst halb unbewußt die Sonne der Liebe im Herzen aufgegangen war, vor deren Schein alles Herbe zu verschwinden versprach, gleich Wintereis verschwinden muß vor den Wundern der Frühlingsherrlichkeit. Vorher dünkte ich mich recht weise in den neuerworbenen, ernsten Anschauungen; ich glaubte in gewisser Beziehung schon mit dem Leben abgeschlossen zu haben, nichts mehr von ihm zu verlangen als die Gelegenheit, mich selbst und andere zu heiligen. Ach, mein Gott! ich hatte mich getäuscht über die eigene Schwäche; mein Herz schlummerte nur, und da es erwachte, erwachte mit ihm der Durst nach irdischem Glück, sehnsüchtig, brennend, verzehrend . . . . Es handelte sich nicht mehr um Künstlerruhm, Künstlerbefriedigung, es handelte sich um einen Menschen, den ich mein eigen nennen wollte, weil ich ihn liebte und in seinen Augen, in seiner ganzen Art und Weise zu lesen glaubte, daß er mich wieder liebe. Noch zittere ich vor Schmerzen, wenn ich bedenke, wie glücklich wir zusammen hätten werden können für Zeit und Ewigkeit; denn der junge Mann verbindet alle Eigenschaften, die mir für die Ehe begehrenswert erscheinen. Unselige

äußere Rücksichten trennten uns; eine arme Erzieherin und Gräfin Wolsky, was würde die Welt dazu sagen! — Genug; der Graf reiste ab, ohne ein erklärendes Wort und ich blieb zurück in Unruhe und Schmerzen. Ich habe mich wieder gefaßt, zurecht gefunden, vor deinem Altare, o Herr! in dem beseligenden Genuße deines Leibes und Blutes. Ich versuchte deiner Mahnung zu folgen, dir treu zu bleiben in ernster Pflichterfüllung, und du segnetest mich und wirst auch das schmerzliche Pochen meines Herzens allmählich beruhigen. Freilich besteht ein Hoffnungsschimmer; es ist möglich, daß der junge Mann sich nur besinnen will, vielleicht die Wege ebnen ... und wiederkehren wird ... dann ... ja dann ... Doch ich will nicht an diese Möglichkeit denken; sie zertrümmert das mühsam errungene Gleichgewicht; viel wahrscheinlicher verwechselte ich Mitleid mit Liebe; oder, falls er mich wirklich liebt, wird er seine Neigung ersticken, vergessen, wie ich es mit der meinen thun will.

Wien, Dez. .... Ich war neulich zu erregt, um anderes zu schreiben; fast bereute ich es, überhaupt geschrieben zu haben; die Wunde ist zu frisch, um ungestraft berührt zu werden. — Trotzdem möchte ich von Zeit zu Zeit in diesen Blättern schreiben; sie sollen der Spiegel meiner Seele werden, nur Gott und mir bekannt. Dann bin ich sicher gegen Verblendung, Selbstverherrlichung und wie alle die Gefahren heißen, die man gegen die Führung eines Tagebuches aufzählt. Gott den Herrn kann ich ja nicht betrügen und mich selbst? .... Nun, ich hoffe nicht; wer einmal dem Tode ins Auge geschaut, wie ich es gethan; wer erfahren hat, daß im letzten Augenblick alle Scheingründe gleich Seifenblasen vor der Wahrheit

schwinden, der wird mißtrauischer, gewappneter gegen jede Art von Täuschung.

Wir kehrten dieses Jahr vierzehn Tage früher nach Wien zurück, der Gräfin wegen. Es geht ihr übrigens recht ordentlich; wir hegen die besten Hoffnungen. Natürlich ahnen die Kinder nichts von unseren Erwartungen; wie sollte man ihnen gegenüber das süße Geheimnis nicht ehren, welches die Mütter gleich einem golddurchwirkten Schleier um die Wiege ihrer kleinen Engel breiten? Der einzige Unterschied in der Lebensweise besteht bis jetzt darin, daß die Gräfin nicht in die Welt geht und verhältnismäßig wenig empfängt; dafür widmet sie uns mehr Zeit; dies würde mich sehr freuen, wenn es mich nicht wehmütig stimmte, zu beobachten, wie sie augenscheinlich bemüht ist, ihre Art und Weise, ihr Denken und Fühlen sowohl den Kindern als mir einzuprägen, damit ihr mütterliches Walten uns noch umgebe, falls sie den nächsten Monat nicht überleben sollte. Es ist doch etwas furchtbar Ernstes um Mutterliebe, Mutterwürde. Der Grundsatz: „Die christliche Erzieherin soll den Kindern durch Opferwilligkeit ersetzen, was ihr an natürlicher Mutterliebe fehlt," setzt allerdings eine unbegrenzte Hingabe voraus, da die Mutterliebe keine Grenzen kennt.

Während der zweiten Hälfte der Abendspielstunde, die für die Knaben ihrer vermehrten Arbeiten wegen wegfällt, lesen Hedwig und Madeleine Erstkommunikantengeschichten, ein Kapitel aus „dem großen Tage" oder etwas Aehnliches. Diese Lesungen finden mit geringen Ausnahmen im Boudoir der Gräfin statt und werden durch häufige vertrauliche Gespräche unterbrochen; trotz

meiner Bedenken, denn ich fand es entsprechender, die Zwillinge mit ihrer Mama allein zu lassen, bin ich dabei anwesend. Die Gräfin möchte mich den Kindern möglichst nahe bringen, auf daß in der gegenseitigen Liebe das Vertrauen zugleich wachse. „Will man richtig erziehen,“ sagte sie, „so muß man innigst an dem inneren Entwicklungsgang der Zöglinge teilnehmen, und dies hoffe ich zu erreichen, indem ich Ihnen bei Ihren kleinen Schülerinnen den Platz einer älteren Schwester einräume, die nötigenfalls am natürlichsten die Stelle der Mutter vertreten könnte. Nicht jeder Erzieherin würde ich diese Stellung geben; aber ich kenne Sie und Ihre ganze Geistesrichtung genügend, um bei Ihnen dieses Verhältnis anbahnen zu dürfen.“ „O, Frau Gräfin! möchten Hedwig und Madeleine nie eine Stellvertreterin ihrer Mutter brauchen!“ rief ich bewegt. „Wie Gott will, liebes Kind; sollte er mich abberufen, so wird mir die Auffassung Ihrer Pflichten große Beruhigung, großen Trost verleihen.“ Wie ich früher in kindischem Unverstande die gerechtfertigte Sorge der Gräfin mißkannte und in thörichter Anmaßung größeres Vertrauen verlangte, so fürchte ich jetzt im Gegenteile ihrerseits zu große Wertschätzung meiner Person. Und dabei taucht die unheimliche Frage auf: ahnt sie die Art des Sturmes, der mich durchwühlte, sogar jetzt nur mit größter Anstrengung in Schranken gehalten wird, und wenn sie es ahnte, würde sie mir das gleiche Vertrauen schenken? Vielleicht that ich doch unrecht, ihr gegenüber zu schweigen; daß ich im ersten Andrange der Freude und besonders des Schmerzes alles andere vergessen konnte, zeigt, wie das Bewußtsein meiner Verpflichtungen noch keine sehr festen Wurzeln ge-

faßt hat, mein ganzes Innere noch keineswegs durchdringt, wie ich es wohl wünschte. Jetzt darf ich nicht mehr diesbezügliches mit der Gräfin sprechen; jede Aufregungsgefahr muß natürlich vermieden werden.

Dez. 18 . . . Ernst, tief ergreifend ist eine solche Zeit der Erwartung, wie ich sie jetzt durchmache. Während gewissen Aufgabenzeiten der Zwillinge übernimmt Herr Balkner die Aufsicht, indessen ich der Gräfin vorlese; auch nach dem Schlafengehen der Kinder bin ich häufig unten, wenn gesellige Verpflichtungen den Grafen fernhalten und Gräfin Marie bei irgend einer Freundin weilt. Wir lesen ernstere Werke; die Gräfin meidet oberflächliche, aufregende Bücher; sie wünscht sich mit großen heiligen Gedanken zu erfüllen, weil all' dies auf das kleine Wesen wirkt, das sie unter dem Herzen trägt. „Ein Kind" sagt sie, „kann schon vor der Geburt für die Tugend oder für die Sünde besonders empfänglich gemacht werden; es lebt nicht nur von, sondern auch mit der Mutter; seine zarte Seele nimmt teil an deren guten und schlimmen Regungen." Welch' eine ungemessene, geheime Macht haben die Mütter; aber auch welch' schreckliche, ungeheure Verantwortung! Ob wohl der Herr mich diese Zeit mitdurchleben läßt, um mein Herz abzuwenden von den vielen sehnsüchtigen Gedanken und dem schmerzlichen Bedauern, welche das Gleichgewicht meines inneren und äußeren Lebens noch sehr oft zu zerstören drohen? — Mein Gott! Mein Gott! Du kennst mich besser, als ich mich selbst; du siehst mein Elend, meine Armseligkeit; du siehst aber auch meinen Willen, dir treu zu dienen. Beruhige mein Herz, beschwichtige sein ungestümes Sehnen und mache *ihn* glücklich; o, ich bitte dich!

Wien, Dez. . . . Heute richteten wir die Wiege und das Kleinkinderzeug. Wir beschäftigen uns so viel mit dem zu erwartenden süßen kleinen Gaste, daß es mir fast unbegreiflich scheint, ihn noch nicht zu kennen. Mögen die vielen Gebete und frommen Wünsche als Segenstau in die junge Seele des Kindes fallen! Die Gräfin, welche schon die ganze Zeit ihrer Erwartung öfter wie sonst kommunizierte, naht sich jetzt noch häufiger dem Tische des Herrn. „Ich kann ja nichts Besseres für mein Kind thun," sagte sie mir neulich „und obwohl ich es auch in der übrigen Zeit tausendmal dem lieben Gott aufopfere, so geschieht dies doch nie inniger und wirksamer als nach der heiligen Kommunion." Welch' ein Schatz, welch' ein Segen ist doch eine gute, fromme Mutter!

Jan. 18 . . . Gott sei gelobt, bis jetzt ging alles gut vorüber; in der gestrigen Nacht wurde uns ein kleines Mädchen geboren, welches in der Taufe die Namen Maria Felicitas Margarethe erhielt. Der Jubel, als die Kinder beim Erwachen erfuhren, daß der liebe Gott ihnen ein Schwesterlein geschenkt! Freilich erschreckte sie die Krankheit der Mutter ein wenig; „lieber kein Schwesterchen und Mama gesund," sagte Hedwig, worauf Isabelle mit bekümmertem Gesichtchen fragte: „Müssen wir wirklich die Engelchen bitten, das Schwesterchen wieder zu holen?" — Wir brachten den Tag bei Lichtenbergs zu; natürlich wurde eine der Puppen ins Tragkissen gesteckt und alles Erlebte in tausend Variationen nachgespielt. Auch in die Zukunft griffen die Kinder und ließen das Baby rasch nacheinander mehrere Jahre durchleben, wobei einiges Bedauern laut wurde, daß dies nicht in Wirklichkeit geschehen könne und man noch so lange warten müsse, bis

man mit der Kleinen würde sprechen, geschweige spielen können. Mit großem Interesse statteten wir einen Besuch im Arntheimischen Kinderzimmer ab, wo Isabelle den Hauptteil des Tages zubrachte und sich verschiedene Babies in mehr oder weniger vorgerückten Lebensstadien befinden. „Mit denen kann man doch wenigstens spielen; selbst Robert kennt mich schon lange," bemerkte Marguerite stolz. Hedwig und Madeleine wußten darauf nichts Rechtes zu erwidern; glücklicherweise brachte sie das Goûter auf andere Gedanken, sonst wären sie am Ende noch unzufrieden geworden über das, was sie am Morgen so sehr beglückte. Wie ungenügsam sind doch die Menschen; selbst bei den Kindern drängt sich schon der Störenfried Unruhe in die Freuden. Ich nahm mir vor, meine kleinen Zöglinge auf diese Klippe aufmerksam zu machen; ich weiß ja aus Erfahrung, wie dieses Hasten nach der Zukunft den ruhigen Genuß des Gegenwärtigen stört; Annette Droste hat recht, zu schreiben:

„O, wer nur ernst und fest die Stund' ergreift,
Den Kranz ihr auch von bleichen Locken streift,
Dem spendet willig sie die reichste Beute.
Doch wir, wir Thoren, drängen sie zurück,
Vor uns die Hoffnung, hinter uns das Glück,
Und unsere Morgen morden unsere Heute!"

Diesen Nachmittag fand also die Taufe der kleinen Felicitas statt. Herr Balkner nahm deswegen in der Religionsstunde das heilige Sakrament der Taufe durch; ich lauschte voll Interesse; wer betrachtete je genügend die unaussprechliche Güte Gottes, die dem bewußtlosen Kindlein solch' wunderbare Gnadenfülle spendet. Sonnenklar

werden uns da die Worte: „Nicht Du hast mich erwählt, sondern ich habe Dich erwählt.“ Abends war großes Diner; die Marquise, welche zur Pflege gekommen ist, vertrat die Stelle der Hausfrau; wie es häufig der Fall ist, so erschienen auch heute die Kinder nach dem Essen eine kurze Zeit im Salon; dies schadet ihrer Kindlichkeit nicht und gewöhnt sie langsam an die richtigen Beziehungen mit der Welt, in der sie später leben müssen. Leider fängt Madeleine an, schüchtern zu werden. Heute während dem Ankleiden bekam sie einen Anfall von Verlegenheit. Trostlos fragte sie: „Müssen alle Kinder in Salons gehen?“ „Alle, die der liebe Gott in Ihre Stellung gesetzt hat,“ entgegnete ich bestimmt, „und es würde ihn sehr befriedigen, wenn seine kleine Madeleine ihm zu lieb ihre Schüchternheit überwände.“ Zu weiterem Troste geleitete ich die kleine Schar hinunter und benützte die Gelegenheit, um ungesehen das Salongetriebe eine Zeitlang anzuschauen. Beträchtliches Stimmengewirr berührte mein Ohr, sobald die Thüren geöffnet wurden. Damen und Herren standen oder saßen im bunten Durcheinander; die Bedienten gingen geschäftig hin und her, Kaffee und Liqueurs bietend. Man hätte da die interessantesten Physiognomiestudien machen können. Unwillkürlich flogen meine Gedanken von den glänzend erleuchteten Räumen in die oberen Gemächer, wo die Kleine, der zu Ehren alle die Menschen versammelt waren, ahnungslos dem Leben entgegenschlummert. Wie viele dieser eleganten Damen und vornehmen Herrn dachten noch an die Gefeierte des Tages; wie viele hatten überhaupt gründlich über die Bedeutung des heutigen Festes nachgedacht und dem Kinde wenigstens einen warmen Segenswunsch, ein inniges Gebet auf den Lebensweg mit-

gegeben? Die Welt ist so kalt, so oberflächlich, so engherzig; ich glaube, es ist viel schwerer, sich im Gewirr und Glanze der Salons wahrhaft nahe zu kommen, als in unseren schlichten, bürgerlichen Verhältnissen, wo nicht so viele Schranken bestehen, nicht so viele Masken angelegt werden müssen, hinter denen das eigentliche Leben erst pulsieren darf. Selbst der Graf erschien hier umgewandelt; ich weiß, welch' warme Liebe, welch' lebhaftes Interesse er seinen Kindern entgegenbringt; heute abend aber hatte er kaum einen Blick für sie übrig. So verlangen es wohl der gute Ton und die Pflichten des Hausherrn, während umgekehrt ein Teil der von den Gästen den Kleinen bewiesenen Freundlichkeit auf Höflichkeitsrechnung zu schreiben ist, obwohl sich in Wirklichkeit genug Grund dafür fände. Mit den unverdorbenen Kindern, meine ich, dringt ein Hauch frischeren Lebens und objektiverer Wahrheit in die Treibhausatmosphäre der Salons; das erkünstelte Wesen kleinlicher Eitelkeit, erbärmlicher Gefallsucht wird durch den offenen Blick, das unbefangene Auftreten der unschuldigen Kleinen zu Schanden gemacht; manche, die sich eben berauschen lassen wollten durch den flimmernden Goldschaum, den man Welt nennt, erlangen vielleicht beim Anblick der Kleinodien des Hauses ihr Gleichgewicht wieder, weil sie an das eigene Heim, die eigenen Kinder erinnert werden.

Febr. 18 . . . Heute ist Baby vier Wochen alt und ihre Mutter konnte zum erstenmale das Bett mit der Chaiselongue vertauschen. Die Zeit ging im ganzen gut vorüber, obwohl sich die Gräfin nicht so rasch erholte, als wir gehofft. „Sonst" sagte mir die Marquise, „war sie schon nach vierzehn Tagen so weit; sie ist sehr zart

geworden in den letzten Jahren.“ Auch der Graf wirft manchen bekümmerten Blick auf seine Frau und hat lange Unterredungen mit dem Arzte. Wir müssen eifrigst beten und das Möglichste thun, um ihr eine sorgenlose Genesung zu verschaffen. Im Schulzimmer gestaltet sich der Gang der Dinge, wenige Zwischenfälle abgerechnet, befriedigend. Dieses Mal bin ich dort Alleinherrscherin; weil ich aber jetzt meine Verpflichtungen besser kenne, nahm ich nicht ohne Bangen die Verantwortung auf mich. Ich wurde durch die Krankheit der Gräfin lebhaft an meine frühere Verkehrtheit erinnert und beschloß, gerade in dieser so ähnlichen Zeit nach Kräften zu sühnen, sollte es mir auch noch so viel kosten; denn meine Aufgabe wird mir schwer genug. Da der beste Teil meiner Kunst mir geblieben ist, sehne ich mich allerdings nicht mehr nach öffentlichem Auftreten; trotzdem aber gelangt mein Herz nicht zu dauernder Ruhe; es giebt Zeiten, wo Vergangenheit und Zukunft in trügerischen Bildern auf dasselbe einstürmen, wo es mir nur halb gelingt mich zu Gott zu erheben und aus Liebe zu ihm mein Leben in die Ketten der Pflicht einzuschmieden. Ich sehe ein, daß der Erzieherinnenberuf der richtige für mich ist, ich bin dankbar, darin wirken zu dürfen, und doch finde ich ihn häufig fast unerträglich. Ich sehne mich heraus aus dem täglichen Einerlei der Schulstube, ich sehne mich, nur noch einmal seine Stimme zu hören, seine Gegenwart zu genießen, nochmals den vorigen Herbst zu durchleben, wenn mir wirklich nicht mehr beschieden werden soll. Unzähligemal foltert mich die Frage, ob er wieder kommen wird, und wenn er wieder kommt, was dann? Mein Verstand sagt freilich, dann wird er vergessen haben; in dem ver-

borgensten Winkel meines Herzens aber erhebt sich eine andere Stimme, die nichts von Vergessen weiß und mir in beredter Sprache Bilder einer seligen Zukunft in den glühendsten Farben vorzaubert. Und doch ist auch dabei keine dauernde Befriedigung; der Verstand muß ja die Oberhand wieder gewinnen und mein Gewissen mahnt eindringlich, mit allen mir zu Gebote stehenden Waffen gegen verderbliche Illusionen zu kämpfen, die mir das wirkliche Leben erschweren und verbittern.

März 18 . . . Eigentlich wollte ich das letzte Mal über die Kinder berichten; stattdem schrieb ich über ein anderes Thema, welches mich so erschütterte, daß ich diese Blätter nicht mehr öffnen mochte. Es ist dies unrecht und feige, weswegen ich es heute wieder gut machen will. Meine Zöglinge kommen langsam, aber sicher voran. Freilich könnten wir viel weiter sein, wenn es nicht strenges Gebot wäre, uns genau an den Stundenplan der entsprechenden Altersklasse von Fräulein Bertoldys Institut zu halten und die übrige Zeit auf Verdauung, Vertiefung, Erweiterung und Vervollkommnung des Unterrichtsstoffes zu verwenden. Besonders viel Zeit wird schriftlicher und mündlicher Wiederholung gewidmet; ich staune oft, in welchem Grade das häufige, mit entsprechenden Erweiterungen versehene Zurückkommen auf dasselbe Ereignis, dieselbe Persönlichkeit, dieselben Gegenstände das Verständnis reift, die Auffassungsgabe fördert und dem Mechanischen des so notwendigen Zahlen- und Namenerlernens vorteilhaft die Stange hält. Die Aufsätze in deutscher wie in französischer Sprache richten sich nach dem Unterrichte; sie machen in systematischer Ordnung den Rundkreis aller Lehrfächer (zwei aufeinanderfolgende sind dem

gleichen Lehrfach bestimmt), wodurch die Kinder sich allmählich bewußt werden, daß das Erlernte ihr geistiges Eigentum werden muß. Obwohl Hedwig und Madeleine noch zu jung für eigentliche Litteratur sind, haben wir doch eine sogenannte „Gedichtstunde“, in welcher die erlernten poetischen Schätze durchgegangen, erklärt, wiederholt werden. Man sollte gar nicht glauben, wie sehr das geistige Leben dadurch geweckt und gefördert wird, wie vieles sich an die Besprechung solcher Werke knüpfen läßt. Eine goldene Fundgrube für Seele, Geist, Herz und Gemüt können ihnen diese Gedichte werden, es handelt sich bloß um die richtige Auswahl; denn natürlich gilt auch hier der Grundsatz, daß den Schülerinnen alles fern gehalten werden muß, was ihren frischen, unbefangenen Kindersinn trüben oder den Schleier lüften würde, welchen ihre Schutzengel über Dinge breiten, die zwar nicht unrecht sind, in ihren kindlichen Ideenkreis jedoch nicht hineinpassen sollen und dürfen. Oft sagte Fräulein Bertoldy: „Habe Ehrfurcht vor den Dir anvertrauten Kindern; denke an ihre Engel, welche um die richtige Entwickelung und Behütung ihres geistigen Lebens ängstlich besorgt sind, und Du wirst mit zarter Hand, nicht voreilig und gleichgültig, sondern sorgfältig unter Gottes Augen an dem hochwichtigen Werke der Erziehung und des Unterrichtes arbeiten, dessen Stadien einhalten und ehren, die man ohne außergewöhnliche Gründe nicht einmal abkürzen, geschweige denn überspringen soll.“ Die Art und Weise eines solchen Vorangehens birgt auch den großen Vorteil, daß damit keine Ueberanstrengung, kein Hasten und Jagen nach rascherem Vorankommen verbunden ist. Mit strammer Pünktlichkeit und Ordnung müssen wir

dem Stundenplane folgen, von dem es außer in Krankheitsfällen kein Abweichen giebt: die Sonn- und Feiertage aber bleiben mit Ausnahme von zwei Stunden, die bei Beginn des Schuljahres hinzugefügt wurden, vollständig frei, indessen Weihnachts-, Oster- und Sommerferien andauernde Abwechslung in das Einerlei des Studienlebens bringen. Und wie sehr genießen meine Schülerinnen die täglichen Freistunden, während ihnen das Lernen wohl hin und wieder schwer fällt, sich jedoch niemals zu der drückenden Last gestaltet, die es Kindern wird, welche ohne festes Jahresziel nur möglichst rasch vorankommen sollen oder deren Unterrichtsordnung planlos unterbrochen wird.

März 18 . . . Schon wieder wehen mildere Lüfte; auf dem Lande begrüßt man nun freudig die Scharen heimkehrender Vögel, welche hoch in den Lüften in einzelnen halbverlorenen Lauten verkünden, daß der Frühling gekommen. Hier in der großen Stadt ist der Genuß dieser schönen Jahreszeit ein viel beschränkterer, obwohl wir an freien Nachmittagen hinauswandern, um nach den ersten Blumen zu sehen, die als wahre Siegestrophäen nach Hause gebracht und sorgfältig frisch gehalten werden. „Der Frühling kommt, Baby, freue Dich!“ verkündete Isabelle neulich ihrem Schwesterchen, das unberührt von der Wichtigkeit des Ereignisses auf dem Wickeltische fortstrampelte. Die kleine Felicitas gedeiht prächtig und erfüllt alle Forderungen, die man an eine noch nicht drei Monate alte Weltbürgerin stellen darf. Ihre Mutter dagegen kann sich noch immer nicht dauernd erholen; sie bleibt matt und schwach, ist öfter sogar bettlägerig. Die Aerzte sagen dieses und jenes; im Grunde aber, glaube ich, wissen sie selbst nicht recht, wo es der

Leidenden fehlt und wie zu helfen wäre. Gleich einem schweren Banne liegt diese Sorge auf aller Herzen, obgleich niemand viel davon redet. Der Graf ist sehr ernst, selbst im Verkehre mit den Kindern zerstreut und wortkarg; die Marquise, welche oft genug bekümmert aussieht, wagt noch gar nicht an die Abreise zu denken; sogar Herrn Balkners frische, anregende Heiterkeit erscheint bedeutend gedämpft. Nun freilich bei dem Anblick des blauen Himmels und des strahlenden Sonnenscheins heben sich die Lebensgeister ein wenig. „Der Frühling kommt,“ sagen auch wir uns tröstend und hoffen, daß er unserer lieben Kranken Genesung bringen wird. Wenn ich mit den Kindern hinauswandere möglichst weit vom Stadtgetriebe und alles um mich her sprossen und keimen sehe, wenn ich abends am Fenster sitze mit Isabelle auf dem Schoße und statt der Dämmerung oder der künstlich erleuchteten Straße den lichten Abendhimmel, die goldenen Wolken bewundere, dann singe ich, ermuntert durch das Jubilieren der Vöglein, in deren Gezwitscher sich schon der weiche, melodische Ton der Amseln mischt, ein Frühlingslied nach dem anderen und in meinem Herzen rührt sich ein Etwas, das mir zuversichtlicher als je zuflüstert, daß sich noch alles wenden und alles gut werden könne. Rasch verfliegen Frühjahr und Sommer, dann kommt der Herbst und mit demselben die Jagdzeit, wo ich ihn wieder sehen werde. Dieser Wunsch ist ja nicht unrecht; denn ich bestrebe mich, keinerlei bestimmte Hoffnungen daran zu knüpfen. Die bloße Wiederholung des Verkehres der vorigen Jahre dünkt mir Seligkeit; für das Weitere wird der liebe Gott Kraft verleihen. Ich überlasse mich ihm und flehe ihn an, mich vor Sünde zu bewahren. Hier

nennt man den Namen von Graf Wolsky nie; anfangs war ich bei Tisch in beständiger Angst deswegen; ich fürchtete, meine Aufregung nicht bemeistern zu können, wodurch alle mein Geheimnis erraten würden. Jetzt freilich erachtete ich es für eine außerordentliche Wohlthat, nur seinen Namen, nur etwas von ihm zu hören ....

April 18 ... Lange schrieb ich in diesen Blättern nicht mehr von meiner geliebten Kunst, und doch ist sie mir Freundin, Trösterin, die Vertraute meines Geheimnisses ... In der Welt meiner Töne bin ich ja allein, unbelauscht, und oft, wie oft, wenn ich mich gedrückt, erschöpft ans Klavier setzte, fand ich dort die für meinen Beruf so notwendige Frische und Spannkraft wieder. Sie ist mein, mein ganz und gar; denn in der Art und Weise, wie ich sie jetzt betrachte und ausübe, erhebt sie sich weit über die Wechselfälle des Lebens und gehört zu dem, was mir niemand rauben kann. Früher wünschte ich einmal mit meiner Musik fliehen zu können, um mich ihr ungeteilt zu widmen. Nun erfüllt sich dieser Wunsch in gewisser Beziehung: ungestört, unbehelligt von Geschmackslaunen, Beifall oder Tadel der Menschen beschäftige ich mich mit meiner Kunst; sie tröstet, veredelt, bereichert, macht mich ernster und froher zugleich. Die Gräfin zeigt jetzt große Freude an meinem Spiele; sie ist eine fast zu nachsichtige Bewunderin, während die gute Marquise versichert, mir stundenlang lauschen zu können. Der Graf hat ein fein ausgebildetes, musikalisches Gehör; er redet sogar viel besser als die Damen in interessanter, anregender Weise über meine Kunst; auf dem Lande spielte ich häufig für ihn; hier natürlich kann nur selten die Rede davon sein; doch kommt es zuweilen vor, daß

ich während des Frühstücks oder in der Abendfreistunde heruntergerufen werde und er mich mit den Worten empfängt: „Fräulein Angela, ich hörte gestern so viel nichtssagende Musik. Bitte, spielen Sie mir eine Ihrer klassischen Perlen, um all' dies Kauderwelsch aus meiner Erinnerung zu verscheuchen." So habe auch ich mein kleines Auditorium; die liebsten Stunden aber sind mir jetzt meistens im Gegensatz zu früher jene, wo ich einsam am herrlichen Flügel sitze, den mir wohlwollende Güte zum Christgeschenk gegeben. Da versenke ich mich in meine Musik und schöpfe in ihr, nicht mehr als leichtsinnig schwärmendes Kind, das nach dem äußeren Glanz und dem Schimmer ihrer Gaben haschte und sie selbst gleichsam anspannen wollte an den Triumphwagen seiner eitlen Genußsucht .... nein, o nein .... „Kunst ist keine Kameradschaft," ich verstehe dies jetzt besser .... sie ist wahrhaft eine Himmelsblume, mir gegeben zur Verklärung meines Lebensweges. Ich erwarte nicht mehr wie ehedem von ihr vollständige Stillung meines Durstes nach Glück; daß sie mir dies nicht gewähren könnte, ersehe ich aus der Bereitwilligkeit, welche sie mit Herzweh, aber dennoch ohne Zögern opfern würde, wenn es der Preis wäre, um den ich ihn erringen könnte, ihn, nach dem mein Herz aufseufzt in unaussprechlicher Sehnsucht.

Mai 18 .... Die Osterferien, welche dieses Jahr besonders spät fielen, sind nun verflossen; schon seit acht Tagen geht alles den geregelten Gang. Für Hedwig und Madeleine hat nun die wichtige Zeit der näheren Vorbereitung auf ihre erste heilige Kommunion begonnen; möge der liebe Gott sie ihnen in reichster Gnadenfülle segnen und ihre reinen Herzen mit unwiderstehlicher Ge

walt an sich ziehen. Marina, Agnes und Marguerite sehen ebenfalls dem großen Tage entgegen; der Kommunion-Unterricht wird ihnen allen gemeinsam von Herrn Balkner mit wahrem Feuereifer erteilt. Das Verhältnis der kleinen Mädchen untereinander gestaltet sich dadurch zu einem noch innigeren, obwohl man es schon früher ein recht erfreuliches nennen durfte. Freilich treten in ihrem Verkehre manche Schwierigkeiten hervor, welche verschiedenen Erziehungsansichten der Eltern entspringen. Marguerite genießt mehr Freiheit als die anderen, was ihr manchen neidischen Blick der Gefährtinnen zuzieht. Da nur eine geregelte Thätigkeit das Lernen interessant macht, so gilt es im Arntheimischen Hause für eine große Last, und die häufigen Unterbrechungen scheinen dort Erzieherin und Zögling gleich willkommen. „Was willst Du," sagte mir Elisabeth neulich, „meine Frau Gräfin findet nun einmal, daß außer der Religion Mädchenstudien sehr wenig Bedeutung haben, während der Graf mitleidig lächelnd über alle weibliche Gelehrsamkeit die Achseln zuckt und in diesem Punkte nur einen Schrecken kennt, seine Tochter möchte ein Blaustrumpf werden. Die Eltern müssen am besten wissen, was zum Wohle ihres Kindes gereicht; ich fühle mich nicht berufen, gegen den Strom zu schwimmen. In Marguerites Stellung kommt man ganz bequem durch die Welt ohne den systematischen Unterricht und die strenge Disciplin Deiner Zöglinge; Gräfin Arntheims Wissen ist auch nicht weit her, und sie befindet sich sehr wohl dabei" ꝛc. ꝛc. Wenn nur die arme Elisabeth nicht später nach inkonsequenter Art thörichter Eltern für die Unwissenheit der Schülerin verantwortlich gemacht wird; auch bedauere ich die reizende Marguerite, welche ein

äußerst liebenswürdiges, gut geartetes Kind ist. Trotz aller angenommenen Gleichgültigkeit empfindet sie das Peinliche ihres Zurückbleibens schon jetzt; denn sobald die Studienfrage aufs Tapet kommt, zeigt sie eine Unsicherheit und Schüchternheit, die nichts Gutes für die Zukunft verheißen.

Bei Marina und Agnes Lichtenberg findet in gewisser Beziehung das Gegenteil dieser Unterrichtsmethode statt. Sie sind meinen Schülerinnen an Kenntnissen voraus; nach der Gründlichkeit darf man freilich nicht allzu genau fragen. Da ihre Erzieherin eine Ausländerin ist, erhalten sie die meisten Stunden von auswärtigen Lehrern, die, an kein festes Jahresziel gebunden, häufig gewechselt werden und den einen gemeinsamen Wahlspruch verfolgen: „Voran, voran, möglichst rasch!“ Von geregelten Ferien ist bei diesen Kindern keine Rede; selbst ein großer Teil von Sonn- und Feiertagen wird zum Lernen verwendet. Die Folge davon ist, daß beide Mädchen ihre Studien gründlich hassen: „Wenn ich einmal groß bin und thun kann, was ich will, dann werfe ich alle Lernbücher ins Feuer,“ erklärt Agnes mit großer Ueberzeugung. Marina, ein sehr begabtes Mädchen, sagt das nicht; aber häufige Konflikte mit Eltern, Erzieherin und Lehrern, sowie das leidenschaftliche Genießen jedes freien Augenblickes offenbaren keine größere Neigung. Der Unterschied besteht nur darin, daß Marina mit ihren Kenntnissen glänzen will und den Gefährtinnen ihre Ueberlegenheit gern fühlen läßt. Madeleine macht sich nicht viel daraus; aber Hedwig, die eine gute Portion Ehrgeiz besitzt, wird dadurch gereizt und unzufrieden. Hoffentlich lichtet die Vorbereitungszeit diese Schattenseiten; sie sind ja alle so gut

und brav und fromm; es ist wahrhaft rührend, ihren Ernst zu beobachten.

Juni 18 . . . Heute fand ein sehr verdrießlicher Auftritt statt. Leider vertiefte ich mich auf dem gemeinschaftlichen Spaziergange zu sehr in ein Gespräch mit Elisabeth und Henriette, so daß ich nicht mehr, wie ich dies auf den Wunsch der Gräfin hin gewöhnlich thue, unbemerkt von den kleinen Mädchen, ihre Unterhaltung beaufsichtigte. Schon beim Abschiednehmen bemerkte ich bedenkliche Schatten auf Hedwigs Gesichtszügen; sie blieb sehr finster und einsilbig auf dem Rückwege, und als ich ihr Fehler in der Handarbeit nachwies, rief sie leidenschaftlich: „Ich möchte wissen, warum wir bei diesen Nähereien verdummen sollen, statt wie die Lichtenbergs im Lernen voran zu machen.“ Madeleine und ich entsetzten uns beide so sehr, daß wir die Sprecherin bloß anstarrten, welche in einen Schwall von Klagen über ihre Unterrichts- und Erziehungsweise ausbrach; natürlich ging alles so wirr durcheinander, wie es nur in einem durch Aufregung überreizten, 12jährigen Kopfe möglich ist. Ich war wie gelähmt vor Schrecken über diesen Zornesausbruch, für den ich Hedwig nicht mehr fähig gehalten hätte. „Warum sollen wir ewig kleine Kinder bleiben und uns von unseren Altersgenossinnen überflügeln lassen?“ schrie sie eben außer sich . . . da öffnete sich die Thüre und der Graf trat ein. Oft hatte ich ihn diesen Winter hergewünscht, um auch ihm zu beweisen, wie vollständig ich meine früheren Thorheiten einsehe und auszumerzen suche; aber er kam niemals, weil er alle seine freie Zeit bei der Gräfin verbrachte; er schien ganz unnahbar zu werden in seiner Sorge um sie. Nun aber

war er da, wo ich ihn auf hunderttausend Meilen wünschte. Beide kleinen Mädchen schmiegten sich erschreckt an mich, Hedwig versteckte sich sogar halb hinter mir, trotz aller erhabenen Reden. Die gespannteste, tiefste Stille trat ein; ich ahnte, wie dieser Vorgang zu meinen Ungunsten sprach, obwohl es vorläufig nur hieß: „Hier gehen ja wieder schöne Dinge vor; zufällig hörte ich alles und verlange fürs erste bloß eines, daß Hedwigs Mama nichts von dem Vorgefallenen erfahre; denn eine solche Undankbarkeit könnte ihr das Herz brechen. Morgen nach der Abreise (die Gräfin bezieht der frischeren Luft wegen eine Villa in der Umgegend) kommen wir auf diesen unbegreiflichen Vorfall zurück.“ Ein trauriger Nachmittag folgte. Hedwig war außer sich: „Hätte ich doch nichts gesagt!“ rief sie ein über das andere Mal. „Das Denken ist noch schlimmer, liebes Kind,“ antwortete ich und suchte ihr zu beweisen, wie die Wurzeln solcher Gesinnungen ausgerottet werden müssen. Aber Hedwig hegte keineswegs bußfertige Anschauungen; mehr aus Furcht als aus Ueberzeugung bekannte sie ihr Unrecht. An Lernen konnten wir bei dieser Aufregung nicht denken; ich schlug vor, sich die Sache in der Kirche vor dem lieben Gott zu überlegen, und ihn vor allem um Verzeihung zu bitten. Auch ich sehnte mich, mir alles vor ihm klar zu legen. Ich hätte Hedwig besser beaufsichtigen, sie mehr studieren sollen; vielleicht wäre dadurch der Ausbruch verhütet worden. Die Unzufriedenheit kochte schon lange in ihr; mancher kleine Umstand, dem ich keine Bedeutung beimaß, nimmt nun eine andere Färbung an. „Das richtige Wort zur rechten Zeit gesprochen — und alles wäre vielleicht im Keime erstickt worden,“ sagt mein Gewissen. — „Ich

brauchte mir dann keinerlei Vorwürfe gefallen zu lassen," flüstert mein Stolz. Freilich ist letzteres Nebensache; das Wohl und Weh der Kinder muß in den Vordergrund treten; ich sollte mehr an Hedwig und weniger an mich denken .... Nach der Anbetung holten wir unsere Arbeiten und wanderten hinaus in abgelegene Anlagen. Nach langem Regen hatte die liebe Sonne wieder die Oberhand gewonnen. Die Luft war so erquickend, der Himmel strahlte tiefblau hernieder, ringsum dufteten die feuchten, lichtgrünen Bäume, in denen die Vögel um die Wette jubilierten. Madeleines Gesichtchen hellte sich allmählich auf; auch Hedwigs heftige Erregung legte sich. Still lauschte sie auf die ruhig-ernste Unterhaltung, die ich nach längerem Schweigen mit Madeleine anknüpfte. Später, während die Kinder arbeiteten, las ich le journal de Marguerite. Ich glaube, daß der Ernst, mit welchem sich dieses Kind auf die erste heilige Kommunion vorbereitete, in diesem Augenblicke mehr Eindruck auf Hedwig machte, als eine beredte Strafpredigt, weil Marguerite genug mit Fehlern kämpfte, um ihren kleinen Bewunderinnen menschlich nahe zu bleiben. „Wie glücklich könnten wir sein, wenn ich nicht so dumm gewesen wäre," seufzte Hedwig auf dem Heimwege. Ich benützte diesen Ausspruch, um der Kleinen ganz ruhig, nicht als Lehrerin, sondern als Freundin einen richtigen Maßstab ihres Unrechtes zu geben; wie das „ich habe es nicht so gemeint," „ich habe es nicht so bedacht," mit dem wir uns alle gern entschuldigen, nichts an den geschehenen Werken ändert. Leider konnte sie sich nicht entschließen, ihren Vater um Verzeihung zu bitten; sie blieb wie versteinert vor ihm. Ich bin ganz trostlos über solche Charakterschwäche; ja,

wenn es sich um Heinrich handelte; aber Hedwig mit dem warmen, großmütigen Herzen, die gewöhnlich so rasch bereut und gut macht .... Sollte ich sie wieder verdorben haben? — Die Gräfin schien nichts derartiges zu merken. Allerdings ist sie leidend, kann nicht viel unter uns sein und verläßt sich vielleicht zu sehr auf mich.

Juni 18... Heute früh acht Uhr fuhr die Gräfin mit den beiden Kleinen fort, nach einem sehr betrübten Abschiede, der allerdings nicht nur der zweistündigen Entfernung galt. — Bei der Rückkehr des Grafen, der seine Frau begleitete, wurde ich zuerst heruntergerufen. Der Graf konnte sich nicht erklären, wie Hedwig ohne vorhergehende Vernachlässigung eines solchen Auftritts fähig gewesen wäre; die Furcht, hintergangen zu werden, wie vor zwei Jahren, lag deutlich in seiner Art und Weise. Er machte mir ziemlich heftige Vorwürfe, daß ich Hedwigs unpassenden Redeschwall nicht augenblicklich unterbrochen hätte, ließ keine Erklärung, Entschuldigung gelten, bis ich schließlich zu allem schwieg, was ihm auch nicht gefiel, weil er mich von meinem Unrecht überzeugen wollte. Ich bin gar nicht mehr an diese Art gewöhnt; die Ungeduld kochte in mir, trotz aller Anstrengungen, sie niederzuhalten; verletzt durch das Mißtrauen, gab ich einige stolze Antworten. Es war eine sehr unbefriedigende Unterredung und die letzten Worte: „Ich werde mich in der nächsten Zeit wieder von allem selbst überzeugen," setzten dem Mißbehagen die Krone auf. Es ist hart, für so viele Bemühungen solchen Lohn zu ernten. Freilich hinterging ich den Grafen vor zwei Jahren und kam zu wenig mit ihm in Berührung, um sein Vertrauen wieder vollständig

zu gewinnen. Gerade weil ich dies als Folgen meines thörichten Betragens erkennen muß und zu viel Fehlerhaftes in der Erfüllung meiner Pflichten sehe, um den Trost der ungerecht Behandelten in Anspruch zu nehmen, bin ich sehr traurig und gedrückt. Hedwig wurde nicht heruntergerufen; der Graf ließ ihr sagen, da sie glaube, ihre eigene Leitung so gut zu verstehen und sich in ihrer Freiheit so sehr beeinträchtigt fände, solle sie thun und lassen, was ihr beliebe. Ich darf ihr keinerlei Stunden geben und soll mich möglichst wenig um sie kümmern. Für ihren Vater scheint sie überhaupt nicht zu existieren. Mir dünkt das nicht die richtige Strafe für ein 12 jähriges Kind; die Lage der Dinge gestaltet sich sehr ungemütlich. Hedwig ist trostlos, weiß sich gar nicht zu helfen; sie weinte sich heute in den Schlaf, um Verzeihung aber hat sie nicht gebeten und ich soll sie in keiner Weise dazu drängen; auch das will mir nicht einleuchten. Ich bin eben nicht mehr an strammes Befehlen gewöhnt; die Gräfin besprach im letzten Jahre die Behandlung der Kinder mit mir und suchte mir ihre Art und Weise begreiflich zu machen.

Juni 18 . . . Zwei Tage sind verstrichen, schwer und unbefriedigend. Gestern abend bat Hedwig endlich um Verzeihung, kam aber nach fünf Minuten schon wieder herauf. Ich reimte mir aus dem mühsam aus Hedwig herausgebrachten Berichte folgenden Bescheid ihres Vaters zusammen: sie sei kein Baby mehr, das man nicht für die Tragweite und Folgen seiner Handlungsweise verantwortlich machen könnte; sie solle nur auskosten, was sie sich selbst eingebrockt habe; die Erziehung, welche ihr ihre Eltern angedeihen ließen, sei eine Wohlthat, die nicht

nach Laune und Belieben einmal weggeworfen und dann leichthin wieder aufgenommen werde. „Was soll ich nun beginnen?“ fragte das kleine Mädchen und schien wohl erschreckt und verwirrt, aber keineswegs untröstlich über die kurze Abfertigung ihres Vaters. „Ich kann Papa nicht zwingen, mir zu verzeihen, wenn er nicht will,“ meinte sie, da ich riet, täglich hinunterzugehen und zu bitten, bis er sie wieder aufnehme. Freilich berichtigte ich das Irrige dieser Ansicht, aber leider ohne Erfolg. Der Graf kommt jetzt wieder oft ins Schulzimmer, und seine mißtrauische Weise, sich um jede Einzelheit zu kümmern, verletzt mich tief; ja sie reizt mich weit mehr zur Ungeduld, als ich es nach allen guten Vorsätzen und Erfahrungen für möglich gehalten hätte.

Juni 18 . . . Hedwig klagte und jammerte heute nicht mehr wie in den letzten Tagen. Bei Beginn der Stunden vertiefte sie sich in ein unterhaltendes Buch. Umsonst machte ich Vorstellungen, legte ihr andere Beschäftigungen nahe. Ich hatte mich nach meinen Verhaltungsmaßregeln schon zu viel mit ihr beschäftigt; so blieb mir nichts übrig, als zuzugeben, was ich nicht ändern konnte, und Hedwigs Belustigungsversuchen traurigen Ernst entgegenzustellen; denn von mir abstoßen möchte ich das arme Kind nicht, dazu ist mir das ganze Verfahren zu unklar.

Juni 18 . . . Hedwig scheint weit entfernt von der rechten Stimmung, einmal tief traurig, dann wieder ausgelassen lustig. Der Graf ist mit Geschäften überhäuft und sehr verstimmt; gegen abend fährt er häufig aufs Land zu seiner Frau und kommt erst des anderen Morgens zurück. Einmal nahm er Madeleine mit, sonst noch

keines der Kinder. Ich fürchte, er überschaut Hedwigs Verfassung nicht, hält sie für reifer, als sie wirklich ist. Und wenn er Rechenschaft über den Tag verlangt, bringt er mich dermaßen durch Fragen auseinander, daß ich kaum fähig bin, ihm klar über das Kind zu sprechen. Mein Gott! wie schwach bin ich und wie kleinlich in meiner Empfindlichkeit! Doch es soll anders werden. Hedwig darf unter meiner Selbstsucht und Ungeduld nicht leiden. Morgen setze ich dem Grafen meine Ansichten über die Kleine klar auseinander; er möge es nach Belieben aufnehmen: „Fais ce que tu dois, advienne que pourra.“ Ich will meine Pflicht nicht mehr halb erfüllen. Es traf sich gut, daß ich gerade heute von der Gräfin den Auftrag bekam, ein Körbchen Früchte für Marie Agnes zu besorgen. Da es heiß war und die Kinder deshalb erst abends spazieren gehen, benützte ich die Zeit der Religionsstunde zu diesem Gange; denn ich wollte die arme Kranke nicht lange auf die Erfrischung warten lassen. Die gute Marie Agnes — schon lange schrieb ich nicht mehr in diesen Blättern über sie, obwohl wir sie regelmäßig besuchen. Sie ist sehr schwach geworden in diesem letzten Jahre; kein irdischer Blumenzauber geht mehr aus ihren Händen hervor; auch ihre Gesangeskunst kann sie fast nicht gebrauchen. Aber welcher Duft überirdischer Tugendblüte umhüllt alle, die in ihre Nähe kommen, welch' himmlischer Frieden strahlt aus ihren großen, ausdrucksvollen Augen, die nichts von ihrem milden Glanze verloren haben. Sie weiß, daß der Arzt ihr nur mehr kurze Zeit zu leben giebt; und wohl wenige Menschen sehen mit solcher Ruhe, solch' kindlicher Freudigkeit ihrem Ende entgegen. Sie kann es auch; denn kein Hauch

verderblicher Leidenschaft berührte ihre Seele. Vom Standpunkte der Welt lächelte ihr das Glück niemals, vom himmlischen Standpunkte aber desto mehr. „Der Bräutigam kommt bald!“ sagt sie mit seligem Aufleuchten; „ihn, den ich immer geliebt, ich werde ihn schauen in unaussprechlicher Herrlichkeit; er wird all' mein Sehnen stillen auf ewig!“ „Ihn, den ich immer geliebt!“ ach, wer dies mit solcher Zuversicht sagen dürfte im Leben und im Sterben! . . . Nie denke ich mehr an die unglückliche Helene als an diesem Krankenbette; Marie Agnes muß uns die Gefährtin durch ihre Gebete wieder erobern. Wir beten ja alle; aber das Gebet einer solchen Seele überflügelt unser Flehen, die wir im Vergleiche zu ihr so ganz in der Irdischkeit befangen sind. „Ihn, den ich immer geliebt!“ ach, dürfte auch ich so sprechen . . . aber obwohl Marie Agnes die Aeltere ist, wurde mein Leben schon zu stark durch Leidenschaft verdüstert. Ich möchte Marie Agnes das Geheimnis meiner Liebe anvertrauen, vor sie aus diesem Leben scheidet, ich möchte es ihr mitgeben in den Himmel. Heute freilich konnte keine Rede davon sein; ich kam nur auf einen Sprung und traf zu meiner größten Ueberraschung Gräfin Marie im Krankenzimmer; ich glaubte nicht, daß derartige Besuche in die Tagesordnung der Comtesse gehörten. Allerdings scheint sie dieses Jahr ernster; das maßlose Vergnügen an den Weltfreuden ist bereits dahin, warum, weiß ich nicht. Gräfin Marie zählt nicht zu jenen anschmiegenden, schüchternen Mädchennaturen, die sich nur in mütterlicher Obhut wohl fühlen; auch ihre zwei verheirateten Freundinnen vermißt sie nicht schwer; dazu waren die Beziehungen zu oberflächlicher Natur. Wie oft hieß es:

„Ich finde Hildegard unausstehlich in ihrer Verliebtheit" oder: „Verlobte Freundinnen sind nicht unterhaltend; als junge Frauen mögen sie wieder genießbar werden, aber im Uebergangsstadium gehören sie zu den Langweiligsten." Man darf solche Aeußerungen nicht wörtlich nehmen; denn Gräfin Marie hat eigentlich ein gutes Herz und die Jahre im Vaterhause wirkten entschieden vorteilhaft; dennoch bin ich von meinen Freundinnen her an einen so verschiedenen Ton gewöhnt, daß mich der hiesige peinlich berühren muß.

Juni 18 . . . Der Graf hörte meine Vorstellungen viel freundlicher an, als ich zu hoffen gewagt hatte, ließ sich sogar herab, mir einige Erklärungen seiner Handlungsweise zu geben, erlaubte mir, Hedwig nach Gutdünken zu beeinflussen, weil, wie er sagte, jetzt der richtige Augenblick gekommen sei, sie ihm wieder in die Hand zu arbeiten . . . . dennoch fiel die Unterredung höchst unbefriedigend aus. „Glauben Sie," hieß es unter anderem, „daß der Familienvater nicht weiter sehen muß als in die allernächste Zukunft? Bei dem geschwächten Zustande der Gräfin brauchen wir eine Persönlichkeit bei den Kindern, die die Erziehungsangelegenheiten je nach der Gesundheit der Mutter selbständig, ohne Beaufsichtigung, nach unserem Willen und unseren Ansichten durchführen wird. Das Zeug zu solchem Vertrauensposten haben Sie, Fräulein Angela, das bewiesen Ihre Verdienste des verflossenen Winters, die ich dankbarst anerkenne. Weil ich mich aber fürs Gewöhnliche so wenig um die Kinder kümmern kann, will ich einen klaren Einblick in die Art und Weise derjenigen erhalten, der ich sie überlasse. Sie sind noch sehr jung; ich will mich selbst überzeugen, ob

Sie sich nach jeder Hinsicht in der viel größeren Freiheit befriedigend entwickelt haben, bei der so nachsichtigen Behandlung der Gräfin nicht verwöhnt worden sind. Finden Sie es nicht in der Ordnung, daß ich selbst prüfe, wo ich selbst die Verantwortung trage? Weil der Beginn dieser Prüfung mit einem bedauerlichen Auftritt begann, muß ich nach den Erlebnissen vor zwei Jahren um so vorsichtiger vorangehen.“ Ich gab nicht die richtige Antwort, wir gerieten ziemlich scharf aneinander; das Endergebnis lautete: „Wenn Sie genug Ernst in die Erziehungsangelegenheit bringen, dann werden Sie meine Absichten verstehen und würdigen; haben Sie aber diesen Ernst nicht, dann muß er Ihnen beigebracht werden.“ Verwirrt und unzufrieden mit mir selbst, in unbehaglichster Stimmung ging ich an meine Obliegenheiten; nur an Hedwig hatte ich denken wollen, und wie viel hatte ich an mich selbst, meine Empfindlichkeit und Wünsche gedacht . . . . Beim Essen wurde den Knaben und Madeleine ein Besuch bei der Mutter für den schulfreien Nachmittag in Aussicht gestellt. Hedwig wechselte die Farbe und verließ das Speisezimmer mit einem Satze. Niemand durfte ihr folgen, obwohl Herr Balkner und ich den gleichen Wunsch hegten; kein Wort wurde mehr gesprochen; die Knaben machten betroffene Gesichter, Madeleine suchte vergebens ihre Thränen zu verstecken. Der Graf empfahl mir nach Tisch, die gebotene Gelegenheit bei Hedwig gut auszunützen; ich ergriff den Augenblick, um für meine heftigen, empfindlichen Antworten des Vormittages um Entschuldigung zu bitten; denn ich fühlte sehr deutlich, daß ich mit unruhigem Gewissen und ungesühnter Schuld kaum vorteilhaft auf meine kleine

Schülerin wirken würde. „Je mehr Ernst Sie Ihrer Aufgabe entgegenbringen, desto weniger Zeit werden Sie für thörichte Empfindeleien übrig behalten,“ lautete die Antwort. Sie ist wahr, obwohl ich vieles um einige Ermutigungen statt diesen Worten erdrückenden Ernstes gegeben hätte. Unwillkürlich stiegen andere Bilder in meiner Seele auf; wie muß ich mich plagen; wie hart drückt die Abhängigkeit, in welcher alle Zuneigung und Güte doch nur Begünstigungen sind, die je nach der Auffassung des Einzelnen in strenger Herrschaft untergehen können. Wie wäre das alles anders, wenn ich ihm angehörte; wie würde er mich schützen gegen die Menschen und gegen mich selbst; denn meine unbotmäßige Natur schüttelte ich wohl nicht im Handumdrehen ab; wenn aber er mein Führer und Herr wäre, wenn ich ein ausschließliches Recht auf seine Liebe hätte, da dünkte mich das Gehorchen süß, ich wollte mich führen lassen, als einfältiges Kind .... In diesen Gedanken verloren, erstieg ich möglichst langsam die Treppe und fand Hedwig und Madeleine in Thränen beieinander. Die Ketten der Wirklichkeit hoben sich schneidend gegen meine Zukunftsträume ab; eine Art von Verzweiflung überkam mich; in barschem Tone rief ich Madeleine zu ihren Aufgaben, ohne auf den Kummer der kleinen Mädchen zu achten. Madeleine blickte erstaunt zu mir auf und zögerte einen Augenblick, weil sie die Schwester umarmte und ihr noch etwas zuflüsterte; ich aber hörte nicht auf die mahnende Stimme des Gewissens, sondern rief in heftiger Ungeduld: „Madeleine, ist das Gehorsam! Gehen Sie augenblicklich an Ihre Aufgaben, oder ich rufe Ihren Vater!“ Nun gehorchte das Kind rasch, während Hedwig

leidenschaftlich ausrief: „Jetzt wird auch Fräulein Angela streng; nein, es ist nicht mehr zum Aushalten!“ Ich antwortete nichts; denn schon bereute ich meine Heftigkeit, ohne mir die Kraft zuzutrauen, darüber Herr zu werden. Ich ließ daher Kinder Kinder sein und versuchte mein Gleichgewicht wieder zu gewinnen. Lange mühte und quälte ich mich mit den widersprechendsten Gedanken: „Wirf das zu schwere Joch von Dir; Deine fruchtlosen Bemühungen zeigen deutlich, daß Du ihm nicht gewachsen bist!“ rief eine Stimme in meinem Innern und tausend Einzelheiten und Bitterkeiten meiner Erzieherinnenlaufbahn tauchten in meinem Geiste auf, während eine andere Stimme an meine Entschlüsse und meine einstige Todesangst mahnte. Ich konnte nicht mit mir fertig werden, deshalb warf ich mich vor meinem Kruzifixe nieder. Da kamen mir bald bessere Gedanken; ich bat um Verzeihung und gelobte, möglichst bald mein belastetes Gewissen in der heiligen Beicht zu reinigen. Während ich noch überlegte, wie ich bei meinen Zöglingen wieder gut machen könnte, legten sich zwei weiche Arme um meinen Hals. „Sie haben Kummer, liebe Fräulein Angela?“ sagte die sanfte Stimme meiner süßen Madeleine. Das vorwurfsvolle Erstaunen war aus ihren lieben Augen gewichen und hatte treuherziger Teilnahme Platz gemacht. „Ja, Madeleine, schweren Kummer, trotzdem“. . . ich zögerte einen Augenblick, Hedwig gegenüber mußte ich wohl auf die Wahrung meiner Autorität bedacht sein; diesem Kinde aber, das mich so weit überragte und solche Reife zeigte, konnte ein Bekenntnis meinerseits nicht schaden, im Gegenteil, wir würden dadurch nur inniger vereint werden, deswegen fügte ich bei: „trotzdem hätte ich Sie nicht an-

fahren dürfen; es war unrecht und es thut mir leid“. . . „O, Fräulein Angela, sprechen Sie nicht davon!“ rief Madeleine, „ich werde die Abwendung Ihres Kummers in meine Kommunionanliegen aufnehmen; Sie wissen, ich schrieb schon mehrere auf, damit ich keines vergesse am großen Tage.“ Die erste heilige Kommunion meiner Schülerinnen — wie hatte ich mich darauf gefreut; doch in den letzten Zeiten war dieser Gedanke mehr in den Hintergrund getreten vor meiner Verstimmung und meinen Kämpfen; gleich einem Donnerschlage kam mir die heutige Bemerkung des Grafen zurück: er fange an, sich zu überlegen, ob es Hedwig nicht besser wäre, um ein Jahr hinausgeschoben zu werden. Das durfte nicht geschehen, nein, nimmermehr; wenigstens wollte ich alles aufbieten, um einen solchen Schritt zu verhüten. Ich trocknete meine Thränen und ging ins Schulzimmer zurück, wo Hedwig am Tische saß und sich den Anschein des Lesens gab, während sie in Wirklichkeit finster vor sich hinbrütete. Nach Vollendung von Madeleinens Arbeiten schlug ich vor, bis zur Ankunft des Wagens le journal de Marguerite zu lesen. Weil viele gemütliche, vertrauliche Plaudereien damit verbunden sind, wo die Zwillinge ihre Gedanken aussprechen, wie sie ihnen gerade kommen, hatte ich diese Lektüre der schwierigen Verhältnisse wegen unterlassen, die den Hauptvorteil derselben vereitelt hätten. Zu meinem Schrecken machte Hedwig Miene, das Schulzimmer zu verlassen. Auf meine Frage, ob sie das Buch nicht hören wolle, antwortete sie: „Ich habe an nichts mehr Freude und nun, da auch Sie mich nicht mehr lieben, ist vollends alles vorbei.“ „Sie nicht mehr lieb haben, Hedwig, was fällt Ihnen ein?“ rief ich und um-

armte das widerstrebende Kind. „Sie hatten kein Wort des Trostes für meine Traurigkeit,“ meinte das kleine Mädchen vorwurfsvoll. „Und wer ist schuld daran, daß Sie so traurig sind?“ „Papa, der mir nicht verzeihen will.“ „O, Hedwig!“ sagten Madeleine und ich wie aus einem Munde; „ich will Ihnen etwas sagen, liebes Kind,“ fügte ich bei, „wir wollen diesen Nachmittag benützen, um ein recht klares Bild über den Stand der Dinge zu bekommen; fürs erste aber lassen Sie uns lesen; die Beschäftigung mit Ihrer ersten heiligen Kommunion wird Sie in die rechte Stimmung bringen.“ Der Ernst, die Einfalt, der Eifer, welche sich in jeder Zeile des Buches offenbarten, mußten in der That erbauend wirken, kräftigend und beschämend zugleich. „Wie glücklich war Marguerite, so fromm zu sein!“ rief Hedwig, als Madeleine hinuntergerufen wurde. „Ist sie es von selbst geworden, ohne Mühe und ohne Kampf?“ gab ich zurück, und ergriff den Anlaß, nochmals den jüngst stattgefundenen Vorfall gründlich zu besprechen; zuerst suchte die Kleine nach Entschuldigungen; sie klagte heftig über Marina und ihre Prahlereien; es verletze ihr Ehrgefühl, es mache die Behandlungsweise ihres Unterrichts unerträglich. „Armes Kind,“ entgegnete ich ruhig, „Sie sind in der That zu bedauern; es ist sehr traurig, allen fremden Einflüssen und augenblicklichen Eindrücken dermaßen zugänglich zu sein, daß man darüber das eigene Urteilsvermögen verliert und mit Blindheit geschlagen wird für die zahlreichen Vorteile, die man selbst genießt.“ „Wie meinen Sie das?“ stotterte Hedwig; sie verstand mich besser, als sie eingestehen mochte. „Früher beklagten Sie Ihre kleinen Freundinnen wegen ihres angestrengten

Studiums," erläuterte ich, „das eine Menge Freuden ausschließt, die Sie in Hülle und Fülle genießen und zugleich das Genußreiche des Lernens zum großen Teile in der Last desselben untergehen läßt. Allerdings steht das Urteil über die Unterrichtsmethode Ihrer Gefährtinnen weder Ihnen noch mir zu; die Eltern derselben mögen Gründe dafür haben, die sich unserem Ermessen entziehen; ich will Ihnen nur zeigen, daß Ihre Lage die glücklichere ist. Die Hand aufs Herz, Hedwig, möchten Sie wirklich so viel lernen als Ihre Freundinnen?" „Nein," antwortete Hedwig, „aber ohne die langweilige Handarbeit und das ewige Wiederholen kämen wir in der gleichen Zeit rascher voran." „O, Hedwig, welch' verkehrte Anschauungen! Die Handarbeiten sind notwendig für weibliche Wesen; tausend Pflichten, tausend Erleichterungen, tausend Freuden verbinden sich damit. Freilich vermag ein zwölfjähriger Kinderverstand dies kaum einzusehen; er ist noch viel zu klein und schwach, um die Gegenwart genügend zu erfassen, wie sollte er mit seiner Vorsorge schon die Zukunft erreichen und ohne Erfahrung ihr vorarbeiten? Ebenso wenig können Sie den Nutzen des Wiederholens bemessen, weil ein Kind nicht beurteilen kann, wo der Schwerpunkt der wahren Bildung liegt." „Aber Marina und Agnes sollen doch auch wahrhaft gebildet werden; sie wiederholen wenig und arbeiten gar nicht," bemerkte Hedwig. „Nicht alle Charaktere und Auffassungsgaben verlangen gleiche Behandlung; aber lassen wir nun Marina und Agnes aus dem Spiele. Wenn sie tausendmal besser daran wären als Sie, so dürften Sie doch nicht klagen; denn der liebe Gott ist es, der Sie in Ihre Verhältnisse gesetzt, Ihnen Ihre Eltern gegeben hat; Sie kündigen ihm

den Gehorsam, indem Sie sich gegen dieselben auflehnen." Ich zog die Kleine an mich; denn ich war überzeugt, daß ich ihr die noch übrig bleibende bittere Wahrheit am erfolgreichsten beibrächte, wenn sie zugleich meine Liebe sehen würde. „Glauben Sie auch nicht an meine Reue?" fragte sie. „Wie kann ich das, Hedwig, solange sie nur in Worten besteht? wie kann ich an Ihren Ernst glauben, wenn ich an Ihre erste Begeisterung am Anfange des Kommunionunterrichtes denke und nun sehen muß, daß Sie lieber Ihre erste heilige Kommunion in Frage stellen, als sich einer etwas peinlichen aber wohlverdienten Demütigung unterziehen?" Das Kind zuckte zusammen: „Warum sollte ich nicht kommunizieren?" „Weil Ihr Vater meint, wenn Sie nicht einmal genug Ernst und Mut haben, um ein begangenes Unrecht zu sühnen, Sie auch nicht die erforderliche Ausdauer zu einer guten Vorbereitung besitzen, und folglich weder die notwendige Reife erlangen, noch in die wünschenswerte Verfassung kommen können, um den lieben Gott würdig zu empfangen." „Wenn ich aber gleich morgen zu Papa gehe und mir nichts zu schwer wird?" rief Hedwig lebhaft. Ich ermutigte meine Schülerin in ihren guten Vorsätzen und wir gingen in die Kirche, damit der liebe Gott sie segne. Dann unternahmen wir einen hübschen Spaziergang in der Abendkühle und machten einen kurzen Besuch bei Marie Agnes. Natürlich brachte ich die erste heilige Kommunion der Zwillinge aufs Tapet; wer spräche besser darüber als diese Heilige? — Immer mehr kam die alte Hedwig mit der spiegelklaren Wahrhaftigkeit, dem warmen, rasch entflammbaren Herzen zum Vorschein. Sie schlief schon, als der Wagen zurückkehrte; ich aber ging hinunter,

nicht nur um rascher Nachrichten von der Gräfin zu erhalten, sondern auch um Hedwig bei ihrem Vater anzumelden. Er schien zufrieden, erlaubte mir jedoch nicht, wie ich es so sehnlichst wünschte, dem Kinde mitzuteilen, daß er sie rufen lassen würde. „Sie soll selbst darum bitten; sie verdient nicht, daß ich ihr entgegenkomme." Er mochte recht haben, doch wußte ich, wie wenig er Herr seiner Zeit ist. Erst nach dem Mittagessen, als der Wagen schon wieder vor der Thüre stand, konnte Hedwig ihre Bitte vorbringen, und erst nach einem endlosen Nachmittage, wo sie mich durch ihre Unruhe und durch beständiges Aendern der Beschäftigung fast zur Verzweiflung gebracht hatte, verschwand sie endlich im Arbeitszimmer ihres Vaters. Nach dem Spaziergange fanden wir sie am Fenster des Lernzimmers, doch entfloh sie alsbald in ihr Schlafzimmer, die Thüre verriegelnd, welche sie trotz aller Bitten nicht öffnete. Ach, wie sehnte ich mich nach der Gräfin, die gewiß den richtigen Weg zum Herzen ihres Kindes gefunden hätte, während ich ratlos dastand. Am folgenden Morgen wurde Hedwigs Ausnahmestellung aufgehoben; der Graf selbst that es, fügte aber leider bei: „Das frühere Verhältnis zu mir kann nur nach vielen Beweisen gänzlicher Sinnesänderung wieder hergestellt werden." Ich weiß, daß es mein Fehler ist, nach derartigen Ereignissen für mich und andere zu rasch den gewohnten Stand der Dinge herstellen zu wollen; deswegen erlaube ich mir kein Urteil.

Juli 18 . . . Heute durften wir alle die Gräfin besuchen und brachten einen sehr vergnügten Nachmittag bei ihr zu. Sie befindet sich entschieden besser und war so froh, uns wieder alle um sich zu haben; mir aber

ging das Herz auf im Sonnenschein ihrer Liebe. Solch herzliche Beziehungen hätte ich früher für unmöglich gehalten. Freilich trug ich daran die Hauptschuld; doch wäre es thöricht, sich verbergen zu wollen, daß auch sie sich sehr zu ihrem Vorteile veränderte. Statt der Herrin kehrt sie mir mehr und mehr ihr mütterliches Wesen zu, der Glanzpunkt dieser zart angelegten Natur. Nicht immer lobt sie mein Thun und Lassen; aber der scharfe Dorn des Tadels, der mich früher so sehr verletzte und verbitterte, verschwindet im Bestreben, sich in meine Lage, in meine Art und Weise hineinzudenken. Fräulein Bertoldy hatte recht zu sagen: „Die Schwierigkeit des Verhältnisses zwischen Mutter und Erzieherin besteht meistens darin, daß sie einander fremd und gleichgültig bleiben. Die eine vertieft sich ins Fordern und Befehlen, während die andere der Mutterliebe, Mutterpflicht und Muttersorge wenig Rechnung trägt und ihre Stellung möglichst angenehm machen will, statt sich einfach den ihr anvertrauten Kindern hinzugeben in großmütiger Opferwilligkeit."

Juli 18 . . . Immer näher rückt die heilige Zeit; in acht Tagen reisen wir nach Rosenburg. Die kleinen Mädchen wetteifern in der Vorbereitung. Madeleine, die von Natur so sanfte, fromme, braucht fast nur den Hang zur Langsamkeit und Träumerei zu bekämpfen. Es ist rührend zu sehen, wie sie sich auf einmal inmitten einer sehr bedächtig angegriffenen Beschäftigung in der alten Gewohnheit ertappt und flink und aufgeweckt wird. „Zur Sache, Madeleine! Wo sind Ihre Gedanken?" Diese früher sehr häufige Mahnung gehört nun zu den Seltenheiten, wodurch ihr bisheriges Interesse an unbeliebten Lernfächern wesentlich zunimmt. Hedwig hat

andere Fehler zu unterdrücken, den Stolz, den Ehrgeiz, die Heftigkeit. Sie kämpft nicht immer mit Erfolg, aber jetzt wenigstens mit dem besten Willen. „Ernst thut einem solchen Charakter not,“ antwortete der Graf auf meine Bestürmungen, sein früheres Verhältnis zu Hedwig wieder herzustellen. Ich fürchtete, er würde sich das Kind vollständig entfremden; doch ich täuschte mich. Hedwig hing nie leidenschaftlicher an ihrem Vater; wirklich beeinträchtigt hier die Furcht die Liebe nicht und vor der Rückkehr der Gräfin wird die vollkommene Versöhnung stattfinden. Marina, Agnes und Marguerite kommen täglich mehrmals mit uns zusammen. Außer den Religionsstunden lesen wir nun noch einmal gemeinschaftlich den großen Tag; wir singen fromme Lieder und nehmen die zahlreichen Gedichte durch, die meine Zöglinge im Laufe des Jahres zu Ehren des heiligen Sakramentes lernten. Vieles freilich in diesen Gedichten und Liedern bezieht sich auf geistige und leibliche Mühsale, von denen diese Kinder keine Ahnung haben; ich erinnere mich desselben Falles bei meiner Vorbereitung. Das schadet nichts; sie dringen trotzdem tiefer in die wunderbaren Beziehungen ein, welche durch das heilige Sakrament zwischen Gott und den Menschen hergestellt sind. „Der Wahrheit können wir nicht treu bleiben ohne beständigen, innigen, rückhaltlosen Anschluß an Christus den Herrn. Uns denselben zu erleichtern, ist einer der Hauptbeweggründe seiner Menschwerdung; um uns dieses persönliche Verhältnis zwischen ihm und dem einzelnen Menschen noch verständlicher zu machen, bleibt er da Tag für Tag und Stunde um Stunde im heiligen Sakramente; denn Christus muß der Inhalt unseres Lebens sein.“ Jene

Worte hörte ich neulich in einer Predigt und diese Vorbereitungszeit erinnert mich immer wieder daran. Ja, das ist es, worauf Herr Valkner in den Religionsstunden stets aufs neue zurückkommt; das ist es, was auch ich meinen Schülerinnen mit dem ganzen Aufwand meiner schwachen Kräfte beibringen möchte; jetzt lernen sie es nach Kinderart und wenden es an auf ihr Kinderleben; einstens aber, wenn größere Pflichten, größere Schwierigkeiten an sie herantreten, wenn sie hindurch müssen durch den Feuerofen der Prüfungen, dann wird das in der Stille des Frühlingsmorgens ihres Lebens Erlernte neue Gestaltung gewinnen, es wird vertieft und verinnerlicht werden, es wird sie wappnen und stärken in allen Stürmen und allen Kämpfen.

Juli 18 . . . „Christus der Inhalt unseres Lebens; der König unserer Herzen“. . . . ich muß noch einmal auf diesen Gedanken zurückkommen, er klingt so beruhigend, so erhebend, sollte so vereinfachend auf die tausend Zersplitterungen unseres Lebens wirken . . . . Welche Ruhe, welcher Friede muß darin liegen, sich ihm ganz hinzugeben, wie Schwester Franziska Seraphika, wie Marie Agnes oder Klara, dessen ein und alles er ist, der Erwählte ihres Herzens, der Bräutigam, die einzige Liebe . . . . Wohl ahne ich das Herrliche, das Beseligende einer solch' ausschließlichen Liebe, obschon ich nicht imstande wäre, sie nachzuahmen. Nicht für alle ist ein solcher Beruf, wenn ihn auch alle bewundern sollen. Ich will suchen, meinen schwachen Kräften gemäß „Christus zum Inhalt meines Lebens, zum König meines Herzens“ zu machen, ihm mich hinzugeben, ihm nachzufolgen in unverbrüchlicher Treue; von ausschließlicher Liebe aber, wie sie den obengenannten,

auserlesenen Seelen zu teil geworden, kann ich nicht wagen zu reden; denn mein Herz hängt an einer irdischen Liebe und würde mir der Genuß derselben geboten, ich griffe zu mit beiden Händen. Bleibt diese Liebe eine geordnete, gezügelte, so ist dies nichts Unrechtes, ich weiß es; mein Herr und Gott soll dessen ungeachtet den ersten Platz in meinem Innern behalten, das habe ich mir heute beim Abschiede von Marie Agnes wieder ernstlich vorgenommen. Ich erlangte von der Gräfin, die der morgigen Abreise wegen nach Wien zurückgekehrt ist, ein Stündchen Freiheit, um es bei der lieben Kranken zuzubringen, und als sie so schön, so erhaben von der Liebe zu Gott sprach und von der Seligkeit der gänzlichen Hingabe an ihn, da kniete ich vor ihrem Bette nieder und offenbarte ihr mein ganzes Elend und sagte ihr, wie weit ich entfernt sei von einer solchen Liebe. Sie hörte mich ruhig an, so still und ruhig, daß ich fürchtete, sie durch die Leidenschaftlichkeit, in die ich mich trotz aller guten Vorsätze hineingeredet hatte, erschreckt zu haben; da ich aber, ihre Hand erfassend, flehte: „O, verachten Sie mich nicht, Marie Agnes, weil ich mich nicht so hoch wie Sie erschwingen kann," antwortete sie liebreich: „Sie verachten, Fräulein Angela, wo denken Sie hin? Es ist ja etwas sehr Schönes um eine reine, irdische Liebe, die durch Gottesliebe geheiligt wird, und wenn auch die vollständige Hingabe an Gott an und für sich vollkommener ist, so kommt es im einzelnen Falle doch so sehr auf die persönliche Mitwirkung an, daß am jüngsten Tage wohl viele Jungfrauen vor den Gattinnen und Müttern zurückstehen müssen; wir verehren unzählige Heilige aus dem Ehestande." „Wahrscheinlich aber komme ich nie zum Heiraten," versetzte ich, „meine Liebe scheint

ziemlich hoffnungslos; sie bringt mir größere Qualen als Freuden und doch vermag ich sie nicht aus meinem Herzen zu reißen; ich kann nicht zu Gott sagen: „Ich liebe Dich allein und ausschließlich!" Denn führte ein glücklicher Umstand Graf Wolsky und mich zusammen und würden die dieser Ehe entgegenstehenden Schwierigkeiten gehoben, so weinte ich tausend Thränen, wenn ich mich gebunden und gefesselt fühlte." „Wer spricht denn von Binden und Fesseln, Fräulein Angela?" „Der Friede, die Ruhe, die selige Sicherheit derer, die sich Gott ganz hingeben, zieht mich an; weit glücklicher sind sie, als ich in meinem unglücklichen Zustande; fast nur Hoffnungslosigkeit bringt mir die irdische Liebe". . . „Wohlan, Fräulein Angela, nicht von jedem wird gleiches gefordert, jeder giebt, was er zu geben vermag. Da Sie nicht imstande sind, Ihrer irdischen Liebe zu entsagen, so opfern Sie die Hoffnungslosigkeit derselben auf und es wird Ihnen reicher Segen zu teil werden." „Wenn aber diese Hoffnungslosigkeit sich heben lassen würde, was dann?" fragte ich und ein seliges Entzücken ging durch mein Herz. „Dann danken Sie Gott für die Freuden, wie Sie ihm jetzt für die Leiden danken sollen, und dienen Sie ihm aus allen Kräften in dem neuen wie in dem alten Stande." „O, Marie Agnes!" rief ich, alles andere um mich her vergessend, „viel besser würde ich ihm dienen im neuen als im alten Stande; es gäbe kein Hin- und Herzerren mehr in meinem Leben, alles wäre klar, einfach, beseligend; Gott behielte immer den ersten Platz in unseren Herzen; aber herrlich müßte es sein, diese andere Liebe bethätigen zu dürfen unter seinen Augen, als die heiligste Pflicht. O, nehmen Sie meine Liebe mit in den Himmel; legen

Sie dieselbe nieder vor dem Throne Gottes, bitten Sie ihn für mich, daß er ihr die Hoffnungslosigkeit nehme; er ist ja der König der Herzen, er kann sie lenken wie Wasserbäche, er kann ja alles.“ „Gewiß kann er alles, aber seine Gedanken sind nicht unsere Gedanken und seine Wege sind nicht unsere Wege,“ sagte Marie Agnes sanft und ergriff meine beiden Hände; „ja ich werde für Sie beten, liebe Fräulein Angela,“ fuhr sie fort mit einer Innigkeit, die ich sogar bei ihr noch nicht gesehen, „ich werde für Sie beten, daß Gott der Herr Sie glücklich mache in diesem wie im anderen Leben. Wie es sich auch wenden mag mit Ihrer irdischen Liebe, bleiben Sie treu dem Gott der Liebe, der am besten weiß, was uns frommt; lassen Sie meinen Scheidegruß immer in Ihrem Herzen klingen in Augenblicken der höchsten Freude wie des tiefsten Leides: „Auf Wiedersehen im Himmel!“ Marie Agnes lehnte sich erschöpft zurück; sie hatte sich zu viel zugemutet; ich aber blieb vor ihrem Bette knieen und schaute in ihre lieben Augen, die so sprechend auf mich gerichtet waren. Bald darauf kam die Gräfin mit den Kindern; sogar die kleine Felicitas wurde einen Augenblick ins Zimmer getragen; denn die liebe Kranke sollte unser Baby einmal gesehen haben, und es ist zweifelhaft, fast unwahrscheinlich, daß wir sie wiederfinden. Das gab einen traurigen Abschied; viele Thränen flossen, da wir zum letztenmale dieses Krankenbett umstanden; Marie Agnes war eigentlich die einzige, die ruhig und froh blieb und immer wieder sagte mit ihrem süßen, verklärten Lächeln: „Auf Wiedersehen im Himmel!“ Ja, denn „Auf Wiedersehen im Himmel!“ Du heilige Seele! und sollte mir der Weg manchmal zu rauh und eng dünken,

dann werde ich an Deine friedliche Ergebung inmitten der herbsten Opfer denken ....

Rosenburg, den 11. Aug. ... Die Examen sind überstanden, die Lernbücher geschlossen, wir beginnen eine der wichtigsten, heiligsten Zeiten im Leben der Zwillinge; denn morgen nach der heiligen Messe fangen die Exercitien an zur Vorbereitung auf ihre erste heilige Kommunion. Heute gegen abend, als die Aufregung der Prüfungen, welche übrigens recht befriedigend ausfielen, sich gelegt hatte und ich einen Augenblick sinnend an meinem Fenster saß, auf die sonnige Landschaft sehend, die sich so friedlich vor mir ausbreitete, und im Geiste die Vorkommnisse des vergangenen Spätjahres schauend, kamen meine kleinen Schülerinnen beide zu mir Hand in Hand: „Wie herrlich, sich nur mehr mit unserer ersten heiligen Kommunion beschäftigen zu brauchen!" sagte Madeleine, die Arme um meinen Hals schlingend, während Hedwig mit der ihr eigenen Offenherzigkeit bat: „Nicht wahr, Sie helfen mir, daß ich ja nicht zerstreut werde in diesen heiligen Tagen." Wie tief, wie klar ist das „einzig Notwendige" in diesen reinen Kinderherzchen eingeschrieben .... nicht so fürchte ich bei mir trotz aller Ueberzahl der Gnaden. Doch ich will mich ermannen und diese Gnadenzeit auch für mich nicht vorübergehen lassen; der Herr Pfarrer kommt in der Beichte fast immer auf dieselbe zurück und spricht so erhebend über die Ehre und die Verantwortung zugleich, welche für die Erzieherin in ihrer hohen Aufgabe verborgen liegt: „In Ihre Hände," sagte er neulich, „sind zum großen Teil die Eindrücke gelegt, die Ihren Zöglingen zukommen sollen; denn wer kann besser auf sie wirken als diejenige, die sie sozusagen Tag und Nacht

umgiebt? Wir preisen die Jünger selig, welche den ehrenvollen Auftrag erhielten, alles zu rüsten für das letzte Abendmahl des Herrn; wie viel glücklicher aber sind Sie zu nennen, die lebende Herzen bereiten dürfen auf die Ankunft des göttlichen Heilandes. Auf Sie schaut nun der ganze Himmel; die Schutzengel der Kleinen wiegen den Ernst, die Liebe, die Hingabe ab, mit welcher Sie dies wichtige Werk vollziehen, sie zählen die Opfer, welche Sie zu dessen Fruchtbarkeit darbringen, die Mühen, welche Ihnen Ihre heilige Arbeit einträgt. Nichts davon geht verloren, alles hat himmlischen Wert." Ich will versuchen, wenigstens in diesen Tagen selbstsüchtige Gedanken fern zu halten; schon heute nachmittag erlaubte ich mir keine weiteren Träumereien und beschäftigte mich statt dem mit Hedwig und Madeleine. Um sechs Uhr kam der Herr Pfarrer ins Schloß zurück, um den Zwillingen die übrigen Erstkommunikanten zuzuführen. Es ist dies eine rührende Sitte, die jedes Jahr stattfindet, wo es ein Erstkommunikantenkind im Schlosse giebt, und man erzählt sich, daß vor drei Jahren, als das älteste Töchterlein hier, wenn es am Leben geblieben, so weit gewesen wäre, die Gräfin selbst sich im Andenken an ihre verstorbene Kleine besonders mit den damaligen Erstkommunikanten beschäftigt habe. Dieses Jahr ist Gott sei Dank kein so schmerzliches Erinnern damit verbunden. Der Herr Pfarrer hielt eine kleine Anrede über die entscheidende Wichtigkeit der ersten heiligen Kommunion für das ganze Leben und sprach von dem Bande, das der gemeinsame Empfang des heiligen Sakramentes unter den Kindern knüpfen solle. Dann gingen Hedwig und Madeleine durch die Reihen und fanden mit

einiger Nachhilfe ein paar freundliche Worte für die Einzelnen. Merkwürdigerweise weiß sich die im allgemeinen schüchterne Madeleine bei solchen Gelegenheiten besser zu helfen als Hedwig, welche meist trotz bestem Willen mehr kindisches Ungeschick an den Tag legt. Nachdem die Kleinen, unter denen die Armen von der Herrschaft an ihrem Ehrentage gekleidet werden, wieder entlassen waren, teilte uns der Herr Pfarrer die mit der Gräfin ausgearbeitete Tageseinteilung für die Exercitien mit. Die Gräfin findet es besser, die Kinder gleich bei den ersten geistigen Uebungen anzuhalten, sich auch in den äußeren, nebensächlichen Einrichtungen in aller Einfalt dem Führer der geistigen Uebungen unterzuordnen, damit, wie sie sagt, ihnen hierin das Verdienst des Gehorsams zu teil werde.

Den 14. Aug. . . . Also morgen, morgen ist der große Tag. Die Zwillinge schlummern schon lange, ruhig und friedlich. Ihre letzten Worte vor dem Einschlafen waren Sehnsuchtsseufzer nach dem lieben Heilande. Rasch verflossen diese Gnadentage der heiligen Exercitien; denn zu Gnadentagen gestalteten sie sich nicht nur für die glücklichen Erstkommunikanten, sondern für alle Beiwohnenden. So manches wurde mir klarer und verständlicher; auch kostete ich zum erstenmale die Gnade, den Segen, der auf der Vorbereitung anvertrauter Kinder liegt. Hedwig und Madeleine sind mir unendlich teuer, das fühlte ich deutlich, als ich meine besten Kräfte anspannte, ihnen wirksam zu helfen. Es liegt etwas so Rührendes und Aneiferndes in dem Gedanken: solch' unschuldige Kinderherzen sind in Deine Hände gelegt, auf daß Du sie bereitest und schmückest auf die Ankunft des Herrn. Ueber alle Maßen haben mich die Kinder in

diesen Tagen erbaut; ich dachte recht lebhaft an Fräulein Bertoldys Ausspruch: „Wir können oft viel mehr von den Kindern lernen, als wir ihnen beizubringen vermögen.“ Ihre Einfachheit und Geradheit zieht mich immer besonders an; wie ehrlich kämpfte Hedwig gegen ihre Flatterhaftigkeit, wie fand sie kein Ende in ihrer Anklage, Reue, Zerknirschung, wie ängstlich waren beide darauf bedacht, jedes Fleckchen, jedes Stäubchen aus ihrem Herzen zu entfernen, und als ihnen gesagt wurde, es sei genug der Erforschung, die Liebe, die Sehnsucht, die Freude sollten jetzt in der Aussicht auf die heilige Kommunion vorherrschen, mit welcher Einfalt unterzogen sie sich dieser Unterweisung! Der Herr Pfarrer selbst betete mit den Kindern vor dem Abendläuten entsprechende Vorbereitungsgebete auf den morgigen Tag; bei Hedwig und Madeleine aber, man kann es wohl sagen, war die ganze Zeit von der Generalbeichte an nur mehr ein langer Sehnsuchts- und Liebesseufzer. Nicht nur in ihren Worten, auch auf ihren Gesichtchen lag beständig der volle Glanz der Erwartung, der Ehrfurcht, des Friedens. „Wie hielten wir es so lange aus, ohne den Besuch des lieben Heilandes?“ fragte Madeleine ein über das andere Mal. „Ach, wäre die Nacht schon vorüber, der Augenblick gekommen!“ rief Hedwig in ihrer feurigen Weise. Doch ich darf mir nicht erlauben, ihre Worte weiter anzuführen, ich fände sonst kein Ende. Tief beschämt mich diese Vorbereitung, wenn ich an die meinige denke. Den Erinnerungsduft an die eigene erste heilige Kommunion bringt sie mir freilich zurück; doch seitdem, wie steht es damit? — Seit diesem ersten Male, wie oft ist der liebe Heiland zu mir gekommen, er immer mit

derselben Liebe, derselben Geduld; aber ich . . . wie viel Lauheit, wie viel Gleichgültigkeit schlich sich ein in meine Vorbereitung . . . Oft dünkt es mir eine große Mühe, nur hie und da im Laufe des Vorabends von Kommuniontagen den Gedanken an sein Kommen festzuhalten, und morgens bis zum Kirchgange durchkreuzt tausenderlei anderes meinen Kopf. Auch ich machte heute eine Generalbeicht; der Herr Pfarrer legte es mir nahe, weil diese Zeit für die Erzieherin, welche nicht innig genug mit ihren Schülerinnen vereinigt sein kann, ebenfalls eine sehr wichtige sei. Von nun an, meinte er, sollte ich alle acht Tage zur heiligen Kommunion gehen. Er dachte auch dabei an meine Liebe . . . und in der That, wer kann mich besser verstehen, mich wirksamer trösten, mich nachhaltiger stärken als der liebe Gott? — Ich bin noch so schwach; selbst alle die heiligen Beschäftigungen und Eindrücke verwischten den Gedanken an Graf Wolsky nicht, und ich bat Hedwig und Madeleine, dem lieben Heiland eine ganz besondere Angelegenheit von mir recht dringend zu empfehlen. Erstkommunikantengebete sind kostbar, vielleicht erflehen sie mir eine glückliche Vereinigung mit Walter.

Hier in diesen verschwiegenen Blättern darf ich ihn ja nennen, wie er in meinem Herzen eingeschrieben steht. Freilich wäre es weit vollkommener gewesen, dem lieben Gott einfach die Sache zu überlassen, daß er sie leite nach seinem Wohlgefallen. Aber ich kann nun einmal nicht anders; die Intensivität meines Wünschens ist zu stark und wenn ich bedenke, daß die Erfüllung meiner Sehnsucht möglicherweise nicht in den Absichten Gottes liegt, so muß ich die ganze Kraft meines Willens zu-

sammennehmen, um beizufügen: „aber nicht mein, sondern Dein Wille geschehe!“ . . . Doch da komme ich weit ab von dem Frieden des morgigen Tages. Ich will jetzt beten und zur Ruhe gehen, sonst werde ich es noch bereuen, diese Blätter zur Hand genommen zu haben.

Den 15. Aug. . . . Wieder schlafen die Zwillinge; der schönste Tag ihres Lebens liegt bereits hinter ihnen. „O, daß man solche Feste verlängern könnte!“ meinten sie beide bedauernd beim Auskleiden. „Die Gnade des Tages kehrt zurück, liebe Kinder,“ tröstete ihre Mutter, die heute bis zum letzten Augenblicke bei den Töchterchen weilte, wie sie auch bei ihrem Erwachen zugegen gewesen war. Doch ich will der Reihe nach einiges erzählen. Zuerst kam die Gräfin heute morgen in mein Zimmer; „denn,“ sagte sie, „man muß auch Ihnen Glück wünschen, liebes Kind; es ist Ihr Ehrentag so gut wie der von Hedwig und Madeleine. Der liebe Gott lohne Ihnen alle Ihre Liebe.“ Ich fühle mich immer ganz beschämt und erschreckt über eine solche Ausdrucksweise; denn ich bin nur eben weit genug, um einzusehen, wie viel mir fehlt; ich antwortete bloß: „Möge der liebe Gott meine Irrungen gnädig übersehen“; dann gingen wir, die Zwillinge zu wecken. Beim Ankleiden las ich auf Veranlassung der Gräfin eine Betrachtung über die heilige Kommunion vor, bis die kleinen Mädchen in ihrem jungfräulichen Schmucke vor uns standen. Das Kleid, der Schleier, die Blumen, alles wurde in Rücksicht auf die Mitkommunikanten sehr einfach gehalten; sie bedurften auch keines besonderen Putzes; ich hätte sie mir nicht reizender denken können. „Sie sind schon sehr hübsch, unsere Schwesterchen,“ bemerkte Clemens bewundernd, als wir auf dem Gange

warteten, während die Gräfin die Erstkommunikanten zu ihrem Vater führte. Ueber meine Eindrücke in der Kirche vermag ich nicht viel zu sagen. Hedwig und Madeleine am Altare, das Brot der Engel, den Herrn der Heerscharen empfangend, welcher Augenblick für diejenigen, denen sie anvertraut sind! Man muß ihn empfinden, man kann ihn nicht beschreiben.... Ich vermochte nicht viel in Worten zu beten; immer wieder mußte ich mich vor demjenigen niederwerfen, der ja auch in mein Herz gekommen war und ihn stets von neuem bitten: „Nimm sie, nimm sie, o Herr; segne sie tausendmal; mache sie Dir ganz zu eigen, wie Du es willst. Hilf, daß sie besser werden als ich und glücklicher!" Unwillkürlich kam mir der Gedanke an ihre Zukunft, da ich sie wie Bräute knieen sah, mit Kranz und Schleier geschmückt. Sie sind ja auch Bräutchen; bis jetzt aber bloß die Bräute Christi des Herrn, die in ihren reinen Kinderherzen keine Spur von fremder Liebe hegen. Madeleine, die fromme, sanfte, wird vielleicht Maria werden zu den Füßen des Herrn; aber Hedwig, der feurigen, leidenschaftlichen, welche Zukunft steht ihr bevor? Wird sie so friedlich bleiben oder hin und her geworfen werden von den Stürmen des Lebens?... „O, Herr! bewahre sie Dir so rein und fromm und hilf ihnen, Dich immer über alles zu lieben...." Der Tag verstrich sehr ruhig; selbst Hedwig, die stürmische, war still in ihrem Glücke. Im Laufe des abendlichen Spazierganges trat der Graf auf mich zu und sagte: „Ich muß Ihnen noch danken, Fräulein Angela, für alle Liebe, die Sie unseren Kindern bewiesen. Ich bin jetzt überzeugt, daß Sie unser volles Vertrauen verdienen." Es waren wenige Worte; aber wer den Grafen kennt, weiß sie zu

schätzen; sie machten mich sehr glücklich. Ich kannte nur einen düstern Augenblick an diesem Tage: da die Gräfin von Todesahnungen sprach, sie glaube nicht, die Kinder noch lange heranwachsen zu sehen und es gereiche ihr zum Troste, sie in meinen Händen zu wissen. Ich suchte ihr und mir diese traurige Gedanken auszureden; ich kann solches Unglück nicht einmal denken. Was würden wir ohne sie anfangen . . .

Goasgarello, Sept. 18 . . Da sind wir wieder am Meere in unserer hübschen, gemütlichen kleinen Villa. Ich genieße den Aufenthalt mehr als vor zwei Jahren; denn ich bin älter und geklärter geworden, und je mehr Frieden in unserem Innern, desto mehr Verständnis und Genuß in der Natur. Es ist doch etwas Herrliches um das Meer; jeden Tag entdeckt man neue Schönheiten in seinem wunderbaren Wellenspiele, in seinen prächtigen Färbungen, in seiner tiefen, unergründlichen Poesie. Dieser Reiz des Unermeßlichen, Unfaßbaren, der uns hier immer wieder entgegentritt, übt unaussprechlichen Zauber auf das menschliche Herz aus; ich glaube, er hängt mit der geheimnisvollen Beschaffenheit desselben zusammen, welches trotz seiner Kleinheit und Beschränktheit doch einen Zug des Unbegrenzten in sich trägt, der durch nichts ausgefüllt und dauernd befriedigt werden kann als durch die Liebe des unendlichen Gottes. Damit ist ja die Liebe der Menschen untereinander nicht ausgeschlossen; o nein, aber um dauernd beglückend und befriedigend wirken zu können, muß jede irdische Liebe in der Liebe Gottes ihren festen Grund haben; denn nur so sichern wir unsere Liebe vor Schwäche und Wankelmut.

Sept. 18 . . . Unter den hiesigen Kindern sind einige Veränderungen vorgegangen. Henriette ist nun sechzehn

Jahre und der Altersunterschied zwischen den Cousinen, der bei unserem vorigen Aufenthalt kaum hervortrat, macht sich jetzt geltend. Henriette trägt lange Kleider, glüht vor Begierde, zu den Erwachsenen zu zählen und ist trostlos, noch zwei Jahre im Kloster aushalten zu müssen. Aber so will es ihr Vater und auch ihre Mutter; denn letztere, die sich selbst gerne unterhält und auf die Jugendliche spielt, findet es wenig begehrenswert, eine erwachsene Tochter in die Welt zu führen. Man darf es wohl das Unglück der Marquise nennen, daß sie am Geburtstage ihres ersten Kindchens kaum achtzehn Jahre zählte; das erklärt und entschuldigt manches, besonders bei beschränkter Begabung und mangelhafter Erziehung. Ich fürchte, Henriette schlägt ihr nach, trotz aller Bemühungen ihrer Großmutter und ihrer Erzieherinnen, von ihrem Vater nicht zu reden, der sich auch Mühe giebt, aber gedrückter und eingeschläferter erscheint als vor zwei Jahren. Während unseres langen Beisammenseins sprach die alte Marquise einmal davon, wie er wahrscheinlich ganz anders geworden wäre, wenn er in seinem Hause die notwendige Anregung und das fördernde Interesse einer geistreichen, gebildeten Lebensgefährtin gefunden hätte. Was doch alles in den Händen der Frau liegt! Wie traurig ist es, fürchten zu müssen, die Tochter werde der Mutter ähnlich, und die Cousinen unter einander nicht ohne Angst verkehren zu sehen. Die Gräfin und ich atmen erleichtert auf, daß Henriette die Gesellschaft der Zwillinge meistens als zu kindisch verschmäht; Marguerite freilich kennt keine solche Alterswünsche; sie ist einfach wild, unbändig wild manchmal, aber gutmütig. Hedwig und Madeleine machen große Augen, wenn sie von dem tollen

Treiben ihrer Gesinnungsgenossinnen im Kloster erzählt, und es wäre mir weit lieber, sie berichtete nicht so leichtsinnig über die darauf erfolgten Strafen. Doch bin ich ja immer bereit, bei Gelegenheit einen Gegentrumpf auszuspielen und Hedwig vor Ansteckung zu bewahren. Auch schlummert so viel Gutes unter dieser Oberfläche kindischen Mutwillens, daß man sich unwillkürlich zu Marguerite hingezogen fühlt. Sie sagt selbst mit bereitwilligster Ueberzeugung, wenn die Rede auf die Klasse kommt, die sie wegen Faulheit, nicht Unfähigkeit wiederholen muß: „Dieses Mal, wo ich Alix immer bei mir habe, wird es besser gehen." Alix veränderte sich in den zwei Jahren sehr; sie hat alle kindischen Untugenden abgestreift und ist der gute Engel ihrer Familie. Sie besitzt die lieben braunen Augen von Madeleine; doch während aus denen unserer Kleinen der Glanz reinen, sorglosen Kinderglückes strahlt, findet man bei ihr einen feuchten Schimmer der Wehmut, fast möchte ich sagen der Traurigkeit, den man bei einem Kinde nicht gerne sieht. Gewiß fühlt sie bereits die großen Lücken, die tiefe Zerrissenheit ihres Familienlebens. Sie ist fast unzertrennlich von uns, macht alles mit, obwohl das Deutsche ihr Schwierigkeiten bereitet.

Okt. 18 . . . Wir bleiben dieses Jahr der Gräfin wegen möglichst lange am Meere; denn die Tage sind noch äußerst schön, so daß man manche milde Stunde des Sonnenscheins am Strande zubringen kann. Unsere Lebensweise ist verändert; die größeren Mädchen sind ins Kloster zurückgekehrt, Clemens und Heinrich nach Wien gereist, wo sie von nun an der wichtigeren Klassen wegen am ersten Oktober eintreffen müssen. Hedwig, Madeleine und dieses Jahr auch die siebenjährige Isabelle haben wieder

ernstlich zu lernen begonnen; nur Baby darf sich noch des süßen Nichtsthuns freuen. Felicitas ist natürlich der Liebling aller; an Sonntag Nachmittagen in der Dämmerstunde versammeln wir uns oft um sie, singen heitere Lieder und freuen uns an ihren Niedlichkeiten. Sie schaut schon so verständig und streckt so herzig die Aermchen aus; ich glaube, sie kennt uns genau.

Okt. 18 . . . Unsere Spaziergänge am Meere sind sehr hübsch; wir entdecken alle möglichen Dörfer und schönen Punkte. Schließlich aber zieht es uns immer wieder an den Strand zurück; sogar die Kinder werden nicht müde, die unermeßliche Schönheit des Meeres zu betrachten. Gestern, als wir das Kommen der Flut beobachteten und uns fast von den heranziehenden Wellen die Füße bespülen ließen, fing Madeleine an zu singen: „Eine Welle spricht zur andern, o wie rasch ist dieses Wandern, und die zweite spricht zur dritten, kurz gelebt ist kurz gelitten.“ Ich selbst lehrte den kleinen Mädchen dieses Liedchen; aber mir fällt es bei weitem nicht so häufig ein wie ihnen. Während eines frohen Spieles oder eines munteren Spazierganges können sie dieses Klageverschen anstimmen und gleich darauf ebenso heiter fortplaudern oder fortspielen. Sie kennen eben noch nicht diese Worte aus Erfahrung und ich las einmal sehr richtig in einem Buche: „Dem Kinde dünkt das Sterben nichts Fremdes, Schweres, nur ein natürlicher Ausgang. Wenn das Ziel in Wirklichkeit näher rückt, so ist diese Auffassung des Todes erst wieder das Resultat vieler Leiden, ernster Erhebung, stiller Kämpfe“ . . . . Ich für meine Person bin jetzt gerade erfüllt von Gedanken des Lebens. Der Moment des Wiedersehens mit Walter rückt nahe; denke ich daran, so

vermögen keine Schönheiten des Meeres mich zu fesseln; ich wünschte schon jetzt in Rosenburg zu sein. Freilich hege ich keine festen Aussichten und Hoffnungen und versuche bloß die Kälte des berechnenden Verstandes reden zu lassen; trotz allem kann ich so wenig wie im vergangenen Frühjahr ein Etwas in mir unterdrücken, das leise, aber zuversichtlich von kommendem Glück, von kommender Seligkeit flüstert. „So still ist's nicht draußen im Schnee, so stumm und verschwiegen sind die Sterne nicht in der Höh', als meine Gedanken sind.“ Jetzt, da die Besuche hier bedeutend abnehmen, singe ich der Marquise häufig vor. Ich beschäftige mich dieses Jahr mehr mit Gesang, weil all' die Liederperlen unserer großen Meister mich anzogen und wenn auch nicht immer in den Worten, so doch in der Musik meinem innersten Bedürfnisse entsprechen. Ich vermag die unergründliche Macht nicht zu schildern, die meine herrliche Kunst auf alle Fibern meines Ichs ausübt. Es ist, als wollte der liebe Gott mir das Opfer vergelten, das ich ihm mit dem Verzicht auf die öffentliche Ausübung der Kunst brachte. Und doch fürchte ich, dieses Opfer ist nicht mehr ganz reiner Natur; denn obwohl ich noch immer alle menschlichen Rücksichten davon fernzuhalten suche, so weiß ich doch, daß eine Konzertspielerin noch weniger Aussichten hätte, Gräfin Wolsky zu werden.

Wien, April 18 . . . Fast sechs Monate, seitdem ich dieses Tagebuch zum letztenmal geöffnet. Und warum? — Ich will wahr und offen sein gegen diesen verschwiegenen Vertrauten meines innersten Lebens. Warum also, warum? Weil ich damals im Oktober ein Schattenbild glücklicher Hoffnungen nährte, das in nichts zurückfiel, als

ich erfuhr, Graf Wolsky habe eine mehrjährige Weltreise angetreten. An der schweren, tiefdunkeln Zeit, die folgte, konnte ich ermessen, wie wenig ich eigentlich auf ihn verzichtet, wie viel ich von der Unbestimmtheit günstiger Umstände erwartete. War nicht gerade dieses Reisen ein deutlicher Beweis, daß er mich vergessen wollte, vergessen um jeden Preis, und ich? . . . O, der Gedanke, ihn vielleicht mit einer jungen Frau wieder zu sehen, raubte mir beinahe den Verstand. Früher trat mir diese Möglichkeit nie sehr nahe; ich baute zu sicher auf die Kennzeichen seiner Liebe. Ich kann noch kaum des Tages gedenken, wo ich diese Nachricht erhielt, so voller Jammer und Entsetzen erscheint er mir. Es war im Rosenburger Garten, wo ich abseits hinter einem großen Spalier stand und die Spiele der Kinder beaufsichtigte, die sich auf der Wiese tummelten. Zwei Damen, welche zu den langsam eintreffenden Jagdgästen gehörten, kamen vom Hause her, konnten mich also nicht sehen und setzten sich gerade in Hörweite; denn wir hatten sehr mildes Wetter an diesem Tage, obwohl trübes Grau den ganzen Himmel verhüllte. Ich schaute auf die bleischweren Wolken, und ihr Anblick drückte mich nicht, denn ich dachte an die Ankunft Graf Wolskys, die jeden Tag erfolgen konnte. Allerdings überlegte ich auch, wie vernünftig ich sein wollte, wie zurückhaltend und gemessen; doch erblaßten alle anderen Gedanken vor der Freude des Wiedersehens. In meine Träumereien versunken, hörte ich das Gespräch der Damen, ohne es zu hören, bis plötzlich sein Name in meinen Ohren wiederklang und ich gespannt lauschte, ohne mir weitere Rechenschaft darüber zu geben. „Wir werden Graf Wolsky dieses Jahr also nicht hier sehen,“ bemerkte die eine.

„Dieses Jahr nicht und das nächste wohl auch nicht,“ erwiderte die Angeredete; „er scheint seine Reise um die Welt nach Möglichkeit ausdehnen zu wollen.“ „Unbegreiflich, wie lange die vernünftigsten Leute oft brauchen, bis sie sich endlich niederlassen,“ bemerkte die ältere Dame; „viel natürlicher wäre es gewesen, wenn er geheiratet hätte; mit seinem Vermögen, seinem Namen stünde ihm ja die Wahl in den ersten Familien des Landes offen.“ „Mein junger Vetter,“ lautete die Antwort, „ist ein Phantast, meine Liebe, wissen Sie das noch nicht?“ „Wie soll ich das verstehen; er scheint einen so klaren praktischen Verstand zu besitzen; ich hörte ihn immer als einen weit über seine Jahre verständigen und gesetzten Mann rühmen,“ antwortete Baronin von Welden. „In vielen Beziehungen bewährt sich dieses Urteil auch,“ versetzte Gräfin Elmau, „aber das hört alles in der Heiratsfrage auf; in diesem Punkte hegt er besondere Ansichten und hält voll zähen Eigensinns an dem Ideale fest, welches seine zukünftige Frau verwirklichen soll.“ „Was Sie sagen!“ rief Baronin von Welden lachend, „ging er auf Reisen, dieses Ideal zu entdecken? Das klingt ja ganz romantisch.“ „Unter uns gesagt, meine Liebe,“ entgegnete Gräfin Elmau in vertraulichem Tone, „diese Jahre umfassende Reise liegt so wenig in seiner sonstigen Geschmacksrichtung und Gewohnheit, daß ich eher glaube, er hat das Ideal gefunden, aber es blieb unerreichbar.“ „Ho ho! die Geschichte wird immer interessanter,“ meinte die erste Sprecherin eifrig, „also handelt es sich um unglückliche Liebe?“ „Nur Vermutungen, meine Liebe, nur Vermutungen; ich bitte, keinen Gebrauch davon zu machen,“ mahnte die Gräfin ängstlich. „Bewahre, beste Freundin,

ich werde zu schweigen wissen; dafür kennen Sie mich doch genügend," beruhigte die Baronin, „aber haben Sie keine Idee von dem Gegenstande dieser unglücklichen Liebe? Ich könnte mir gar kein Mädchen denken, welches nicht mit tausend Freuden Gräfin Wolsky würde. Ein so angenehmer junger Mann und dazu dieses Vermögen, diese Stellung .... Freilich zeigt die Jugend heutigen Tages solch' abenteuerliche Thorheit in ihren Wünschen, daß der gute alte Maßstab vielfach verloren geht." „Ich glaube immer, es handelt sich gar nicht um ein junges Mädchen seiner Sphäre; ich hege einen Verdacht; vielleicht aber irre ich; es ist am Ende geratener, nicht davon zu sprechen," stieß Gräfin Elmau zögernd heraus. „Ach, ich bitte Sie, Liebste, Beste; bei mir sind solche Vorsichtsmaßregeln nicht angebracht," flehte die alte Dame. „Nun, so hören Sie; Wolskys Reise überraschte uns alle aufs höchste; seine Mutter schien nichts über seine Pläne zu wissen; wenigstens blieb sie allen noch so fein erdachten Auskundschaftsversuchen gegenüber unergründlich, sprach nur sehr wenig und dann in den allgemeinsten Redensarten von ihrem Sohne. Trotz aller Bemühungen erfuhr ich nichts Näheres; als ich aber hier eintraf, stieg auf einmal eine Vermutung in mir auf, die ich trotz aller Unwahrscheinlichkeit nicht los werde. Erraten Sie, wen ich meine?" „Aber durchaus nicht!" rief Baronin von Welden in gespanntester Neugierde; „welcher Grund bewöge die Antfelds, ihm ihre älteste Tochter vorzuenthalten? ich glaube im Gegenteil, nach dem ganzen Tone des Hauses zu schließen, man würde eine solche Verbindung recht gerne sehen." „Marie Antfeld ist eben nicht das einzige junge Mädchen in Rosenburg," unterbrach Gräfin

Elmau, „ist Ihnen die Erzieherin der kleinen Mädchen noch nie aufgefallen?“ „Die Erzieherin von Hedwig und Madeleine? Fräulein Angela heißt sie, glaube ich,“ versetzte die Baronin, „ja und nein, wie das eben geht; man schenkt solchen Personen doch nur sehr oberflächliches Interesse . . . sie ist ein sehr hübsches Mädchen, viel zu hübsch und distinguiert für ihre Stellung . . . aber Sie werden doch nicht glauben, Sie werden doch nicht meinen, daß Graf Wolsky so thöricht sein könnte“.... „Um sich in sie zu verlieben,“ vollendete Gräfin Elmau, „und dennoch wunderte es mich nicht, wäre dies bereits geschehen. Ich sage Ihnen, meine Liebe, bei einem Phantasten ist alles möglich, und in Beziehung auf das Heiraten ist er Phantast; als ich sie wiedersah, überraschte mich ihr sympathisches, interessantes Aeußere, und auf einmal fiel mir Walters Vorliebe für die Kinder ein. Sie macht zwar einen sehr einfachen, momentan fast kindlichen Eindruck, benimmt sich im Salon tadellos; wer weiß aber, was für geheime Netze sie ausgeworfen hat, den armen jungen Mann zu fangen. Talent und Geist stehen ihr ja zu Gebote; erst neulich nannte sie Gräfin Antfeld eine Perle seltenster Art; ich nenne es jedenfalls klug von der Kleinen, sich hier recht fest zu stellen, um desto leichter den kühnen Schwung in höhere Regionen auszuführen. Sie wissen, stille Wasser gründen tief.“ „Ist es möglich, ist es möglich!“ rief Baronin Welden außer sich, „nein, diese Perfidie, diese . . . ich finde gar keinen Ausdruck mehr, ich bin starr vor Entsetzen, meine Liebe; der arme Wolsky! so schmählich sollten alle Pläne zu nichte gemacht werden, die seit sechs Jahren in der Gesellschaft für ihn im Gange sind“.... „Beruhigen

Sie sich, liebe Freundin," sagte Gräfin Elmau, „es ist noch nicht aller Tage Abend; hoffen wir, daß er uns eine hübsche Frau aus der Fremde mitbringt; es giebt ja nichts Entzündbareres und Wetterwendischeres als die Jugend. Wer weiß, ob die Frau Mama den Herrn Sohn nicht selbst auf Reisen schickte; es war das Klügste, was sie thun konnte, wenn sie um seine Neigung wußte." „Gräfin Wolsky und eine Erzieherin zur Schwiegertochter! können Sie sich diese Zusammenstellung denken?" fragte Baronin Welden mit leiser Schadenfreude im Tone. „Es bliebe freilich erst zu erfahren übrig, wie diese uns allen so weit überlegene Frau, die über jede kleine Ungehörigkeit die Nase rümpft, sich in solche Tücke des Schicksals fände," entgegnete Gräfin Elmau ironisch. „Aufregendes und Interessantes brächte eine solche Mesalliance allerdings genug," bemerkte Baronin Welden; „nein, was man doch heutzutage alles erlebt! . . . ein so charmanter, junger Mann . . . . Natürlich verschlössen wir dieser Gräfin von Nichtshaben und Nichtssein unsere Salons." „O, soweit sind wir noch lange nicht," lachte Gräfin Elmau, „jedenfalls müßte sich diese kleine Scheinheilige mit den willkürlichen Brosamen unserer Herablassung begnügen." „Hoffen wir, daß Ihr liebenswürdiger Vetter auf seiner Reise den Verstand wieder findet und diese Intriguantin gründlich vergißt. Aber wie die Sachen auch verlaufen mögen, nicht wahr, Liebste, Sie halten mich davon in Kenntnis; ich bin der Familie Wolsky herzlich zugethan; eine solche Mitteilung läßt mich nicht unberührt," versetzte Baronin Welden. „Was ich weiß, sollen Sie erfahren," antwortete Gräfin Elmau, „leider bleibt es wenig; meine Verwandtschaft ist zu entfernt, als

daß ich auf Mitteilungen Anspruch machen könnte. Doch es wird kühl, wir wollen ins Haus zurückkehren; es kostete mir genug Mühe, eine zweite Einladung nach Rosenburg zu erhalten, ich will mir nun die Freude nicht durch eine Erkältung verderben." Und die beiden Damen entfernten sich langsam.

Ich hatte mit gespanntester Aufmerksamkeit zugehört; alle meine Fähigkeiten vereinigten sich gleichsam im Hörvermögen, so daß jedes Wort sich mit peinvoller Sicherheit und Treue in mein Gedächtnis eingrub. Wie zur Bildsäule erstarrt stand ich da, noch lange, lange unfähig zu einem zusammenhängenden Gedanken, nur mit dem dumpfen Bewußtsein eines großen Schmerzes und dem Gefühle einer unsagbaren Verlassenheit. Auf einmal kamen die Kinder herbeigesprungen, die Mutter rufe, sagten sie. Ich bewegte mich mechanisch; mir war alles einerlei. Die Farbe mußte wohl aus meinem Gesichte gewichen sein; denn die Gräfin fragte, was mir begegnet und wollte sich durch keine nichtssagende Antwort befriedigen lassen. Zum erstenmal schien mir ihre Liebe, ihre Teilnahme eine entsetzliche Last: „Allein, allein muß ich sein!" rief ich außer mir und flog die Treppe hinauf in mein Zimmer. Wie ich die nächste Stunde zubrachte, vermag ich nicht zu schildern; es war eine der schwersten, dunkelsten meines ganzen Lebens, auf welche man nur mit Schauder zurücksieht und Gott dankt, der allein bewahrt vor Verzweiflung. Und doch fühlte ich mich wo möglich noch elender, als die Gräfin gewissermaßen den Eingang in mein Zimmer erzwang und mich auf jede Weise zur Mitteilung meines Kummers bewegen wollte. Ich konnte ja nichts anderes als weinen, Ströme von Thränen; es dünkte mir, ich

hätte Walter erst jetzt verloren und die Traurigkeit des vorigen Herbstes erschien süß gegen die bittere Trostlosigkeit dieser Stunde. Vergifteten Pfeilen gleich hatten sich die bösen Worte der Damen in mein Herz eingegraben und erweckten Gluten ohnmächtigen Zornes in meinem Innern. Die liebreichen Worte der Gräfin vermochten nichts über mich, ich hörte sie kaum; nur als sie in schonendster Weise andeutete, daß sie längst zu wissen glaube, was mich im vergangenen Jahre so sehr beschäftigte, verließ mich der letzte Schatten von Beherrschung; mein ganzes Selbstgefühl bäumte sich dagegen auf, mein sorgfältigst behütetes Geheimnis so vielfach preisgegeben zu sehen. Tief habe ich die Aeußerungen blinden Grolles und blinder Leidenschaft bereut, die mir hierauf entfuhren; aber damals war ich gefühllos gegen alles, außer meinem Schmerze. Erst als die Gräfin sich hoch aufrichtete und mit dem ganzen Stolz und der ganzen Kälte früherer Zeiten sagte: „Wohlan, Fräulein Angela, wenn die Liebe keine Macht mehr über sie besitzt, so muß die Furcht Sie halten; sehen Sie sich vor, Sie sind daran, schweres Unrecht zu begehen!“ da blitzte das Bewußtsein beleidigter Gottesnähe in mir auf, und das Gefühl des Falles brachte den tobenden Sturm meiner Leidenschaften zu augenblicklicher Ruhe. Ich sank zusammen und barg mein Gesicht in den Händen, wieder aufsehend gewahrte ich die Gräfin langsam und zögernd der Thüre zugehend. Sollte ich sie im Unmute von mir scheiden lassen, sollte das Verhältnis gelöst bleiben, das mich so sehr getröstet in den Kämpfen der letzten Zeiten? . . . Liebe, Stolz, Scham stritten in meinem Innern, da drehte sie sich nochmals um. „Angela, Kind meiner Sorgen und meiner Liebe, willst Du Dich

denn wirklich von mir losreißen?" Ihre Stimme klang nicht mehr hart, nur traurig und einige Thränen, die ersten, die ich sie je hatte weinen sehen, rannen über ihr Gesicht. Nun vermochte ich nicht mehr zu widerstehen; ich beschwor sie zu bleiben, zu verzeihen, mir zu helfen. Den Kopf in ihren Schoß vergraben, erzählte ich das unselige Gespräch der beiden Damen und sprach dann offen über meine Liebe. Nach den ersten Augenblicken der Ueberwindung erleichterte es mich, die Schranke fallen zu sehen, die mich im Verkehre mit der Mutter meiner Zöglinge so oft gequält. Die Gräfin war unendlich gütig und liebreich; sie wußte wirklich schon längst, und sprach kein tadelndes Wort über meine Schwäche. Ihr unbedingtes Vertrauen, ihre Liebe und Teilnahme richteten mich wenigstens etwas auf, sie ließ sogar auf meinen Wunsch hin den Pfarrer ins Schloß bitten, damit ich meinen Frieden mit Gott dem Herrn schließen könnte. Was finge ich Unglückliche an, wenn mein Verhältnis zu ihm gestört bliebe; ich, die nur ihn habe, der mir allein Trost und Gnade in der Einsamkeit meines Lebens gewähren kann. Es folgten schwere, dunkle Tage; weit weniger gut als im vergangenen Jahre wollte es mir gelingen, mich wieder in meine Berufspflichten zu finden. Der vorigjährige Schmerz war viel weihevoller und hoffnungsreicher gewesen; jetzt fand ich keinen Genuß, nur mehr öde Trostlosigkeit in meiner Liebe. Ich konnte mich von derselben nicht lossagen und fühlte dennoch die ganze Schmach, mein Herz an jemanden zu hängen, der es niemals begehrt hatte und niemals begehren würde. Ich versuchte mich daran zu gewöhnen, ihn an der Seite einer anderen Frau zu denken; doch der Gedanke machte

mich halb wahnsinnig; es schien unmöglich, unmöglich ... Noch jetzt halte ich eine solche Vorstellung fern; hoffentlich sehe ich Graf Wolsky nie wieder; die Gräfin mußte feierlich versprechen, mir behilflich zu sein, ihm aus dem Wege zu gehen. Schließlich werde ich doch auch vergessen können. „Die Jugend vergißt so schnell," sagten ja die Damen; es müßte eigentümlich zugehen, wenn das nur auf einer Seite der Fall sein sollte. Nach den ersten fruchtlosen Bemühungen, zur Tagesordnung überzugehen, verschrieben mir die Gräfin und der Herr Pfarrer beide einen vierzehntägigen Urlaub bis zum Schlusse der Besuchszeit. Ich ging gar nicht mehr hinunter, wagte mich kaum mehr in Gänge oder Garten; es schien mir entsetzlich, mich unter den Leuten sehen zu lassen, bei denen am Ende meine Geschichte, in leichtsinniger Weise entstellt, von Mund zu Mund gegangen war und denen ich vielleicht die Schadenfreude, die Geringschätzung oder wenigstens die Neugierde aus den Augen lesen könnte. Damals aber kostete mir jeder Entschluß, sogar der der Heimreise schwere Ueberwindung; wie sollte ich Freude nach Hause bringen, mit einer solchen Last auf dem Herzen, wie unbefangen den Freundinnen gegenübertreten, da uns zum erstenmal die Schranke eines Geheimnisses trennte? — Doch in Rosenburg bestanden sie auf ihrem Willen und ich ging.

Trübe wie meine Stimmung war der Novembernachmittag, an welchem ich in unseren Bahnhof einfuhr. Natürlich that es mir wohl, mich wieder in meiner Mutter Arme zu fühlen; doch der lärmende Jubel der übrigen wirkte peinlich. „Laß mich gleich auf des Vaters Grab gehen, Mutter!" bat ich inständigst. Sie wollten mich davon abbringen; bald bräche die Dunkelheit herein, morgen sei ein besserer

Tag dazu ꝛc. ꝛc. Doch ich ließ mich nicht irre machen und bestand darauf in fieberhafter Sehnsucht. Welche Erleichterung, mich auf seinem Grabe auszuweinen und das Weh um ihn mit dem anderen brennenden, schneidenden zu verschmelzen, das keine Worte fand! Und doch paßten diese beiden Schmerzen nicht recht zusammen; die Trauer um den Vater ist so friedlich, so verklärt, so heilig, während der anderen so viel Leidenschaft und Selbstsucht innewohnt. Rückhaltlos überließ ich mich meinen Gefühlen und vergaß beinahe die Gegenwart meiner Mutter, bis ihre Arme mich wieder umfingen und ihre Thränen heiß auf meine Stirne fielen. Ihre Wunde konnte ja nie vollständig vernarben; hatte ich sie aber nicht von neuem aufgerissen durch das Maßlose meiner Traurigkeit? . . . Dieser Gedanke half mir zu einiger Fassung; ich willfahrte der Bitte, mit ihr heim zu gehen. Es war unterdessen ziemlich spät geworden, und als ich aufstand, schauerte ich zusammen vor der Düsterkeit des sich entfaltenden Bildes. In dem unsicheren Dämmerlichte starrten die Grabsteine, teilweise nur mehr in Umrissen sichtbar, mir unheimlich entgegen; trübe raschelten die wenigen längst verdorrten Kränze, welche von Allerseelen her übrig geblieben und in denen sich der Wind gefangen, der in den blätterlosen Bäumen seufzte und ächzte. Am Himmel zogen dunkle Wolken unruhig einher, die Sterne verhüllend, welche den Eindruck freundlicher gestaltet hätten. Unwillkürlich dachte ich an jenen klaren, strahlenden Juniabend zurück, wo ich zum erstenmal am Grabe meines Vaters gekniet in tiefster Ruhe . . . Und wie damals tauchten plötzlich die Worte in mir auf: „Ich habe nicht Gedanken des Leides über Dich, sondern Gedanken des Friedens.“ Still, fast wort-

los gingen wir nach Hause, nachdem ich der Mutter bebende Frage: „Kind, was ist Dir zugestoßen, daß Du so unglücklich bist?“ mit den Worten abgeschnitten: „O, Mutter, laß uns den ersten Abend daheim nicht weiter verderben; ohnedies kann ich nicht davon reden.“ In dem bereits erleuchteten Hausflur fiel mir das bekümmerte, verweinte Aussehen der Mutter auf, welche mich glückstrahlend am Bahnhof empfangen hatte. „Meine Schuld!“ dachte ich und eilte, die zweite zitternde Frage: „Du hast doch nicht Deine Stelle verloren?“ zu verneinen. Droben fand ich alles festlich für meinen Empfang bereitet und entdeckte mit einiger Reue, daß ich eine beabsichtigte Kaffeegesellschaft, zu der meine Freundinnen geladen waren, vereitelt hatte. „Nun sind sie längst heimgegangen,“ berichtete Tante Adelheid verstimmt. Zum erstenmal in meinem Leben dünkte mir dies eine Erleichterung; trotz aller Mühe konnte ich meine Gedrücktheit nicht überwinden und folgte bereitwillig dem Vorschlage der Mutter, mich frühzeitig zur Ruhe zu begeben. Sie begleitete mich in mein Stübchen, das sonst Tante Adelheid bewohnt, die für diese Zeit jeden Abend ihr Lager im Wohnzimmer aufschlägt. Das ist sehr gütig von der Tante ... Wie liebevoll hatten sie alles hergerichtet in meinem kleinen Heiligtume, wie vorsichtig und aufmerksam die einzelnen Gegenstände an den gewohnten Platz gestellt, vom Schreibtischchen an bis zu den Bildern über meinem Bette, damit mich alles heimatlich begrüßen möchte.

Traurig sah ich mich um in dem trauten Gemache; war es denn schon so lange her, seitdem ich hier gelebt und gewebt, gebetet und gearbeitet, geträumt und geschwärmt hatte vom zukünftigen Leben und all' den Herr-

lichkeiten, die es mir bringen sollte? Ach, und nun war es da und ich entdeckte, daß die glücklichste Zeit diejenige im Vaterhause gewesen, wo ich so froh, so sorglos, so hoffnungsselig dahinlebte, Kummer und Enttäuschung nur dem Namen nach kennend. Nochmals beugte sich die Mutter über mich; ich sah ihr in die treuen Augen; was sich auch verändert haben mochte, sie war die gleiche geblieben, und in diesem Augenblicke genoß ich das volle Bewußtsein des unschätzbaren Glückes echter, hingebender Mutterliebe. Ihr gegenüber giebt es kein Alter; ihr ist unumschränkte Macht gegeben. All' das empfand ich in dieser Stunde, wo ich sie nicht fortlassen konnte, ohne ihr mein Leid geklagt zu haben. Und als ich meinen Kopf an ihre Brust lehnte und schluchzte: „Ach, Mutter, ich bin so unglücklich!" da wurde die Last des Schmerzes freilich nicht von mir genommen, aber ich wußte, daß sie mit mir fühlte und trauerte, wie eben nur eine Mutter mitfühlen und mittrauern kann. — Nicht ohne Segen gingen diese trüben, traurigen Tage vorüber. Anfangs verlangte ich nur eines: Ruhe und Stille; unter dem Vorwande des Unwohlseins blieb ich den Freundinnen ferne, deren unbefangene Fröhlichkeit mir wehe that. Die Langeweile aber, die ungewohnte Thatenlosigkeit erleichterten den Schmerz keineswegs .... Eines Nachmittags hatte ich allem Zureden der Mutter und der Tante widerstanden, die mich bereden wollten, Erikas Einladung anzunehmen, welche mir zu Ehren die Freundinnen bei sich versammelte. Ich setzte mich ans Fenster des Wohnzimmers und starrte hinaus auf die Gasse, welche zu dieser Stunde, wo fast alle Menschen ihren Beschäftigungen nachgingen, allerdings sehr einsam war. Bleigrau wölbte sich der Himmel über

den Häusern, ununterbrochen große Massen Schnees hinuntersendend. Furchtbar öde schien mir alles, die Ruhe und Stille unseres Städtchens, die ich sonst zu besonderen Vorzügen rechnete, drückten mich heute. Eng, kleinstädtisch kamen mir plötzlich alle hiesigen Verhältnisse vor, die unseren an der Spitze, wobei meine Blicke wie zur Bestätigung auf Mutter und Tante fielen, die beide endlosen Handarbeiten oblagen. Nähen, Sticken in tausendfältigen Schattierungen, das bildete ihre angestrengte Tagesaufgabe, in die nur der Sonntag oder abends ein etwaiges Plauderstündchen kleine Veränderungen brachten. Freilich kamen hin und wieder unter tags einige Besuche, gute Bekannte, welche die Arbeit nicht unterbrachen; aber darauf beschränkten sich alle Unterhaltungen. Und wie langweilig fand ich letztere; zum erstenmal wurde ich gewahr, wie wesentlich die Lebensatmosphäre der Meinen sich von derjenigen unterscheidet, die bei Antfelds herrscht. Auch hier waren sie gebildet und unterrichtet, ja viele bei weitem gebildeter und gediegener als eine Unzahl von Persönlichkeiten in der hohen Aristokratie; dennoch konnte man gegen ein Etwas nicht ankämpfen, welches anzeigt, daß man es mit zwei vollständig getrennten Gesellschaftskreisen zu thun hat, die sich wohl flüchtig berühren, nie und nimmer aber verschmelzen können. Mit wahrer Seelenangst versuchte ich Graf Wolsky im gesellschaftlichen Verkehre neben Frau Professor Xehlein oder die gute Bürgermeisterin zu stellen, ohne imstande zu sein, dieses unbestimmte Etwas aufzuheben; ebenso fruchtlos blieben meine Bemühungen, ihn als Schwiegersohn und Neffe der Mutter und Tante gegenüber in unsere enge Häuslichkeit zu denken. Aus solch' trüben Gedanken weckte mich die Bitte der Mutter,

die Hausthüre zu öffnen, da unsere kleine Magd sich nicht in der Nähe befand.

So nahm ich selbst einen Brief von Gräfin Antfeld in Empfang, welcher ankündigte, daß Marie Agnes vor wenigen Tagen sanft verschieden sei. Trotz aller Vorbereitung stand ich einen Augenblick bewegungslos. „Marie Agnes tot!“ wiederholte ich langsam. „Marie Agnes im Himmel!“ Mit einem Zauberschlage kniete ich wieder vor hrem Bette, hörte ihre letzten Worte: „Wie es sich auch wenden mag mit Ihrer irdischen Liebe, bleiben Sie treu dem Gott der Liebe, der am besten weiß, was uns gut ist; lassen Sie meinen Scheidegruß immer in Ihrem Herzen klingen, in Augenblicken höchster Freude wie tiefsten Leides: „Auf Wiedersehen im Himmel!“ Aber die Erfüllung dieses Wunsches verlangte Thatkraft, Mut, Ausdauer, nicht solch’ unthätige Hingabe an den Schmerz, wie sie meinerseits zu Tage trat. Freilich hatte ich keine bestimmten Pflichten wie gewöhnlich, aber ein Blick auf Mutter und Tante, ein Gedanke an die enttäuschten Gesichter der Freundinnen weckten unbehagliche Gefühle, die sich so wenig zurückdrängen ließen als das Bewußtsein einer Vernachlässigung meinen Schülerinnen gegenüber. Unnennbare Müdigkeit überfiel mich — Kampf, Kampf und immer Kampf! ach dürfte ich sterben wie Marie Agnes, dann endete alles Elend . . . Oder würde erst recht angehen . . . sagte eine Stimme in meinem Inneren und ich erschrak über meinen Wunsch. Wie stünde ich jetzt vor Gott dem Herrn mit ungebändigtem Herzen in feiger Kraftlosigkeit? . . . Würde es mir besser ergehen als während der Krankheit? . . . Dieser Gedanke ließ mir keine Ruhe; ich ging in die Kirche, ich dankte Gott, der mir so viel Geduld erwies,

der mich stets aufs neue an sich zog, der mir noch nicht Richter, sondern immer noch Erbarmer sein wollte. Lange und inständigst betete ich; was fingen wir an ohne Gottes gebenedeite Gegenwart im heiligen Sakramente. „Herr, zu wem sollten wir gehen; Du allein hast Worte des ewigen Lebens!“ ... Ist schon ein Kind beruhigter, wenn es der Mutter seine Schmerzen geklagt, seine Wunden gezeigt, wie viel getrösteter müßten wir sein, wenn wir unsere Wunden und Schmerzen vor Gott im heiligen Sakramente ausgebreitet haben, er, der nicht nur helfen will, sondern auch helfen kann ... Welcher Trost, das: „Herr! die Du liebst, ist krank!“ für sich und andere zu wiederholen, dem Ergründer der Herzen gegenüber, der jedes Fältchen unseres Innern durchschaut, der uns besser, tausendmal besser kennt, als wir uns selbst.... Nach dem Verlassen der Kirche ging ich zu Erika, wo ich die übrigen Freundinnen noch versammelt fand. Ich küßte sie der Reihe nach und bat um Verzeihung für meine anscheinende Gleichgültigkeit. Wir schlossen uns wieder enger aneinander und wohnten des andern Morgens der Institutsmesse bei. Außer dem mit der Mutter gemachten Besuche bei Fräulein Bertoldy hatte ich das Institut noch nicht betreten. Zum erstenmal schreckte mich der Gedanke, der vielbeschäftigten Vorsteherin ihre kostbare Zeit zu rauben; schwierig mußte es für sie sein, sich einer längst ausgetretenen Schülerin eingehender zu widmen, während Hunderte weit größeres Anrecht auf ihre Aufmerksamkeit geltend machten. Und diese längst ausgetretene Schülerin mußte endlich lernen, sich selbst zu helfen; drei Personen mindestens wußten schon um ihr Geheimnis, warum weiteren davon sprechen? ... Mit diesen und dergleichen Er-

wägungen suchte ich meine eigentlichen Beweggründe zu bemänteln, die einfach auf die Unmöglichkeit hinausliefen, meiner treuen Lehrerin näher zu treten, ohne ihr meine inneren Qualen zu offenbaren, was ein Gefühl vernichtender Beschämung zur Folge gehabt hätte. Welche Sorgfalt verwendete sie von jeher darauf, uns begreiflich zu machen, daß man sein Herz festhalten müsse, daß es in unserer Macht läge, wann und wie es sprechen dürfe. Nichts erschien mir früher leichter; erbärmlich, verachtungswürdig nannte ich damals willenlose, plötzliche Verliebtheiten, und jetzt? . . . Freilich war es bei mir nicht „auf einmal“ gegangen; dennoch hatte ich lange mit meiner Neigung geliebäugelt und die kraftvolle Bethätigung meines Willens hintangesetzt. Trotzdem liebte ich Fräulein Bertoldy zu sehr, um mir dauernd einzureden, solche Zurückhaltung würde sie nicht kränken. Deshalb folgte ich nach der hl. Messe der Einladung in ihr Arbeitszimmer, und als sie mich zärtlich in die Arme schloß mit der ängstlichen Frage: „Was ist mit meinem Kinde vorgegangen, daß es sich so scheu vor ihrer alten Lehrerin zurückzieht?“ erwiderte ich mit unsicherer Stimme: „O nichts, nichts!“ „Nichts, Angela?“ wiederholte sie zweifelnd, mir forschend in die Augen sehend, „nichts! Du bist Gott sei Dank ungeübt in der Verstellungskunst, Liebling; Dein ganzes Sein straft Deine Worte Lüge. Mein Mutterauge täuscht mich nicht; Du fühlst Dich unglücklich; o, wärest Du glücklich, geliebtes Kind, ich würde Dir nicht in den Weg treten; aber da Du leidest, kann meine Liebe nicht ruhen, bis sie wenigstens versucht hat, Dich zu trösten, Dich aufzurichten. Wenn Du wüßtest, was es mir gekostet, nicht zu Dir zu eilen; ich wollte Dir Zeit lassen, Dich zurechtzufinden, ich

wollte Dein Vertrauen nicht erzwingen; gewiß, dachte ich, Angela kommt selbst und erspart ihrer alten Lehrerin den Schmerz der Entfremdung." Thränen glänzten in ihren Augen; was blieb zu thun übrig? — Natürlich erfuhr sie alles. — Kein Wort des Vorwurfs kam über ihre Lippen; sie hatte nur Mitleid, Trost und Liebe. Und als sie später (denn von diesem Tage an ging ich häufig zu ihr) meine Energie und Thatkraft zu beleben suchte, wie zart und milde ging sie zu Werke, jede Uebereilung und Härte vermeidend. Mit welcher Schonung gewann sie mich dem Leben wieder, mit welcher Sorgfalt suchte sie Erbitterung und Erstarrung ferne zu halten. Oefter lud sie die Freundinnen mit mir ein, unter dem Vorwande, für die Armenbescherung zu arbeiten, in Wirklichkeit aber, dessen bin ich überzeugt, um durch geschickte Leitung der Gespräche alles Peinliche für mich zu vermeiden. Zwei Bräute, die eine für den Himmel, Klara, die andere für die Erde, Mathilde, zählten zu unserem Kreise. Letztere heiratet oder hat seitdem vielmehr schon einen Arzt in Breslau geheiratet; Klara trat im März bei den Karmelitessen ein, da sie durch den Tod der Eltern frei wurde. Allerdings bleiben wir Freundinnen nach der Wahl eines Lebensstandes ebenso treu verbunden; aber das schrankenlose Zusammenleben, das volle Genießen gegenseitiger Hingebung gehört doch nur den ersten Jugendjahren an, wo man so leicht an den kleinen Pflichten und Sorgen trägt, die uns im Vaterhause zur Vorschule künftiger Bürden zufallen, damit Jugendlust und Hoffnungsseligkeit nicht überschäumen im Becher berauschenden Lebensglückes. Später wird das alles anders. Selten kommen wir ungeachtet des besten gegenseitigen Willens mit Klo-

thilde zusammen, weil die Sorge um Gatten, Kinder (seit Oktober hat sie ein Töchterlein) und Hauswesen sie ferne hielt. Trotz innigster schwesterlichster Liebe fühlt man doch, daß sie sich in fremden Bahnen bewegt, wohin wir nur teilweise folgen können. Ebenso wird es mit Klara und Mathilde gehen. Auch der Schwerpunkt meines Lebens liegt nicht mehr daheim; als Erzieherin verpflanzen sich Pflicht und Freude, Arbeiten und Leiden in andere hier unbekannte Verhältnisse. Und es giebt eigene Angelegenheiten, die man der besten Freundin nicht mitteilen kann das wurde mir diesen Herbst schmerzlich klar . . . Was aber ist aus Helene geworden? Werden wir sie je in diesem Leben wiedersehen? Bis jetzt bleibt sie verschollen. Trauernd und leise nennen wir ihren Namen noch manchmal in unseren Vereinigungen; aber meistens schweigen wir und erwähnen ihrer nur mehr in unseren Gebeten.

Juni 18 . . . In den Wochen, wo ich die letzten Aufzeichnungen machte, gewöhnte ich mich wieder einigermaßen an mein liebes Tagebuch. So häufig wie früher werde ich es wohl kaum mehr schreiben, aber dennoch hie und da. Zum Nachtrage der vorangegangenen Blätter gehört, daß ich nach Rosenburg zurückkehrte, entschlossen, mein Herz zu bezwingen und mit Gottes Hilfe meiner Pflicht zu genügen. Leicht war der folgende Winter nicht; doch die Gräfin übte große Geduld und Nachsicht; ich suchte nach jedem Falle gleich aufzustehen, und so ging es schließlich. Auch nimmt die Beschäftigung mit Kindern, will man sie gewissenhaft ausführen, auf fesselnde Weise Kräfte und Gedanken in Beschlag. Freilich sind die eisernen Ketten, welche uns an unsere Obliegenheiten binden, oft drückend und schmerzlich; dennoch giebt es

Zeiten im menschlichen Leben, wo gerade dieser Zwang den sichersten Halt bietet. Ohne das „Muß“ meiner Beschäftigungen weiß ich nicht, wo ich hingeraten wäre.

Rosenburg, Aug. ... Leider bleibt die Gräfin immer der Pflege und Schonung sehr bedürftig. Dieses Jahr verband uns noch inniger; sie hat mich ganz in ihr Mutterherz aufgenommen, das empfinde ich in lebendiger, wohlthuender Weise. Der liebe Gott legte einen besonderen Sporn für mich in ihre Schwäche; denn ihre Hilfsbedürftigkeit verlieh mir die Kraft, mich zu ermannen, aus mir herauszutreten, ohne die Opfer zu zählen, die sich damit verknüpften. Freilich wurde ich teilweise dafür belohnt, als der Graf bei unserer der Gräfin wegen früher stattfindenden Abreise von Wien mir sagte: „Fräulein Angela, ich empfehle Ihnen meine Frau; ich weiß, ich kann mich auf Sie verlassen; Sie werden für sie sorgen, wie nur eine erwachsene Tochter für ihre Mutter zu sorgen vermag.“ Solche Worte der Anerkennung und des Vertrauens thun wohl; sie geben der Hingabe einen mächtigen Sporn; sie füllen auf Augenblicke wenigstens die trotz aller Liebe quälende Leere meines Herzens, dessen Seufzer nach anderer Liebe, anderer Hingabe alle meine Anstrengungen übertönen. Erst neulich klagte ich dies dem Herrn Pfarrer; denn ich will mich bezwingen, nicht mit einer Neigung liebäugeln, die, ganz und gar hoffnungslos, bis zu den letzten Fasern aus meinem Herzen gerissen werden soll, ginge es darüber auch in Stücke. Der Herr Pfarrer beruhigte mich; nach und nach gelänge es mir sicher, wenn ich den Blick meines Inneren immer wieder fest auf Gott und meine Pflicht richte; aber er warnte auch vor ungestümer, innerer Vergewaltigung, bei welcher mein Herz statt richtig entwickelt,

einfach erstickt und zertrümmert würde. „Wir müssen nicht nur Geduld mit anderen, sondern auch mit uns selbst haben," sagte er, „nicht unsere Natur vernichten wollen, sondern in unserer Natur und mit unserer Natur Gott dienen und heilig werden. Der Herr selbst teilte unserem Herzen die große, wichtige Rolle zu, die es in unserem Leben spielen soll. Wir dürfen es deswegen nicht verkümmern, sondern müssen es im Gegenteil nach den Absichten des Allerhöchsten voll entwickeln; denn ein warmes, geordnetes, gutes Herz wirkt wohlthuender, nachhaltiger, als scharfe Verstandeskraft und leuchtender Kunstgenius. Die Gräfin schlägt denselben Ton an: „Sie haben ein so gutes Herz, verderben Sie es nicht, unterdrücken Sie es nicht," heißt es, wenn sich hin und wieder eine gewisse herbe Schärfe meiner bemächtigen will. Mir aber scheint oft alles so schwer, daß ich nur im Vergessen und Betäuben Ruhe finde; im Gebet freilich auch hie und da, aber nicht immer. O, welche Wohlthat, könnte ich mich Gott ganz hingeben, mit jener Ausschließlichkeit, die irdische Neigungen nicht aufkommen läßt! . . .

Rosenburg, Aug. . . . Diesen Herbst werden die Zwillinge vierzehn Jahre. Hedwig ist ein großes, schlankes Mädchen mit blühenden Wangen und feurig blitzenden Augen. An Begabung steht sie dem Vater am nächsten; sie betreibt ihre Studien mit Leichtigkeit und oft mit großer Lust; daß dabei aber so gründlich zu Werke gegangen wird, kommt freilich nicht auf ihre Rechnung. Ihr lebendiger, hochanstrebender Geist, ihre glutensprühende Phantasie fangen an, sich gewaltig zu regen und fördern häufig absonderliche Mischungen abenteuerlicher Gedanken und Empfindungen an die Oberfläche. Doch tief in ihrem

Inneren liegt die Empfänglichkeit für alles Gute und Schöne, der Zug zur Großmut, der edle, reine Sinn, das goldene Herz, die, wenn sie einmal von den Schlacken des Gärungsprozesses losgelöst sein werden, sich zum Höchsten und Besten erheben können. Unterdessen bereitet uns das Ungestüm ihres Charakters, das Vorwärtsstreben ihres Geistes manche schwere Stunde. Beschämt gedenke ich der Zeit, wo die pedantische Ordnung des Stundenplanes mich ärgerte; was würde ich jetzt ohne diesen Ableiter für Hedwigs unvernünftige Wünsche beginnen? — Madeleine sieht ihrer Mutter sehr ähnlich, weshalb der Graf eine ganz kleine Vorliebe für sie schwer unterdrücken kann. Sie ist aber auch reizend in ihrer Herzensgüte und Liebenswürdigkeit; ihre geistigen Fähigkeiten entfalten sich harmonisch in ruhiger, klarer Weise; oft treten ihre gesunde Urteilskraft, ihr allseitiges Interesse deutlicher und angenehmer hervor als bei Hedwig, weil sie nicht durch allerlei Schwankungen und Phantastereien verdunkelt, verwirrt werden. Ich trachte beiden Schülerinnen gleich gut zu sein, eingedenk der Mahnungen Fräulein Bertoldys, die Bevorzugungen eine der größten Klippen in der Erziehung nennt. „Jetzt ist der Augenblick gekommen," schrieb sie neulich, „Hedwig gegenüber Deine ganze Opferwilligkeit zu bethätigen. Das Stadium, in welches Deine Schülerin eintritt, beobachtete ich bei meinen begabtesten, besten Kindern; es hängt teilweise mit der körperlichen Entwickelung zusammen. In dieser Zeit kann man den Mädchen, natürlich ohne die notwendige kluge Festigkeit aus dem Auge zu verlieren, nicht genug Liebe, Sorgfalt und Geduld entgegenbringen. Mache Deine Stunden möglichst angenehm, gestalte Deine Unterhaltung bei Spaziergängen, bei

der Handarbeit ꝛc. noch erfrischender, anregender, gehe ein auf ihre Schwärmereien, schwärme mit, wo es angeht, um den Schwärmereien die Gefahren zu nehmen, in einem Worte: lasse die Erzieherin mehr als je in der Mutter aufgehen."

Ich gestehe, daß mir diese Forderungen schwierig dünken und deren Ausführung mir nicht immer gelingt; aber dann fällt mir die eigene Kindheit ein, wo ich mich einer gewissen, unruhigen Zeit erinnere, in welcher ich die Geduld anderer auf die Probe stellte.

Der Herr Pfarrer, der früher bei dem Unterrichte der Knaben half, übernahm bei den Zwillingen Aufsatz und Geschichte; für Hedwigs reiche Begabung kann das nur von Vorteil sein und ich lausche mit großem Nutzen den herrlichen Stunden. Nach Beendigung der Lernzeiten entführt der Graf die Mädchen oft zu weiten Spaziergängen, von denen sie erst zur Abendessenszeit heimkehren. Manchmal gehe ich mit zur Beruhigung der Gräfin, die sich immer für meine Unterhaltung sorgt, manchmal aber bleibe ich auch zu Hause, lese, musiziere, schreibe, gehe in die Kirche oder mache sonst einen kleinen Gang. Während eines guten Teiles dieses Winters hatte die Freiheit alle Reize für mich verloren; ich wäre am liebsten immer angespannt gewesen, weil ich die quälende Leere meines Herzens dadurch zu betäuben hoffte — aber nun wird es allmählich besser.

Rosenburg, Sept. . . . Trübe Tage liegen hinter uns. Gräfin Marie lernte während eines Besuches bei Verwandten einen Prinzen Radomir kennen und verliebte sich gründlich in denselben. Fast mit ihr trafen die Zeilen ein, welche den jungen Mann schon als halben Bräutigam

hier einführen sollen. Natürlich gab es Stürme der Entrüstung, da man in Feldheim durchaus heimlich zu Werke gegangen war.

Gräfin Marie befindet sich in wechselnder Stimmung, bald unruhig, bedrückt, verweint, bald strahlend und entzückt, als zweifele sie nicht an der Erfüllung ihrer Wünsche. „Warum,“ fragte sie mich schon mehrmals, „warum nimmt man hier die Sache so furchtbar tragisch? Wir gefallen uns gegenseitig, genügt das nicht?“ „Liebe Gräfin,“ erwiderte ich, „bedenken Sie, daß es sich um Ihr Lebensglück handelt.“ „Ach was, ich weiß doch am besten, was mich glücklich macht. Ich zähle bald dreiundzwanzig Jahre, viele meiner Freundinnen sind bereits verheiratet; ich will nicht die letzte unter ihnen sein.“ „Aber das ist kein triftiger Grund zum Eingehen der Ehe!“ rief ich entsetzt. „Warum nicht, wenn ich den rechten Mann gefunden habe?“ gab sie ungeduldig zurück. „Ich bin des Jungen-Mädchenlebens müde und werde mich in der Ehe ebenso gut zurechtfinden als tausend andere.“ „Warum schlugen Sie vorigen Winter den Grafen Frankenberg aus, den Ihre Eltern sehr gern zum Schwiegersohn gehabt hätten?“ — „Den Grafen Frankenberg! nein, ich danke! Ich lasse mir keinen Mann aufnötigen,“ entgegnete sie empört. „Die inneren Vorzüge allein genügen mir nicht, ich will auch äußere“ .... Dies ist eben das unangenehm Auffallende beim Prinzen Radomir, daß man weit mehr von seinen äußeren Vorzügen spricht als von den maßgebenden Eigenschaften; dennoch hörte man nichts wirklich Nachteiliges über ihn. Der Graf forscht unermüdlich; jedenfalls werden die jungen Leute erst nach unserem Aufenthalte in Goasgarello zusammenkommen.

Rosenburg, Nov.... Gräfin Marie ist schon seit mehreren Tagen Braut. Keine der eingezogenen Erkundigungen bot den ersehnten Grund, die Werbung abzuschneiden. Der Prinz schien seiner Sache bereits sehr sicher; entschieden legte er von beiden Teilen die größere Unbefangenheit an den Tag. Ins Familienleben fand er sich leicht, scherzte und lachte viel mit den Kindern und ließ sich weder durch Gesprächsthemas noch durch den Grafen in Verlegenheit bringen, obwohl letzterer kein Bedenken trug, Meinungsverschiedenheiten zu betonen und irrige Ansichten zu verbessern. Trotz allem Feuerwerk trat der Mangel tieferer Studien bald deutlich bei dem jungen Manne hervor; dagegen erwiesen sich die Haupterfordernisse der Religion in Ordnung. Zu große Ansprüche durfte man freilich nicht erheben; so fiel es ihm z. B. nicht ein, wenigstens in dieser wichtigen Zeit Werktags mit uns der heiligen Messe beizuwohnen. Marie zeigt sich leider für derlei Bedenken wenig empfänglich. „Das ist nicht der rechte Mann für Dich," mußte sie in allen Tonarten hören; ungeachtet dessen blieb sie bei der Behauptung, nur in dieser Verbindung ihr Lebensglück zu finden, und als der Prinz nochmals und dringend um sie anhielt, fand der Graf keine genügende Ursache, seine Einwilligung zu verweigern.

Wien, Febr.... Heute also ist der Abend des wichtigen Hochzeitstages. Wie im Fluge verstrich die Verlobungszeit, die Gott Dank auf beiden Seiten viel Gutes förderte. Die Verantwortung, der Ernst des bevorstehenden Schrittes rüttelten Gräfin Marie vollends auf. Sie wird kein Ideal werden, aber doch eine gute, fromme Frau. Wie viel betete sie in den letzten Zeiten trotz aller Zerstreu-

ungen! . . . Sie war auch weit liebenswürdiger im täglichen Verkehre; ich glaube, die rechte Wertschätzung ihres Heimes ist ihr jetzt erst klar geworden. Die Gräfin wird lange Zeit zur Erholung brauchen und muß nun doppelt geschont werden. Natürlich gestaltete sich die Hochzeit bei den gegenseitigen glänzenden Verhältnissen sehr prunkvoll und forderte schon im voraus eine Masse von Besuchen, Vorstellungen, Festen; sogar in den letzten Tagen, wo Mariens Sammlung wegen bloß mit den Allernächsten verkehrt wurde, ließ sich die Unruhe nur halb verscheuchen. Die Gräfin wünschte, das Brautpaar möge die letzte Woche zu geistlichen Uebungen benützen; leider dünkte dieser Gedanke den jungen Leuten so unsympathisch, daß er fallen gelassen werden mußte. — Am Vorabend waren wieder nur die allernotwendigsten Gäste geladen; aus den über diese Zusammenkunft gefallenen Aeußerungen schloß ich auf viel Steifheit und Langeweile. Wie gemütlich, wie innig vereinigt fühlten wir uns am Vorabend von Klothildens Hochzeit; aber die vornehme, große Welt hegt andere Begriffe, erhebt andere Ansprüche.... Um elf Uhr fuhr der letzte Wagen aus dem Thore; auf Verlangen der Braut, die das Alleinsein zu fürchten schien, war ich aufgeblieben. Ich brachte ihr dadurch ein großes Opfer; gern hätte ich den langen Abend abgekürzt, wo ungeachtet aller Vorsichtsmaßregeln traurige, peinliche Gedanken aus Vergangenheit und Zukunft auf mich einstürmten. Bis zu einem gewissen Grade bewahrheitet sich freilich der Ausspruch, daß die Zeit alle Wunden heilt; auch ich bin nun meistens ruhig und fröhlich, der Friede ist in mein Inneres eingekehrt, aber nicht jener laue Friede, der von selbst zufällt, sondern jener gewollte, geheiligte, die herbe

Frucht des Kampfes, von welchem der Heiland sagt: „Ich bin nicht gekommen, Euch den Frieden zu bringen, sondern das Schwert." Häufig fiel mir im letzten Jahre die einstmalige Aussage von Marie Agnes ein, welche ich in den ärgsten Zeiten kindischer Thorheit fragte: „Wie machen Sie es nur, um zufrieden zu sein?" „Die Zufriedenheit," antwortete sie, „liegt in der Macht eines jeden Menschen; ich bin zufrieden, weil ich zufrieden sein will." Ich erfuhr dies zur Genüge, wenn auch nicht in dem ausgedehnten, gesegneten Maße der selig Vollendeten. Noch lange blieb ich bei Gräfin Marie; ihre Mutter war ja trotz des besten Willens zu angegriffen dazu, und Marie fühlte doch eine gewisse Aufregung. Nicht daß sie weniger verliebt gewesen wäre oder ängstliche Schwankungen wegen der rechten Wahl durchmachte; o, nein! aber sie hörte in den letzten Zeiten zu viel vom Ernste des Lebens, um angesichts der großen Veränderung in ihrem Geschicke ganz unbewegt zu bleiben. „Hätte ich die Erziehung der Schwestern genossen, vieles wäre vielleicht anders bei mir geworden," sagte sie einigemal wie entschuldigend, als sie inmitten der ergreifendsten Gedanken hin und wieder zu leichtem, tändelndem Tone absprang. Endlich, endlich schlummerte sie ein, und ich verließ sie leise mit dem Wunsche, das Leben möge sie in keine zu harte Schule nehmen. Ihr Mann ist ja gutmütig und sie lieben sich aufrichtig; eine starke Dosis Selbstsucht und ein sehr kleines Maß Zartgefühl muß die junge Frau freilich in Kauf nehmen. — Heute beaufsichtigte ich auf Wunsch der Gräfin die Brauttoillete; es fiel ihr ja so schwer, nicht selbst die Tochter vom ersten bis zum letzten Augenblicke zu umgeben. Marie sah reizend aus und war sehr ergriffen.

Nach dem Ankleiden verlangte sie zu ihren Eltern. Mir widerstand es, sie in diesen Augenblicken den neugierigen Augen von Jungfern ausgesetzt zu sehen, deshalb trug ich selbst ihre Schleppe auf der Treppe und durch die Gänge. Der Graf trat gerade aus seinem Schreibzimmer; mit einem bei ihr ungewöhnlichen Aufwallen der Gefühle warf sie sich ihm förmlich entgegen. Ein Zucken tiefster Bewegung ging über seine Züge; sein Arm umkrampfte sie einen Augenblick, als könne er das Kind nicht von sich lassen, dann zog er sie in sein Gemach und schloß die Thüre. Wie viel glücklicher, dachte ich, wären wir jetzt alle, wenn Marie nicht so eigenwillig gewählt hätte ....

Um elf Uhr fand die Trauung statt; da Marguerite erkältet zu Bette lag, wohnte ich einer frühen heiligen Messe bei und führte erst nach der Brautmesse Felicitas in die Kirche, die nicht so lange ausgehalten haben würde. Ich schenkte dem sich entfaltenden äußeren Glanz und Prunk wenig Aufmerksamkeit; ich sah immer wieder das thränenüberströmte Gesicht der Braut, auf die der Bräutigam halb erstaunt, halb erschreckt blickte, anscheinend unfähig, sich dies Uebermaß der Rührung zu erklären. Wie ergreifend und ernst klingen die Worte, welche unsere heilige Kirche nach Aufzählung der Pflichten der Eheleute beifügt: „bis der Tod Euch scheidet". Bei Klothildens Hochzeit machten sie mir keinen so tiefen Eindruck; ich bin seitdem älter geworden, habe viel beobachtet, viel gelitten; da begreift man eher, was ein Leben an Wechselfällen der Freude und des Leides in sich zu schließen vermag. Ich betete recht inständig für das Brautpaar, daß ihm das wahre Glück beschieden werde, jenes erhabene heilige Glück, das vom Himmel kommt,

zum Himmel führt, und uns ohne unseren Willen nicht geraubt werden kann, sollte sich das irdische Geschick noch so dunkel gestalten. — Die übrigen Stunden vergingen im Fluge; als die junge Frau zu Hause anlangte, wohin sie allein mit ihrem Manne fuhr, war sie strahlend vor Seligkeit und kehrte, wenigstens was ihre Zerstreutheit betraf, die alte Marie hervor. Nur auf dem Bahnhofe, wohin ich meine Zöglinge führte, da die Eltern mit dem jungen Paare fuhren, flossen noch einige spärliche Thränen des Abschiedes.

Die Kinder genossen natürlich alle Unruhe, alles Außergewöhnliche nach besten Kräften, obwohl man sie möglichst ferne hielt und bloß heute von den Schulfesseln befreite. Marie, die früher keine besondere Anziehungskraft ausübte, ist seit ihrer Verlobung eine sehr interessante Persönlichkeit im Schulzimmer geworden und die das Brautpaar betreffenden Einzelheiten wurden untereinander und mit den Freundinnen in nie endendem Eifer besprochen, bis ich dieses Thema am liebsten verboten hätte. Hedwig und Madeleine stiegen, seit sie einen Schwager haben, gewaltig in den Augen der Gefährtinnen; Marina und Agnes bejammerten ihr Geschick, statt einer erwachsenen Schwester nur ältere Brüder aufweisen zu können, während Marguerite ausrechnete, wann sie an die eigene Hochzeit denken dürfte. Freilich sind das alles nur Kindereien, denen man durch übertriebene Aengstlichkeit und unzeitiges Eingreifen größere Ausdehnung verschafft, indem die Kinder, durch engherzige Kleinlichkeitskrämerei aufmerksam gemacht, dem Unsinn, der sich mit Hilfe klug geleiteter neuer Eindrücke leicht hätte verwischen lassen, größere Bedeutung beilegen und nun erst beginnen, Dinge dahinter zu suchen, die ihnen sonst nicht eingefallen wären

Die Gräfin meint, man müsse allerdings, ohne sich den Anschein davon zu geben, sorgfältigst wachen, daß die Mädchen sich nicht gegenseitig in Thorheiten hineinsteigern, was ja in diesen Jahren die größten Schattenseiten ausgedehnteren Verkehres bildet; aber man solle vor allem den ruhigen, großen Blick bewahren und, die Umstände richtig ausnützend, etwas von der sicheren Klarheit, der kindlichen Einfachheit, dem tiefen Ernste in ihr Herz träufeln lassen, womit diese Verhältnisse beurteilt und durchlebt sein wollen. Trotz aller momentanen Schwärmerei Hedwigs (sie verfaßte sogar heimlich ein Gedicht über Myrten, welches als kostbarstes Dokument im untersten Fache ihres Pultes ruht) wird ihr beweglicher Geist uns leichter über die Klippen hinweghelfen, während Madeleine mit ihrem ruhigen, träumerischen Wesen vielleicht größeren Schwierigkeiten entgegengeht. Sie errötet tief, wenn bei Tisch oder sonst irgendwie die Rede aufs Heiraten kommt, was von den Brüdern zu endlosen Neckereien grausam ausgebeutet wird.

Wien, März 18 . . Ein sehr unwillkommener Bundesgenosse half uns die Zerstreuungen und Gedanken der Hochzeit verwischen. Mitte Februar legte sich Felicitas mit Halsweh und Fieber zu Bett, das bald in Scharlach überging. Trotz sorgfältigster Absperrung erkrankten sämtliche Geschwister nacheinander, und obwohl nur Heinrich und Isabelle einige Tage banger Sorgen bereiteten, so waren auch die Zwillinge elend genug, um alle „erwachsenen Gefühle" gern abzustreifen. Die Trennung der Freundinnen wirkte ebenfalls günstig, und als sie gestern jubelndes Wiedersehen feierten, nahmen sie die Pläne für die letzte Ferienwoche vollauf in Anspruch.

Freilich wird sie nicht nur dem Vergnügen gewidmet sein; denn es ist ja Karwoche und außer dem Gottesdienste übernehmen wir Betstunden vor dem heiligen Sakramente. In der Dämmerung, wo ich mit Isabelle, welche demnächst zum erstenmal beichtet, die Leidensgeschichte unseres Herrn ausführlich durchnehme und kleine Betrachtungen ihrer kindlichen Fassungskraft angemessen, hinzufüge, kommen häufig die großen Schwestern heran, um zu lauschen, und wenn die Kleine zu ihren Spielereien zurückkehrt, beginnen wir manchmal eine vertrauliche Plauderei über dieses und jenes, wie es sich eben giebt, obwohl eine ernstere Färbung meist vorherrscht. Fräulein Bertoldy prägte mir ein, welch' wichtige Rolle das Vertrauen in der Erziehung spielt, jenes liebende Vertrauen, das die Erzieherin zur Freundin ihrer Zöglinge macht. Je älter Hedwig und Madeleine werden, desto verständlicher dünken mir ihre damit erstrebten Absichten; ich begreife immer besser, wie fast alles darauf ankommt, einen klaren, tiefen Blick in die Seelen und Herzen zu bewahren, deren Entwicklung uns in mannigfacher Weise anvertraut ist. „Freilich begreift man," sagte Fräulein Bertoldy, „daß die Mütter nur denjenigen Personen eine solche Stellung einräumen wollen und dürfen, die ausgezeichnete Bildung des Geistes und Gemütes, sowie große Offenheit und Lenksamkeit ihnen gegenüber an den Tag legen. Hohe Anforderungen werden an diejenigen gestellt, welche solch' heiligen Amtes walten. Es gehört ein außerordentlich fein entwickeltes Zartgefühl dazu, um nicht in die Rechte der Mutter überzugreifen, große Selbstlosigkeit, deren bescheidene Handlangerin zu bleiben, unbegrenzte Hingabe und Liebe zu den Seelen endlich, um sich allen Stimmungen

und Bedürfnissen der Kinder anzupassen, zu rechter Zeit zu ihnen hinunterzusteigen, zu rechter Zeit sie zu sich heraufzuziehen. Das Leben der Seele und des Herzens ist so geheimnisvoll, so heilig, die tausend Fäden, welche es ausmachen und zusammenhalten, sind so fein und verwickelt, daß die Hände nicht zart und vorsichtig genug sein können, welche sie berühren und leiten sollen." Ich danke es der Gräfin, die mir gleich bei der Uebernahme meiner hiesigen Obliegenheiten, wo ich vielleicht in thörichtem Unverstande zu sehr auf die Autorität und den Nimbus der Lehrerin gepocht hätte, die Stellung einer älteren Gefährtin anwies, daß sich die Kinder vertraulich an mich anschlossen und die Beziehungen nach weiterer Entwickelung und Klärung immer mehr in diejenigen einer älteren Schwester zu teueren jüngeren Geschwistern übergehen. Viele Erzieherinnen finden teils mit, teils ohne Schuld in diesem Punkte gegenseitigen Vertrauens erhebliche Schwierigkeiten; der kostbarste, heiligste Teil ihrer Aufgabe wird, häufig von ihnen selbst und von den Eltern unterschätzt, kaum verstanden. Mein Verhältnis zur Gräfin könnte kein befriedigenderes sein; die einzigen Hemmnisse den Zöglingen gegenüber bilden meine Fehler. Ich will mich während der bevorstehenden, ernsten Tage recht erneuen im Vorsatze und Eifer für meine Schülerinnen und für meine Seele. „Nur wer sich selbst heiligt, kann andere heiligen." Oft wurden mir diese Worte wiederholt, trotzdem mache ich wenig Fortschritte in der Selbstheiligung. Und doch legte der liebe Gott das Sehnen und Streben nach ihm so verständlich und fühlbar in meine Seele.

Ein Gedanke, eine Frage tauchte in diesem Winter, wo es stiller geworden ist in meinem Innern, häufig in

mir auf; ich will versuchen, sie in den kommenden heiligen Tagen zu den Füßen des lieben Heilandes zu klären. O, ich freue mich auf unsere Anbetungen wie noch nie! In der letzten Woche lernte ich mit Hedwig und Madeleine zusammen ein Lied auswendig, das mich mächtig ergriff und nachdrücklich auf die innigen, persönlichen Beziehungen zwischen Gott und meiner Seele hinwies, auf jenen unserem schwachen Verstande unfaßbaren Prüfstein unendlicher Liebe, die im Gegensatze zu unserer kleinen, beschränkten Liebe jeden Menschen umfängt, als wäre er allein auf der Welt.

Ostersonntag. Stille, gesegnete Tage liegen hinter mir. Schon lange, seitdem der letzte Sturm verrauschte, beschäftigt mich der Gedanke ausschließlicherer Hingabe an Gott, nicht in klösterlicher Einsamkeit, dazu fühle ich keinen Beruf, außerdem sind Mutter und Brüder noch viele Jahre auf meinen Erwerb angewiesen, aber wenigstens durch das Gelübde der Jungfräulichkeit, wie man es in der Welt ablegen kann. Anfangs getraute ich mir kaum diesen Wunsch in Worte zu kleiden; es schien mir erbärmlich, erst jetzt, wo irdische Aussichten verschwinden, dem himmlischen Bräutigam mein Herz zu öffnen; selbst bei der heiligen Kommunion wagte ich nur zu beten: „Du kennst mein innerstes, geheimstes Verlangen, o mein Gott, thue damit, was Du willst!“ Doch nun genügt mir dieses Gebet nicht mehr; zu den Füßen meines Heilandes im heiligen Sakramente betete ich diese Tage immer wieder: „Gieb mir, o Herr, die Gnade, mich Dir weihen zu dürfen, Dich zu lieben mit jener ausschließlichen Liebe, welche die Freiheit von irdischen Banden verleiht!“ Mein Beichtvater meinte, ich sollte mich lange Zeit, etwa bis gegen

den Winter, ernstlich prüfen und prüfen lassen; denn was ich unternehmen wolle, sei zu ernst und erhaben, um ohne reiflichste, vorsichtigste Ueberlegung dem Feuer jugendlicher Begeisterung ausgesetzt zu werden. Der heilige Chrysostomus sage: „Eine Jungfrau, die sich Gott verlobt, muß durch die Welt wie durch eine Wüste gehen und, während ihr Fuß auf Erden weilt, mit ihrem Herzen im Himmel sein.“ Das klänge allerdings sehr schön und erhebend, wie Worte lauten, die leuchtende Sterne fürs Leben ausmachen können; aber ich solle auch bedenken, wie viel Herzblut vergossen würde, wenn man sie während der Wechselfälle einer langen irdischen Laufbahn in ernste That umsetzen wolle. Pater Ambrosius hat recht; ich will mich besinnen, den eigenen Kräften mißtrauen. Ich staune ja selbst, daß ein solches Glück an mich herantritt.

Rosenburg, Juni ... Ich war acht Tage zu Hause und fand alles in bester Ordnung; nur Klothilde macht mir Sorge. Sie plagt sich unmäßig mit Haushaltung und Kindern; Sparen, heißt es, würde ihr zur Manie, wofür man bei den glänzenden Aussichten ihres Mannes keinen Grund sieht. Allerdings verlor er dieses Jahr die Aussicht auf eine vorteilhaftere Stellung, durch irgend ein Nebenunternehmen, das ihn zerstreute. Der Schaden aber, versichern die Eingeweihten, sei nicht bedeutend und die Lehre heilsam. Dennoch sehe ich immer Klothildens liebes Gesicht vor mir mit dem wehmütigen, sorgenvollen Ausdruck. Gott bewahre und schütze sie! . . . Ich bin ganz mit dem großen Schritt beschäftigt, den ich zu thun wünsche. Mein Herz ist voll und übervoll; mir scheint, ich empfände bei dem Gedanken an mein Gelübde etwas von dem Feuer, das die Jünger von Emaus durchglühte,

da Christus der Herr sich ihnen nahte. Welche Ruhe, welche Wonne liegt für mich in dem Gebete: „Komm, o komm, Du Geliebter meiner Seele! kette mich an Dich mit unauflöslichen Banden, der Du allein das tiefe Sehnen meines Herzens befriedigen kannst!“

Zehntes Kapitel.

„Sieh', ich komme schnell; halte fest, was Du hast, damit niemand Deine Krone nehme!“

Leuchtend und heiß sandte die Augustsonne ihre Strahlen auf die Erde nieder, welche tief aufseufzte unter der sengenden Glut ihres brennenden Kusses. Im schönen Laubwalde freilich, welcher sich stundenlang von Rosenburg bis zur nächsten Stadt ausbreitete, fand man immer Schatten; das wußte auch Graf Wolsky, der um die Mittagszeit in Tannhausen angekommen, es verschmähte, die paar Wegstrecken weiter zu fahren. Er nahm sich kaum Zeit, dem Diener die notwendigen Anweisungen zu geben, so unwiderstehlich schien ihn die grüne Einsamkeit anzuziehen. Jetzt war er schon lange gegangen; bloß eine halbe Stunde trennte ihn noch von Rosenburg, seinem ersehnten Ziele. Graf Wolsky hatte sich im Aeußeren wenig verändert; nur bei näherer Beobachtung entdeckte man den festeren, ernsteren Zug um die Mundwinkel und jenes gewisse Etwas in seiner Art und Weise, welches andeutete, daß die Zeit des Schwankens vorüber und er zu unwiderruflichem Entschlusse gekommen sei. Je mehr

er sich Rosenburg näherte, desto langsamer wurden seine Schritte, desto häufiger leuchteten seine Züge auf in freudigem Erkennungslichte. Lagen wirklich drei Jahre zwischen seinem letzten hiesigen Aufenthalte? — Unaussprechlich bang und öde dünkten sie ihm auf einmal und doch verbrachte er sie nicht in thatenlosem Schmachten und Sehnen. Voll und ganz, wie er es beschlossen, gab er sich den mannigfaltigen Eindrücken hin; denn er wollte die selbstgewählte Probezeit als Mann bestehen und jenen großen, weiten Blick erringen, der nicht immer und ewig am eigenen kleinlichen „Ich" haften bleibt. Ebenso wenig aber sollte ihm die eigene Individualität verloren gehen; sein Herz mußte zur Ruhe kommen, um desto freier und sicherer zu wählen. Allerdings erwiesen sich seine Versuche, das Glück und Weh zu vergessen, das ihn aus der Heimat getrieben, erfolglos; Walters Neigung war keine willkürliche, plötzliche gewesen; er wußte wohl, warum er liebte, und seine tiefernste, liebebedürftige Natur, die so lange jeder Neigung unzugänglich geblieben, weil keine seine Begriffe von Glück erfüllte, behauptete nun ihre Rechte, da sie endlich ihr Ideal verwirklicht sah.

„Da fahr' ich still im Wagen,
Du bist so weit von mir;
Wohin er mich mag tragen,
Ich bleibe doch bei Dir.

Da fliegen Wälder, Klüfte
Und schöne Thäler tief,
Und Lerchen hoch in Lüften,
Als ob Deine Stimme rief.

Vom Berge geht's hinunter,
Das Posthorn schallt im Grnnd,
Mein Seel' wird mir so munter,
Grüß' Dich aus Herzensgrund."

Nein, Walter konnte Angela nicht vergessen, konnte nicht glücklich werden ohne sie. Daher beschloß er, seine Mutter, die ihn auch in Briefen mit Heiratsplänen überschüttete, zu überraschen; in der Freude des Wiedersehens, meinte er, würde sie die Nachricht seiner Verlobung leichter ertragen. Sobald er sich dem jungen Mädchen erklärt, sollte sie zu seiner Lieblingstante, einer unverheirateten Schwester seines Vaters, gebracht werden; mit derselben hatte er bereits alles abgemacht und unter ihren Fittigen blieb Angela, indessen er die Wege bei der Mutter ebnete. Wie konnte letztere widerstehen, wenn es sich um sein Lebensglück handelte, wie ungerührt bleiben, wenn er die heißen Schmerzen schilderte, in denen er ihretwegen mit seinem Herzen gerungen hatte, vier lange Jahre hindurch . . . Und schließlich — trat das Undenkbare ein, scheiterten alle Ueberredungsmittel, dann kam die Macht der vollendeten Thatsachen zu Hilfe. Angela war bis dahin schon seine Braut; sie hatte als solche Rechte auf ihn, heilige, unantastbare Rechte, die sich wohl mit den Mutterrechten messen dürften. Angela seine Braut . . . wie süß das klang, wie beseligend . . . der Enderfolg aller Kämpfe, Zweifel, Aengsten, Berechnungen blieb stets der gleiche: Angela leuchtete in das Wirrsal der Schwierigkeiten als Engel des Lichtes und Engel des Friedens. In dem Gedanken an sie verloren allmählich seine Anschauungen über die Mesalliance ihre Unumstößlichkeit.

Freilich, im allgemeinen hielt er daran fest; aber keine Regel ohne Ausnahme; wie konnten sich Grundsätze des alltäglichen Lebens auf solch' seltene Perle erstrecken, wer wollte den gewöhnlichen Maßstab an dies außergewöhnliche Wesen legen? . . . Hatte seine Mutter Angela gesehen, dann mußte sie dieselbe liebgewinnen, und diese Begegnung sollte unter den günstigsten Umständen zustande kommen, wo dem Mädchen schon nichts mehr anhaftete von untergeordneter Stellung und Standesunterschied. Walter, der einen Augenblick gerastet, schritt rüstig weiter; sein Gesicht wurde immer verklärter. Die von Zeit zu Zeit auftauchenden Aengsten, ob er Angela frei finden würde, waren gehoben, seit er sich in Wien unter der Hand bei gegenseitigen Bekannten darüber vergewissert hatte.

Ueber die Annahme seiner Vorschläge ließ er sich keine grauen Haare wachsen; Angela stand stets vor ihm, wie er sie zuletzt gesehen, mit dem süßen Geständnisse der Gegenliebe oder wenigstens großer Bereitwilligkeit dazu auf den lieblichen Zügen. Welcher Kampf, welche Pein, die Geliebte damals in Unsicherheit, vielleicht in Schmerzen zurückzulassen . . . nun aber wollte er sie vor der ganzen Welt als sein Eigen, sein kostbarstes Kleinod erklären. Stehenden Fußes ging er zu Gräfin Antfeld, ihr alles anzuvertrauen . . . . Da er aber die Biegung des Weges erreichte, der abseits von der Fahrstraße in die Richtung führte, wo er Angela zum erstenmal gesehen, konnte er dem Wunsche nicht widerstehen, diesen Ort zu besuchen. Verführerisch nahe lagen die Plätzchen, wo sich die Antfeld'schen Mädchen, also auch deren Erzieherin, an schönen Tagen aufhielten. Stören wollte er sie nicht, nur von weitem, ganz im Verborgenen die Geliebte

grüßen. Auf einmal blieb er stehen, atemlos lauschend. War das nicht ihre Stimme, die so silberklar zu ihm herübertönte? — Sogar die Worte trug der Wind ihm zu:

„Liebe, die mich überwunden,
Die mein Herz hat ganz dahin,
Liebe, die mir hat gebunden
Seel', Gedanken, Red' und Sinn:
Liebe, dir ergeb' ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich!"

Wie erhaben das klang, wie rein und heilig! Und doch verdüstern sich die Züge des jungen Mannes; er stürzt vorwärts in sinnloser Hast. Erst als der nächste Schritt seine Gegenwart offenbaren muß, hält er inne... Da steht Angela unter der wohlbekannten Eiche — allein — wahrscheinlich zurückgeblieben, um Bücher, Arbeiten und Spielsachen zu ordnen; das Lied hat sie der Alltäglichkeit entrückt, denn sie lehnt am Baume mit gefalteten Händen und erhobenen Augen, in denen sich inbrünstige Andacht, feurige Begeisterung spiegeln. Angela ist noch schöner geworden in diesen letzten Jahren; nicht mehr die Lieblichkeit der sich dem Sonnenschein des Lebens öffnenden Mädchenknospe leuchtet aus ihrer Erscheinung, sondern die strahlende Schönheit des vollendeten Weibes, die sich im Vollbesitz des Daseins entfaltet, wie die glutvolle Pracht der erblühten Rose. „Angela! Fräulein Angela!" ruft Walter, vorwärts eilend und ihr beide Hände entgegenstreckend. Angela zuckt zusammen; sie erkennt augenblicklich die Stimme, deren Ton Glück und Weh der

letzten Jahre weckt. Wie im Traume wendet sie ihre Augen zu ihm; ist es denn möglich, daß er wirklich wiedergekommen! Walter verliert bei dem Ausdruck dieser Augen alle Fassung. Vergessen sind die ruhigen, gemessenen Worte, mit denen er zuerst Gräfin Antfeld von seinem Entschlusse in Kenntnis setzen wollte; der die Gefühle stauende Damm bricht gewaltsam, und leidenschaftliche Worte der Liebe fließen über seine Lippen. Wie gebannt lauscht Angela; aber ihr Staunen geht rasch in unnennbares Entzücken über; die Seligkeit des Wiederfindens raubt ihr fast die Sinne. Oft hatte sie sich diesen Augenblick vorgestellt, ohne je die Wonne der Wirklichkeit zu erreichen. Nun fordert Walter die Versicherung der Gegenliebe, nicht nur aus ihrem Auge, sondern aus ihrem Worte; er fragt sie, ob sie sein Eigen werden will auf alle Zeiten, und sie sagt „ja" aus tiefster Seele. Im selben Augenblicke werden Schritte hörbar. „Sie dürfen uns nicht hier und allein finden," flüstert das junge Mädchen; „ich will Gräfin Antfeld in Kenntnis setzen, sie wird uns raten und helfen. Auf Wiedersehen!" Ein Blick noch, schüchtern zwar, aber voll vertrauenswarmer Liebe; dann verschwindet sie.

Atemlos rennt sie durch den Garten, bis zu dem kleinen Salon, wo die Gräfin sich gewöhnlich aufhält. Mit dem Ausrufe: „Er ist wiedergekommen und er liebt mich!" wirft sie sich vor der mütterlichen Freundin nieder, den Kopf in die Falten ihres Kleides bergend. Jähes Erschrecken malt sich auf den Zügen der Gräfin; sie weiß, wen dieses „Er" bezeichnet und fühlt sich ratlos in dem plötzlichen Umschwunge der Dinge. Vertrauensvoll hebt Angela den Kopf zu ihr empor; Thränen schimmern

in ihren Augen und strömen auf ihre Wangen nieder, Thränen, deren Ursache der Ausdruck strahlendster Seligkeit genügend kennzeichnet! „Wie glücklich bin ich, wie glücklich!“ stammelt Angela und faltet die Hände, „wie gütig ist der liebe Gott, der mir zeigt, was er will!“ „Aber liebstes, bestes Kind! erklären Sie sich doch deutlicher,“ mahnt die Gräfin. Ein tiefer Seufzer entringt sich der Brust des jungen Mädchens. „Ich bin zu glücklich, um reden zu können . . . es kam so plötzlich . . . so unerwartet . . . er wird Ihnen sagen . . . ich vermag es nicht“ . . . und eine momentane Schwäche läßt sie zurücksinken. Da klopft es, ein Diener meldet Graf Wolsky, der, unruhig und verwirrt, nicht länger allein aushält. „Holen Sie rasch Hanne! sie soll Belebungsmittel bringen,“ unterbricht die Gräfin, die Meldung überhörend. Der Diener, ein Neuling, der zweien Aufträgen nicht gewachsen ist, stürmt davon, während Walter, durch die bis zu ihm gedrungenen Worte noch beunruhigter, an die offen gebliebene Thüre tritt. Als er Angela bleich und still mit geschlossenen Augen sieht, stürmt er hinein. „Was geht hier vor,“ ruft er außer sich, „Angela ist meine Braut; ich habe ein Recht, sie zu schützen.“ „Ich könnte Ihnen dieselbe Frage zurückgeben, Graf Wolsky,“ antwortet Gräfin Antfeld, ihn scharf ins Auge fassend, „was geht in meinem Hause vor, ohne daß Sie es der Mühe wert halten, mich davon in Kenntnis zu setzen?“ „Verzeihung, Gräfin! es sollte der äußeren Form Genüge geschehen; in dem zufälligen Begegnen Angelas, um derentwillen ich so viel gelitten, vergaß ich alles andere,“ stammelt der junge Mann. „Aber was ist mit ihr? Warum liegt sie da, so bleich und still?“ forscht er ungestüm, und indem er sich zu

ihr niederbeugt, nimmt ihn die Ausschließlichkeit seiner Liebe aufs neue gefangen. Er bedeckt ihre Hände mit leidenschaftlichen Küssen, er ruft ihren Namen mit dem zärtlichsten Ausdrucke . . . Angela schlägt ihre Augen auf; die Schwäche war ja nur vorübergehend. „Walter!“ klingt es unruhig von ihren Lippen, bevor sich ihre Sinne vollständig klären. „Gott Dank für dieses Wort!“ sagt Wolsky mit Inbrunst. Erschreckt, als habe sie etwas Unrechtes gesagt, schaut Angela hilfesuchend zu Gräfin Antfeld. „Lassen Sie ihr Zeit, sich zu fassen, Graf Wolsky,“ mahnt diese halb beschwichtigend, halb ärgerlich, „solche erschütternde Aufregungen können sehr schädlich wirken. Vor allem muß sie sich nun erholen. Leider unternahm mein Mann einen Nachmittagsausflug mit den Kindern; ich kann Sie daher nur bitten, sich zurückzuziehen, bis es mir möglich sein wird, Ihnen Gehör zu schenken. Hanne,“ redet sie die herbeieilende Haushälterin an, „führe Grafen Wolsky zu Herrn Balkner; bitte ihn, für seine Bedürfnisse zu sorgen.“ „Sehr gern bin ich zu jeder Erklärung bereit, gnädigste Gräfin“, antwortet Walter, „nur dadurch kann ich mein unerwartetes Eindringen in Ihre Häuslichkeit enschuldigen. Gewiß zürnen Sie nicht mehr, wenn ich alle mildernden Umstände auseinandersetze. Lebe wohl denn, Geliebte,“ wendet er sich an Angela, zärtlich deren Hand ergreifend, „Du brauchst nicht zu erröten, die ganze Welt darf nun wissen, daß Du mein und ich Dein bin.“ „O, Walter!“ flüstert Angela mit unbeschreiblichem Ausdrucke. Ueber die Gräfin kommt es wie Rührung; die Liebe der beiden jungen Leute tritt so unbefangen und warm an den Tag; dennoch zwingt sie sich zu möglichst kühler Miene, indem sie sagt:

„Herr Graf, Sie mögen die besten Gründe für Ihre Handlungsweise haben; bevor ich sie gehört, vermag ich kein weiteres Wort zu gestatten!“ Walter verbeugt sich, bittet nochmals um Entschuldigung und folgt dann nach einem an Angela gerichteten „Auf Wiedersehen! recht bald hoffentlich!“ der Haushälterin, die ihre ganze, seit undenklichen Zeiten erprobte Diskretion zusammennehmen muß, um bei so ungewöhnlichen Ereignissen die Amtsmiene zu bewahren.

„Halten Sie unser Wiederfinden für ein Unglück?“ fragte Angela zögernd. „Nein, Kind, nein, das gerade nicht,“ antwortete die Gräfin beruhigend, „viele Verwickelungen mögen freilich bevorstehen.“ „Wird mein Jawort ihm schaden?“ forschte das junge Mädchen weiter. „Schaden, nein, wenigstens nicht im wesentlichen; im allgemeinen thut es nie gut, die Schranken der verschiedenen Gesellschaftsklassen zu überspringen; wenn aber je eine Ausnahme gestattet ist, so machte ich sie in diesem Falle“, lautete die tröstende Erwiderung. „Ich würde nun eine Weile ganz still liegen; der liebe Gott hilft weiter.“ „Ja, der liebe Gott,“ wiederholte Angela, „ich glaubte eigentlich, er riefe mich zu anderem“ . . . „Ein Glück, daß Sie gehorsam waren und keine übereilten Entschlüsse faßten,“ gab die Gräfin zurück. „Und der liebe Gott sieht in mein Herz,“ fuhr das junge Mädchen fort, „er weiß, ich werde ihn doch aus allen Kräften lieben, wenn auch auf andere Weise, als ich wollte. Ich möchte gerne den Herrn Pfarrer sprechen, um mich vollständig zu klären“ . . . „Sie können ihn aufsuchen, während ich Graf Wolsky anhöre. Jetzt aber thut uns beiden ein Weilchen Ruhe not; hernach sammeln wir unsere Gedanken.“

Ungeachtet der Sammlung brachte es die Gräfin zu keinem Endurteile und trat dem Grafen ziemlich ratlos gegenüber. Die Beantwortung der ersten Frage, ob seine Mutter diesen Schritt billige, zeigte neue, bedenkliche Schwierigkeiten; dennoch ließ sich wenig gegen die klare Auseinandersetzung des jungen Mannes sagen, der durchaus nicht dem Impuls des Augenblickes, sondern einer ernsten Neigung folgte, die Jahre der Trennung überdauert hatte. Der Gräfin schien es unrecht, gewaltsam in das Geschick zweier Menschen einzugreifen, die für einander geschaffen schienen, und unter solch' eigentümlichen, für den Bestand ihres Glückes bürgenden Umständen zusammentraten. Da die Dinge ohne ihr Zuthun so weit gediehen und Walter seit Jahren vollste Selbständigkeit bethätigte, fand sie sich, so gut es eben gehen wollte, in das Geschehene. Dem Wunsche des jungen Mannes, Angela sofort bei seiner Tante in anderer Stellung zu sehen, widerstand sie indessen. „Ich liebe Angela wie eine Tochter," erklärte sie, „auch sie schenkt mir volles Vertrauen; ich möchte ihr in den vielen Schwierigkeiten, welche ihren Glückshimmel verdüstern, zur Seite stehen. Lassen Sie Angela hier und bleiben Sie unser Gast, wenigstens bis die Einwilligung Ihrer Mutter sich bewahrheitet. Sie schreiben ihr ja unverzüglich?" „Gewiß, sehr bald; es ist dies kein Brief, den man im Handumdrehen verfaßt," antwortete Graf Wolsky. — Es war ziemlich spät geworden, bis die Gräfin Angela wieder aufsuchte. Sie fand dieselbe am geöffneten Fenster, die laue Luft des hereinbrechenden Abends genießend und in Gedanken versunken auf den Himmel schauend, wo vereinzelte Sterne funkelten. „Sind Sie jetzt beruhigt, liebes Kind?" fragte die Gräfin. „Ja

und nein," versetzte Angela, „der Herr Pfarrer meinte, kein Mensch könne die Frage für mich entscheiden; besser wäre es wohl gewesen, der irdischen Liebe nicht so rasch Thüre und Thor zu öffnen, mehr an die Wünsche zu denken, die mich wenige Minuten vorher beschäftigten; trotzdem sei auch eine reine irdische Liebe etwas Heiliges, wenn ich sie richtig auffasse. Er riet, den Grafen heute nicht mehr zu sehen, morgen aber zu kommunizieren."

„Der Herr Pfarrer mag recht haben," erwiderte die Gräfin erleichtert, welche auf diese Weise Gelegenheit fand, ihren Mann zu Rate zu ziehen. Aber auch der Graf wußte nichts anderes, als den Dingen, die bereits so weit gediehen waren, ihren Lauf zu lassen; wohl zürnte er den jungen Leuten, die so viel Unordnung und Aufregung in sein Haus brachten; doch die Gräfin wußte, daß sein Unmut vor dem glücklichen Brautpaare nicht anhalten würde.

Angela kommunizierte am andern Morgen; trotzdem kam sie zu keinem heroischen Entschlusse. „Wenn es unrecht wäre, würde ich mit der Gnade Gottes alle meine Kräfte zusammennehmen, meine Neigung zu überwinden," gestand sie der Gräfin beim Nachhausegehen, „unter diesen Verhältnissen aber fühle ich keine Kraft dazu; es handelt sich ja nicht allein um mein Glück. Daß ich die lieben Kinder nicht weiter erziehen kann, bildet in den jetzigen Verhältnissen einen dunkeln Punkt, an den ich noch gar nicht denken mag. Ganz gewiß aber bleibe ich in meiner Stellung, bis wir entsprechenden Ersatz gefunden und die Kinder sich an die Aenderung gewöhnt haben." Die Gräfin lächelte wehmütig, indem sie antwortete: „Das geht nicht an, liebes Kind, Graf Wolsky wird es nich

dulden, und ich gebe ihm recht. Möge die Trennung von uns der einzige dunkle Punkt in Ihrem Glücke bleiben. Ich fürchte Gräfin Wolsky." „Es ist so natürlich, daß sie Besseres für ihren Sohn wünschte," entgegnete das junge Mädchen demütig. „Im Taumel der ersten Freude vergaß ich nach ihr zu fragen." „Graf Wolsky meinte, durch vollendete Thatsachen gewänne man sie leichter," lautete die Erwiderung. Angelas Augen vergrößerten sich vor Schrecken. „Ohne Wissen und Willen seiner Mutter hat er einen solchen Schritt gethan?" sagte sie ängstlich, „diese Möglichkeit kam mir gar nicht in den Sinn; er sprach immer mit solcher Liebe von der Mutter; sie wird sich sehr verletzt fühlen." „Es ist nun einmal geschehen," meinte Gräfin Antfeld; „im allgemeinen billige ich diese Handlungsweise gewiß nicht; es giebt jedoch Ausnahmsfälle, an die der gewöhnliche Maßstab nicht angelegt werden darf. Ein solcher scheint hier vorzuliegen; ich kenne Gräfin Wolsky zu wenig, um den Erfolg des Benehmens ihres Sohnes zu beurteilen." Angelas Mienen verdüsterten sich immer mehr; sie senkte den Kopf und ging einige Augenblicke schweigend weiter; dann sagte sie schmerzlich: „Am Ende wäre es dennoch für alle Teile am wünschenswertesten gewesen, wenn ich auf mein Glück verzichtet hätte; ohne die Einwilligung seiner Mutter können wir nicht heiraten, nein, nimmermehr." „Sprechen Sie mit ihm darüber, liebes Kind," riet die Gräfin, der es schwer wurde, Angelas Seligkeit schon getrübt zu sehen. Im Laufe des Vormittags kamen die jungen Leute im Boudoir der Gräfin zusammen, während sich letztere zur Wahrung der äußeren Formen im Nebenzimmer aufhielt. „Angela, mein Kleinod, meine süße Liebe, sag' noch ein-

mal, daß Du mein sein willst auf immer!" flüstert der junge Mann leidenschaftlich. „Aber, Walter, hören Sie" . . . „Nicht Sie, Du mußt Du sagen; gehörst Du nicht mein für alle Zeiten?" „Aber, Walter, höre," wiederholt Angela, unfähig die strahlende Seligkeit zu unterdrücken, die aus ihrem Auge, ihrem Lächeln leuchtet, „was wird Deine Mutter sagen?" . . . „Meine Mutter wird sich über das Glück ihres Sohnes freuen," fällt Walter rasch ins Wort. „Aber vielleicht hält sie es nicht für Dein Glück," bemerkt Angela zaghaft. „Schließlich kennt jeder das eigene Glück am besten," meint Wolsky bestimmt. „Ohne den Segen Deiner Mutter könnten wir nimmermehr heiraten," sagt das junge Mädchen schaudernd, „wie sollte unsere Ehe Gott wohlgefällig sein, wenn sie mit Nichtachtung des vierten Gebotes begänne?" „So weit kommt es nicht," beruhigt er und sucht seine Handlungsweise zu begründen. Angela ist schwer zu befriedigen; nicht umsonst hatte sie jahrelang mit sich gerungen und ihr reines, geläutertes Herz den heiligsten Gedanken geöffnet. Heute noch bei der heiligen Kommunion gelobte sie aufs neue Treue, freilich nicht jene, die nur die Liebe des göttlichen Bräutigams kennt, aber doch jene feste, heilige Treue, die Gott zum Herrn, zum Mittelpunkt der irdischen Liebe macht und eher auf zeitliches Glück verzichtet, als darin Schlacken zu dulden, die das Auge des dreimal Heiligen scheuen müssen. „Ich vermag nicht ruhig und glücklich zu sein," setzt sie allen Beschwichtigungsversuchen Walters entgegen, „so lange Du mir nicht versprichst, daß die Nichteinwilligung Deiner Mutter unser Verlöbnis auflöst." „Angela!" ruft Wolsky schmerzlich, „wie faßt Du nur einen solchen Gedanken? Kann Deine Liebe so

wenig ertragen, daß sie schon vor den ersten Dunkelheiten zurückschreckt?“ „Ist Deine Liebe so schwach?“ wollte er sagen, aber er vollendete den Satz nicht; denn ein Ausdruck leidenschaftlichster Liebe und tiefsten Schmerzes bewegt die Züge seiner Braut. „O, Walter, wenn Du wüßtest!“ sagt sie mit gedämpfter Stimme und verhaltener Intensivität, als fürchte sie, die Herrschaft über sich zu verlieren, falls sie ihrem Empfinden freien Lauf gewährte; aber diese Worte sagen mehr, denn hundert brennende Beteuerungen. „Angela, warum folterst Du uns beide?“ fragt Walter, stürmisch ihre Hände ergreifend. „Könntest Du glücklich sein, während Gott uns zürnte?“ giebt sie schmerzlich zurück. Er schrickt zusammen. „Jede Regel hat ihre Ausnahme; nicht immer sind wir den Eltern Gehorsam schuldig,“ erklärt er möglichst fest. „Ich kenne nur eine Ausnahme, wenn sie unrechtes verlangen,“ entgegnete Angela, ohne das Zittern ihrer Stimme unterdrücken zu können. „Und hältst Du es für kein Unrecht, ein heiliges Versprechen ewiger Treue zu brechen?“ ruft Walter außer sich. „Nicht im Einverständnisse mit derjenigen, welcher es gegeben wurde,“ stammelt Angela, obwohl Todesblässe ihr Gesicht bedeckt. „Angela, mein süßes Lieb’, Deine ganze Art und Weise offenbart es, Du könntest einen solchen Bruch so wenig als ich ertragen,“ fleht Graf Wolsky. „Ich werde Gottes Willen zu erfüllen wissen,“ sagt Angela, ihre volle Kraft zusammennehmend. Wie schön ist sie in der Würde bewußter Freiheit und Kraft, die da weiß, wo sich Hilfe und Stützpunkt finden; ihre großen, glänzenden Augen schimmern feucht; auf der ganzen Erscheinung liegt überirdischer Zauber, der zeitliche Schönheit weit überstrahlt. „Aber ich, Angela, ich kann nicht

von Dir lassen; nimmermehr gebe ich Dir Dein Wort zurück," ruft Walter vor ihr niederfallend. Angela senkt das Haupt; schwere Thränen quellen aus ihren Augen: „O, warum ließ ich meinem Herzen die Zügel schießen und dachte nur an unser irdisches Glück? nun mache ich auch Dich elend," klagte sie. „Angela, Geliebte, überlaß Dich mir und ich bin der glücklichste der Menschen!" „Nein, Walter, nein; ich liebe Dich, das weißt Du, ich kann es Dir nicht verbergen, aber ich liebe Deine Seele unendlich mehr als irdische Seligkeit; ich will sie nicht in die Niederungen zweifelhafter Kämpfe herunterziehen; gieb mir Dein Wort zurück, o gieb es mir zurück!" „Ich bitte mir Bedenkzeit aus," sagt Walter finster. „Wohlan, ich muß sie Dir gewähren; verzeih' mir, verzeih', wie konnte ich Dein Glück über meiner Befriedigung vergessen?" So viel edele Hingabe, solch' rührende Selbstanklage liegen in diesen Worten, daß ein weicherer Zug des Schmerzes die Falten düsteren Leides auf den Zügen des jungen Mannes glättet. Nochmals spricht er klar und überzeugend von seiner Mutter, die er ja am besten kennen muß; gewiß, Angela hofft mit ihm, ihre Einwilligung zu erlangen; wie könnte sie anders, ohne das Herz des Sohnes zu zermalmen? . . . Der junge Mann hat sich Zuversicht eingeredet: „Thöricht und unrecht ist es, an meiner Mutter zu zweifeln!" ruft er im Tone des Vorwurfs, und als darüber die Thränen seiner Braut aufs neue fließen, vergißt er alles andere in dem Bestreben, sie zu trösten. Wohl meint Angela, es wäre besser, nicht mehr zusammenzukommen, bis die Antwort der Gräfin eingelaufen sei; aber lieber, als diese Trennung zuzulassen, giebt Walter das verlangte Versprechen mit der

Gegenforderung, einstweilen verlobt zu bleiben. Seine Mutter müsse ja einwilligen, wiederholt er stets aufs neue. Angela fühlt, daß sie beide in dem Entschlusse allenfallsiger Trennung das Aeußerste geleistet haben; auch seinen Wünschen gebührt Berücksichtigung; übermenschlich scheint es ihr nach der vor Unrecht schützenden Bedingung, nicht wenigstens das augenblickliche Glück zu genießen. „Wir müssen beide suchen, Deiner Mutter durch doppelte Liebe alles Mißfällige an mir vergessen zu machen," sagt sie eifrig. „Und das fällt nicht schwer; nie fände sie eine bessere Schwiegertochter," erklärt Walter. „Weißt Du noch, wie Du damals Veilchen für sie pflücktest und die Kinder Dich verrieten?" Trotz der jetzigen Unbefangenheit errötet das junge Mädchen bei dem Erinnern an die damalige Verlegenheit; sie erzählt Walter, wie es gekommen war, auch er spricht von seinen damaligen Leiden; damit landen sie auf dem Gebiete persönlicher Empfindungen und können sich nicht mehr davon losmachen, bis die Gräfin hereintritt, an die Poststunde zu mahnen. „Auch ich habe an Gräfin Wolsky geschrieben und sie gebeten, sich von Ihrem Glücke zu überzeugen," fügt sie bei. Die beiden jungen Leute küssen ihrer Gönnerin dankbarst die Hand. „Ich schreibe auch an meine Mutter, unmöglich könnte ich ihr die Wendung meines Geschickes vorenthalten," und dabei sieht Angela schüchtern auf ihren Bräutigam, als erwarte sie einen Gruß, einen Auftrag und fände nicht den Mut, dergleichen zu verlangen. Walter errät ihren Wunsch. „Sage Deiner Mutter," beginnt er lächelnd, „sie besitze in ihrer Tochter eine Perle, um welche jede Fürstin sie beneiden dürfte, und daß ich das Glück, sie errungen zu haben, höher schätze, als ich es auszu-

drücken vermag.“ „O, Walter!“ lacht Angela, „wie könnte ich so etwas wiederholen; aber darf ich ihr einen Gruß ausrichten?“ „Gewiß, und ich käme nächstens, mich ihr vorzustellen.“

Es folgten Tage des reinsten Glückes; die treue Erzieherin bestand zwar darauf, ihren Schülerinnen nach wie vor aufmerksame Sorge zu widmen; aber alle ihre Anstrengungen wurden reichlich belohnt, in den Stunden des Zusammenseins mit Walter. Viel hatten sich die jungen Leute zu sagen, immer mehr und mehr, je näher sie sich traten. Die ganze in den schmerzlichen Trennungsjahren angehäufte Innerlichkeit ihrer tiefgewurzelten Liebe ergoß sich nach außen wie ein frischer, nie versiegender Quell; sie wurden nicht müde, einander in das Herz, in die Seele zu schauen, mit jenem entzückenden Gefühle des Verständnisses, der Uebereinstimmung in der allgemeinen Auffassung des Lebens und mit dem fesselnden Empfinden des Staunens, der Seligkeit bei dem Entdecken der Veranlagung, der Vorzüge, der tausend Einzelheiten und Schattierungen, welche dem Menschen den Zauber eigenster Persönlichkeit aufprägen. Welche Wonne, sich gegenseitig anzugehören und auf einander angewiesen zu sein für das ganze Leben. Wie Angela mit der vollen Intensivität ihres feinbesaiteten, heißblütigen Temperamentes gelitten hatte, so genoß sie diese Tage mit aller Fähigkeit ihrer liebebedürftigen, nach Glück lechzenden Natur. Die jetzige Lage der Dinge war zu neu, zu sehr ihren Bedürfnissen entsprechend, um nicht in ihr aufzugehen; sie quälte sich daher wenig mit Zukunftssorgen; Walter sagte, es würde alles gut werden und sie glaubte ihm. Den Rest von Unruhe aber, der ihr von jener ersten, dunkeln Stunde

des Kampfes geblieben, legte sie mit ihrer Freude und ihrer Seligkeit zu den Füßen des Herrn im Tabernakel nieder. In liebender, vertrauender Kindlichkeit sah sie auf zu ihrem Herrn und Gott; wenn auch der Wunsch einer gänzlichen Hingabe an ihn eine Täuschung gewesen, so kannte er dennoch ihre Liebe, ihr aufrichtiges Verlangen, seinen Willen zu thun, ihn vor allem zu befriedigen. Er würde alles recht machen, ihr Kraft für alles geben . . .

Der Abend des sechsten Tages nach der Ankunft Graf Wolskys war hereingebrochen; in dem Gartensalon standen die Thüren weit geöffnet; ungehindert strömte die laue Luft in den Raum, unbeachtet spielte der milde Nachtwind mit den Fenstergardinen und ließ bisweilen, wenn er auf Augenblicke heftiger wurde, die einzige Lampe aufflackern, welche kaum hinreichte, das schöne behagliche Gemach zu beleuchten. Graf und Gräfin Antfeld saßen auf der anstoßenden Veranda; sie genossen in vollen Zügen die Sommernacht, auf welche wohl kaum ein schöner Tag folgen würde; denn obschon vereinzelte Sterne am Himmel glänzten, so türmten sich doch verdächtige Wolken im Wetterloche auf, während es im nahen Walde und im Parke bisweilen bedenklich rauschte, als kündigte der Wind an, daß er sein laues Tändeln bald in tobenden Sturm verwandeln wolle. Drinnen im Salon saß Angela am Klaviere, daneben Walter ganz in ihren Anblick und ihre Musik versunken. Das junge Mädchen spielte nur abgerissene Melodien, wie sie ihr gerade in den Sinn kamen, dazwischen sang sie ein Lied mit leiser Stimme; der innere Zusammenhang ihres Empfindens mit den Worten jener kleinen Liebesperlen war ein zu

tiefer, um lauten, volltönenden Ausdruck zu erlauben. Dann und wann verstummten die Töne und die Liebenden saßen in traulichem Geflüster beisammen. Plötzlich schreckte Angela auf: „Horch! ist das nicht das Rollen eines Wagens? . . . ja gewiß, ich höre das Rasseln der Räder deutlich . . . zu so später Stunde, wer mag es sein?“ fragte sie ängstlich den Bräutigam. Dieser zuckte lächelnd die Achseln: „Wie soll ich es wissen; aber Du siehst ja ganz verwirrt aus, was kümmert uns ein später Besuch, Liebling?“ „Walter, Walter!“ seufzte Angela und ihre Hand legte sich schwer auf den Arm des jungen Mannes, „wenn es Deine Mutter wäre, und sie uns zürnte; seit gestern erwarten wir einen Brief von ihr, mir ahnt nichts Gutes!“ Statt jeder Antwort entsteht eine Bewegung im Hause; Graf und Gräfin Antfeld, zu denen der ungewöhnliche Lärm ebenfalls dringt, verlassen die Veranda, die Salonthüren gehen auseinander und ein Diener meldet: „Frau Gräfin Wolsky.“ Angela will zu Gräfin Antfeld fliehen; doch Walters vorwurfsvoller Blick, der die zweifelnde Frage der ersten dunkeln Stunde zu wiederholen scheint, hält sie wie gebannt an seiner Seite zurück. Der Graf und seine Gemahlin machen einige Schritte gegen die Thüre; trotz dieses allen Formen spottenden Eindringens wollen sie der ungewöhnlichen Vorkommnisse wegen darüber hinweggehen und der Eintretenden einige zuvorkommende Worte des Willkommens sagen. Gräfin Wolsky grüßt steif, ohne die dargebotene Hand der Dame des Hauses anzunehmen: „Sie begreifen, Frau Gräfin,“ sagt sie, „daß ich nicht unter den üblichen Verhältnissen eines Gastes in Ihr Haus treten kann; wider meinen Willen muß ich Ihrer Einladung auf einige Stunden

Folge leisten, um meinen Sohn den Fallstricken zu entziehen, vor welchen ich ihn allerdings in Ihrem Hause sicher glaubte.“ Graf Antfeld richtet sich hoch empor, eine scharfe Erwiderung schwebt ihm auf der Zunge; doch das schmerzentstellte Gesicht der Sprecherin bringt ihn zum Schweigen. „Mutter, Mutter!“ ruft Walter, Angela derselben entgegenführend, „sieh' auf dies engelreine Antlitz und Du wirst nicht mehr von Fallstricken reden!“ Abwehrend streckt die Gräfin die Hände aus: „Ich will diejenige nicht sehen, die mir den Sohn geraubt; Sie müssen Ihre Netze allerdings fein gesponnen haben, bis Sie ihn auf solche Irrwege brachten,“ fügt sie bitter hinzu. Angela erbleicht; ihre ganze Gestalt erbebt; doch schlägt sie die Augen zur Gräfin auf; die rührende Bitte, die große Angst, der fast übermenschliche Schmerz, welcher aus ihnen spricht, sollen das ausdrücken, was der zitternde Mund nicht hervorbringt. „Alles hat seine Grenzen, gnädige Gräfin,“ versetzt Graf Antfeld fest und bestimmt, „ich stehe für die Unschuld dieses Mädchens wie für die meiner eigenen Kinder und ich dulde nicht, daß sie in meinem Hause geschmäht werde.“ „Ich selbst bin Zeugin, wie weit sie von jeder Zudringlichkeit Ihrem Sohne gegenüber entfernt ist,“ fügt Gräfin Antfeld hinzu. „Setzest Du so wenig Vertrauen in mich, Mutter,“ fragt Walter, „daß Du mir zutraust, eine Unwürdige zu lieben? Gewinne nur erst die Fassung wieder, die plötzliche Ueberraschung verwirrte Deinen Sinn; nähere Dich Angela und Du wirst eine echte Perle in ihr kennen lernen.“ „Nicht ich muß mich fassen, sondern Du,“ widerspricht Gräfin Wolsky heftig. „Deine Thorheit raubte Dir den Verstand. Das haben wir nun von

Deiner übertriebenen Sprödigkeit, Deinen unsinnigen Forderungen; schließlich wirfst Du Dich der ersten besten in die Arme und . . . ." „Mutter, kein weiteres Wort, wenn Du mich liebst," unterbricht Graf Wolsky, „bedenke, daß Angela meine Braut ist." „Und Deine Mutter, gilt sie Dir gar nichts mehr?" fragt Gräfin Wolsky in Thränen ausbrechend. Angela ermannt sich und tritt der Weinenden schüchtern näher; sie will einige liebe Worte sagen, aber die Gräfin wendet sich zornig ab: „Mich bethören Sie nicht, wie Sie den Sohn bethört haben," schluchzt sie. Walter macht Miene, zwischen die beiden Frauen zu stürzen, aber Gräfin Antfeld wehrt ihm und führt das zitternde Mädchen zur Thüre. „Ziehen Sie sich zurück, mein Kind," flüstert sie, „geben Sie der Gräfin Zeit, sich zu fassen, sie ist von Sinnen; morgen geht alles besser." „Ich denke, es wäre genug der Scene," sagt Graf Antfeld in seiner bestimmten Weise, „ich darf meine Frau nicht länger der Aufregung aussetzen; trotz der von Ihnen angedeuteten ungewöhnlichen Verhältnissen bieten wir Ihnen, Frau Gräfin, nochmals die Gastfreundschaft an" . . . . „Ach, hätten Sie dieselbe meinem Sohne verweigert; ewigen Dank wüßte ich Ihnen dafür!" fällt Gräfin Wolsky in die Rede. „Graf Wolsky ist ein Mann, der den Ernst und die Tragweite seiner Handlungsweise selbst bemessen muß; trotzdem machten wir ihm Gegenvorstellungen; mehr darf kein Mensch thun, nicht einmal seine Mutter, will sie nicht willkürlich das Glück des Sohnes auf die Wagschale werfen," versetzt Graf Antfeld ruhig. „Wir wollten sehen, wenn es sich um Ihren Sohn handelte, Herr Graf; wer versteht das Glück seines Kindes besser als die Mutter, welche ihr Leben

für dasselbe hingeben würde?" und Gräfin Wolsky verfällt aufs neue in krampfhaftes Schluchzen. „Eben weil Du bis jetzt nur mein Glück wünschtest, hoffte ich sichere Erhörung meiner Bitten", sagt Walter finster. „Du armer Thor! Die Leidenschaft verblendet Dich," klagt Gräfin Wolsky. Walter erbleicht; er beißt die Lippen blutig, um seinem Unmute keinen Ausdruck zu geben. Gräfin Antfeld sieht seinen Kampf; sie nähert sich nochmals der erregten Frau: „Kommen Sie, liebe Gräfin, ich bin ja auch Mutter; ich begreife, was Sie leiden; ich habe bereits die notwendigen Vorkehrungen für Ihre Unterkunft getroffen; unterdessen ziehen wir uns in meine Gemächer zurück." Natürlich folgt eine schwere Nacht, die für einen großen Teil der Schloßbewohner schlaflos verläuft. Draußen tobt der Sturm; ein furchtbares Gewitter entladet sich gegen Mitternacht; kaum einige Stunden erlöschen die schrecklichen Blitzstrahlen, welche schaurige Helle verbreiteten, da erdröhnt die Erde aufs neue unter krachenden Donnerschlägen. Die Gräfin verläßt Angela nicht, die einer besorgniserregenden Apathie verfallen scheint. Thränenlos liegt sie da, mit weitgeöffneten Augen; hört sie überhaupt die Worte der Ermutigung, der Liebe, der Zuversicht, die sie trösten sollen? Nur hie und da kommt Leben in ihre Gestalt: „Beten Sie, beten Sie, daß Gott mir helfe!" fleht sie dann mit bebenden Lippen und krampfhaft gefalteten Händen. Niemand vermag sie an dem frühen Kirchgang zu hindern, wo sie sich andächtig den heiligen Sakramenten naht.

Mit leidenschaftlicher Trostlosigkeit stürmt Walter ihr bei der Rückkehr ins Haus entgegen. „Hätte ich nimmermehr in das entsetzliche Versprechen eingewilligt, das Du

mir in einem Augenblicke der Schwäche abgerungen!" klagt er voll banger Verzweiflung. Wohl zuckt Angela zusammen; aber sie strengt alle ihre Kräfte an, um möglichst gelassen zu antworten: „Nicht doch, lieber Walter, ohne Deiner Mutter Einwilligung und Segen könnten wir nimmermehr dauernd glücklich sein." Walter erzählt in gemilderter Form die fruchtlose Unterredung, welche er an diesem Morgen mit seiner Mutter hatte. „Sie ist ganz verändert," erklärt er „was sie früher vor Rührung in den dritten Himmel versetzt hätte, läßt sie nun teilnahmslos, kalt, und nur dieser lächerlichen Vorurteile wegen, für die sie sich keine Ausnahme denken kann; sie wähnt ihres Kindes Glück zu wollen und zerschellt es mit erbarmungsloser Hand; sie" .... „Halt ein, Walter, halt ein," fleht Angela angstvoll, „so darfst Du nicht von Deiner Mutter reden; meinetwegen sollst Du Dich nicht versündigen; dafür liebe ich Dich viel zu warm und treu." „O, meine Angela! wie arm nimmt sich der Mutter Liebe gegen die Deinige aus!" ruft Walter außer sich. „Sieh' mich hier zu Deinen Füßen; stoße mich nicht von Dir in übertriebener Gewissensstrenge; ohne Dich ist mein Dasein gebrochen, trostlos, von der Mutter himmelweit entfernt; mit Dir aber gewinne ich sie wieder und wir ersetzen ihr in vereinten Kräften die vorübergehende Bitterkeit." Unwillkürlich senkt das junge Mädchen die Augen vor seinen glühenden Liebesblicken; einen Augenblick schaut sie schweigend vor sich hin; dann versetzt sie mit nicht geringerer Leidenschaftlichkeit: „Wohlan, Walter, da wir einmal so weit gegangen sind, da Du Dein Lebensglück an das meine geknüpft glaubst, so will auch ich das Aeußerste für meine Liebe wagen, das Aeußerste, was mir

ohne Unrecht möglich scheint. So weit es mir erlaubt dünkt, will ich für unser irdisches Glück kämpfen; ich werde zu Deiner Mutter gehen, sie anflehen, sie beschwören für Dich, für mich; ich werde mich zu demütigen wissen, wie ich mich niemals vor einem Menschen erniedrigte." Ihre Wangen glühen, ihre Augen sprühen Feuer, ihre ganze Gestalt bebt vor Erregung, vor brennender Begierde nach dem Siege; sie braucht nicht zu sagen, daß sie alle ihre Kräfte, alle ihr zu Gebote stehenden Mittel anwenden würde, dies verkündet jeder Blick, jede Bewegung, jeder Zug ihres ausdrucksvollen Gesichtes. Selbst Walter verstummt einen Augenblick vor der Gewalt ihrer Leidenschaft, freilich nur, um desto ungestümer zu rufen: „Nein, Angela, nein, bitten darfst Du, aber Dich vor ihr verdemütigen, nimmermehr!" „Und schlägst Du meine Liebe so gering an, daß ich vor solch' kleinlichem Opfer meiner selbst zurückschrecken könnte?" giebt sie zurück. „O, Angela, Du bist himmlisch! Dir wird die Mutter nicht widerstehen . . . aber" . . . setzt er mit finsterer Verzagtheit bei, „wenn sie es dennoch thun sollte" . . . Angela erbebt bei diesem Worte, als empfände sie einen stechenden Schmerz; doch sie faßt sich wieder und antwortet mit unbeschreiblichem Ausdrucke: „Dann, Walter, dann helfe uns Gott . . . . Aber nun laß mich, beunruhige mich nicht, ängstige mich nicht; ich muß mich zusammennehmen, mich sammeln, vor ich den Schritt wage, der unser Geschick entscheiden soll." „Laß es unser Geschick nicht entscheiden," unterbricht Walter, „Du hast dann alles gethan, was die strengste Pietät fordern kann." „O, nein, Walter, nein," entgegnet Angela; „aber nun gehe und versprich mir, während der Unterredung nicht zugegen zu bleiben;

sonst vermöchte ich nicht so unbefangen von Dir zu reden." „Ich muß bei Dir, immer in Deiner Nähe sein," erklärt Walter. „Wenn Dein Versuch fehlschlüge und Du entzögest Dich mir, gleichviel auf welche Art, ich glaube, ich würde den Verstand verlieren" . . . Wieder zuckt Angela zusammen in unsagbaren Schmerzen. „Sieh', süßes Lieb," fährt er fort, „Du selbst erträgst den Gedanken nicht; versprich mein Eigen zu werden, wie die Unterredung auch ausgehen möge" . . . . „O, Walter, Du nimmst mir alle meine Kraft," klagt Angela erblassend. Stumm schauen sie einander an, ihr Schmerz findet keine Worte; dann ruft Wolsky mit erneuter Leidenschaft und ausgestreckten Armen: „Werde die Meine, Angela, werde die Meine! ohne Dich kann ich nicht leben" . . . . Angela wendet ihre Blicke von ihm ab, dem Himmel zu; sie sagt mit unbeschreiblicher Hoheit in Ton und Geberde: „Es giebt etwas Größeres als menschliche Liebe, das ist die Liebe zu Gott; ihm, dem Herrn, seinen unwandelbaren Gesetzen müssen wir vor allem folgen, ginge unser Herz auch darüber in Scherben." Sie steht vor ihm marmorbleich, voller Peinen, aber mit jenen überirdischen Gedanken, die die Engel ehren und vor den Thron des Dreimalheiligen bringen. „Wie die Dinge sich auch wenden mögen," sagt sie nach kurzer Pause „ich verspreche Dir, Dich wiederzusehen, wenn Du warten willst, bis ich Dich rufen lasse." „O, Angela, warum mich jetzt verbannen?" klagt Wolsky. „Walter, hab' Erbarmen, ich kann nicht mehr und ich kann nicht anders" . . . Gräfin Antfeld, die in diesem Augenblicke dazu kommt, vereinigt ihre Bitten mit denen Angelas, und als letztere nur in diesem Falle ein sicheres Wiedersehen verspricht, willigt Wolsky endlich in den Vorschlag.

Gegen Mittag erfolgt die Begegnung mit Gräfin Wolsky, nachdem Graf und Gräfin Antfeld ihre Ueberredungskunst umsonst verschwendet hatten. Gefaßt und ruhig, mit unbeschreiblicher Lieblichkeit im Ausdrucke tritt das junge Mädchen in das Zimmer; die ganze Seele liegt in ihrem reinen Blick ausgegossen, den sie flehend auf die Gräfin heftet. Gestern im Taumel der Leidenschaft, begünstigt von karger, unsicherer Beleuchtung blieb Angela unbeachtet; jetzt aber vermag sich Gräfin Wolsky dem Zauber dieser reinen, geistvollen Schönheit nicht zu entziehen und zum erstenmale erwacht eine dunkle Ahnung in ihr von den Gefühlen des Sohnes. Ja, wenn dieses Mädchen von ihrem Stande gewesen wäre, dann .... Doch wie die Dinge liegen, scheint die bloße Möglichkeit ihrer Einwilligung ein frevelnder Gedanke. Der weichere Ausdruck schwindet aus dem Gesichte; hart und scharf klingt die Frage: „Was ist Ihr Begehr, Fräulein? Ich dächte, wir zwei könnten uns nicht viel zu sagen haben.“ Einen Augenblick zögert das junge Mädchen; ihre feinen Züge offenbaren den Kampf widerstreitender Gefühle, dann sagt sie in mildem, liebendem Tone: „Vor allem möchte ich Sie um Verzeihung bitten, gnädigste Frau Gräfin, für die großen Schmerzen, die ich Ihnen, allerdings sehr unfreiwillig, verursache.“ Die Gräfin vermag sich nicht in die lauteren Absichten des Mädchens hineinzudenken; heiß wallen alle Leiden mit verdoppelter Macht in ihrem Innern: „Sind Sie hierher gekommen, um mich zu verhöhnen, Fräulein, ob der Schmerzen, die Sie selbst bereiteten; rechnen Sie mich schon zu den Altersschwachen, die durch ein paar demütige Worte bethört werden!“ ruft sie zornig. In des Mädchens Augen blitzt ein sengender

Strahl, der von ganz anderem als von Demut und Nachsicht redet; voll gerechter Entrüstung lautet die Antwort: „Frau Gräfin, mit welchem Rechte beschuldigen Sie mich solch' niederträchtiger Gesinnungen? Ich bin es, die Ihren Sohn bestimmte, unsere Heirat von Ihrer Einwilligung abhängig zu machen, und Sie überhäufen mich mit unverdienten Vorwürfen." Einen Augenblick weicht die Gräfin zurück; dieser Ton, diese Worte treffen sie ins Herz, aber ach, nicht in der gewünschten Weise: „Unseliges Mädchen, wer gab Ihnen diese Macht über meinen Sohn?" kommt es in bebender Eifersucht über ihre Lippen. „Er allein; glauben Sie, die Selbstachtung wohne nur den Mädchen Ihres Standes inne? Auch ich wuchs in der Anschauung auf, daß es des Weibes unwürdig ist, ihr Herz unbegehrt zu verschenken; um keinen Preis der Welt, verstehen Sie wohl, Frau Gräfin, um keinen Preis der Welt wäre ich Ihrem Sohne einen Schritt in ungebührlicher Weise entgegengegangen." Der Gräfin Augen senken sich vor dem reinen Blick des Mädchens; die Energie, die Würde, die Hoheit, welche Angela zeigt, imponieren ihr und demütigen sie zugleich. Es dauert einige Augenblicke, bis die Leidenschaft wieder die Oberhand gewinnt und sie, geärgert über dieses Gefühl der Hochachtung, dessen sie sich nicht erwehren kann, doppelt gereizt ausruft: „Es steht Ihnen übel an, Fräulein, das hohe Roß zu besteigen. Ihr Stolz nützt Ihnen bei mir ebensowenig wie Ihre vorherige Demut." „Nicht das hohe Roß will ich irgend jemandem gegenüber besteigen," entgegnet Angela milde, „ich verteidigte nur notgedrungen meine jungfräuliche Würde, den unantastbaren Schatz eines jeden Mädchens, mag es von hoher oder niederer Geburt sein." Dieses

Mal steigt das Rot der Beschämung in dem Gesichte der Gräfin auf und sie weiß nichts zu erwidern. Angelas Zartgefühl bemerkt die Verwirrung; sie ist zu großmütig und zu beschäftigt mit dem einen brennenden Wunsche, um kleinliche Befriedigung zu empfinden; sich auf die Knie niederlassend, setzt sie hinzu: „Ich komme, Sie zu bitten, Sie anzuflehen, unser Glück nicht zu zermalmen. Ich verstehe Ihre Enttäuschung; ich weiß, Sie hatten das Recht, besseres zu erwarten; aber alles, was die demütigste, hingebendste Verehrung und Liebe vermag, soll Ihnen zeitlebens dafür zu Gebote stehen." Die Gräfin hatte sich halb abgewendet, da Angela niederkniete; plötzlich kehrt sie sich ihr wieder zu: „Und ich flehe Sie an, bei allem, was Sie heilig halten, zertrümmern Sie nicht mein Mutterglück. Es ist der einzige Sohn, den Sie mir rauben, die Wünsche und Bestrebungen eines ganzen Lebens, die Sie in den Staub treten." „O, gnädigste Gräfin, wie sollte ich Ihnen den Sohn rauben wollen; statt einem Kinde, werden Sie zwei erhalten, die wetteifern, Ihnen den bevorzugtesten Platz in ihrer Verehrung und Liebe einzuräumen" . . . „Ich denke nicht an persönliche Befriedigung," fällt die Gräfin ins Wort; „handelte es sich bloß darum, so könnte ich ja nachgeben, denn Mutterliebe ist selbstlos wie keine andere; aber es gilt das Lebensglück meines Kindes, das dadurch auf schiefe Bahnen, nie zur rechten Entwickelung und Blüte kommen wird." „Wem sollte sein Glück mehr am Herzen liegen als derjenigen, deren brennendste Wünsche in seiner Liebe gipfeln?" „Nicht Liebe allein gehört zum Lebensglück; die Stellung, die Verhältnisse, die ganze Atmosphäre seiner Umgebung und Verwandtschaft trägt auf die Länge dazu bei; das

alles bietet ihm nur ein Mädchen seines Standes in richtiger Weise." „Und glauben Sie, daß ich mich nicht mit Aufbietung aller Kräfte in alles dies hineinarbeiten würde?" „In so etwas arbeitet man sich nicht hinein; das Aufbieten aller Kräfte thut wenig zur Sache, das muß angeboren sein, in der Gleichheit der Stellung, der Verwandtschaft und Lebensatmosphären beider liegen." „Und können Sie sich keine Ausnahme denken, keinen Fall, wo die Kluft durch treue Opferwilligkeit ausgefüllt würde?" „Grundsatz bleibt Grundsatz; Ihre Ehe wird sich früher oder später rächen; schon weil sie ohne mütterlichen Segen eingegangen wurde." „Was sollen wir thun, um diesen mütterlichen Segen zu erhalten? Wir sind zu allem bereit; koste es, was es wolle." „Da gäbe es nur eines: Trennung; dann freilich käme aller Segen über Sie, dessen ein dankerfülltes Mutterherz fähig ist." Kalter Schweiß perlt auf des Mädchens Stirne, noch einmal wirft sie sich vor der harten Frau nieder und ringt die Hände. „Haben Sie Erbarmen, zertrümmern Sie nicht das Glück zweier Menschen; unsere Liebe wurde groß in Angst und Peinen; sie überdauerte Jahre der härtesten Dunkelheiten und Kämpfe; nun aber, da wir sie uns gestanden, ist sie uns zum Lebensbedürfnis geworden; wir können nicht mehr von einander lassen." „Ich dachte wohl, daß die Opfergedanken der wahrsten Liebe keinen Anklang finden." „Denken Sie an die Zeit zurück, wo Sie liebten; sein eigenes Glück kann man allenfalls mit Füßen treten, aber das Glück eines anderen, den man mehr liebt als sich selbst, — nimmermehr!" „Solche Worte klingen allerdings sehr erhaben." „Auch Ihr Sohn lag vor mir, wie ich vor Ihnen. Sieh' mich zu Deinen

Füßen, sagte er, stoße mich nicht von Dir in übertriebener Gewissensstrenge; ohne Dich ist meine Existenz gebrochen, trostlos, von der Mutter himmelweit getrennt.“ Die Gräfin zuckt zusammen: „Und was ist es anderes als Ihre Liebe, die ihn himmelweit von der Mutter trennt?“ „Wenn es meine Liebe wäre, kniete ich nicht hier und flehte um Ihr Erbarmen; dann würde ich mich nicht vor Ihrer Macht beugen; dann ließe ich die Wage meines Glückes nicht von Ihrem Segen abhängen.“ „Mädchen! wäre es möglich, daß Du auf mein Wort dieser Verbindung entsagtest, die auch Dein Glück nimmermehr ausmachen kann. O, dann komm' in meine Arme, laß Dich segnen mit allen Wünschen grenzenlosester Dankbarkeit; verzeih' meinem Zweifel an Deinem Edelmute; er ist so selten, so erhaben“ . . . . und sie will das junge Mädchen an ihr Herz ziehen. Doch dieses Mal weicht Angela zurück; mit einem Blicke gebietet sie dem Redeschwall der erregten Frau Einhalt: „Ich mache mein Glück von Ihrer Einwilligung abhängig, weil ich nicht drehen und deuteln will an Gottes heiligem Gebote, weil ich Walter zu sehr liebe, um ihn des Segens der Mutter zu berauben; denken aber auch Sie daran, ob Ihr Verhältnis zu ihm ein erfreuliches sein kann, wenn Sie das Herz des Sohnes sich gleichsam selbst verschließen, indem Sie es in Fesseln schlagen. Aufs neue flehe ich Sie an bei Ihrer Mutterliebe, beschwören Sie nicht das Gespenst meines Unglücks herauf, es wird sich ruhelos zwischen Sie und Ihr Kind drängen, es wird“ . . . „Halten Sie ein, Angela, halten Sie ein! Sie sind zu edel, um sich auch nur in Worten rächen zu wollen. Ich kann nicht in das zeitliche Unglück meines Sohnes einwilligen, nicht den Ver-

fall unseres Hauses mit eigener Hand besiegeln. Wäre es nicht der einzige Sohn, ich widerstünde Ihnen nicht; aber wie die Dinge stehen, giebt es für mich etwas Höheres als die Befriedigung meiner Mutterliebe.“ „Und wenn Ihr Sohn unvermählt stirbt, wie steht es dann mit der Glorie Ihres Hauses?“ „In diesem Falle gehen die Besitztümer auf eine andere Linie über,“ antwortet Gräfin Wolsky in zitternder Angst; ihr Stolz hat sie im Stich gelassen; fast wie vor einer Richterin steht sie vor dem jungen Mädchen. „Ist das Ihr letztes Wort; weckt das Mitleid und Erbarmen keinen Wiederhall in Ihrem Herzen?“ fragt Angela mit harter, unnatürlicher Stimme. Die Gräfin bricht in Thränen aus: „Ich kann nun einmal nicht gegen meine Ueberzeugung handeln; wären Sie von unserem Stande, ich wünschte mir keine andere Schwiegertochter; wie aber sollte ich mit den Grundsätzen meines ganzen Lebens brechen? Sie sind beide unerfahren, durch Ihre Liebe verblendet; zu spät würden Sie die bitteren Folgen Ihrer Verbindung erkennen und die Unsicherheit Ihrer Lage auf die folgende Generation übertragen. Lieber keine Erben, als solche, die, zwischen verschiedenen Gesellschaftsklassen hin und her gezerrt, keiner ausschließlich angehören“ . . . „Die Kinder sind, was der Vater ist, dessen Namen sie tragen,“ wirft Angela dazwischen. „Natürlich, aber sollen sie Ihre Verwandtschaft verleugnen?“ „Verleugnen nicht; doch wäre der Verkehr ein geringer; aus Liebe zu mir beschieden sich meine Verwandten; sie stehen ohnedies viel zu fest auf eigenen Füßen, um irgend jemandem zur Last zu fallen.“ „Aber Ihre Mutter würde die einzige Tochter genießen, sich an deren Kindern freuen wollen.“ „Meine Mutter will vor allem mein Glück; sie

lebt zufrieden in ihrer bescheidenen Häuslichkeit und fühlte sich in anderen Verhältnissen nicht heimisch." „Und wenn sie schwach und kränklich wird, wer pflegt sie?" „Meine Mutter erfreut sich Gott sei Dank der besten Gesundheit; für spätere Zeiten fänden Walter und ich einen Ausweg." „Gewiß fänden Sie den, es handelt sich nur auf wessen Kosten." „Welch' ein Uebermaß des Mißtrauens! können Sie denn gar nicht an die Wahrheit und Reinheit meiner Liebe glauben?" „Seitdem ich Sie sprach, vermag ich es; ich halte Sie zu den größten Opfern fähig; Sie wissen ja, die reinste Liebe birgt unbegrenzte Opferwilligkeit." „Wie grausam, da nur von Opfern zu reden, wo die Gewährung des Genußes ein leichtes wäre!" „Läge es in meiner Macht, ich redete anders, Gott weiß es." „Und bloß aus Angst vor Ereignissen, die vielleicht nie eintreten, jedenfalls aber in weiter Ferne liegen und durch umsichtige Auffassung der Verhältnisse leicht umgangen werden können, wollen Sie das ganze irdische Glück zweier Menschen zerstören, von denen der eine Ihr Sohn ist!" „An dem Tage, wo Walter Sie heiratet, betritt er eine abschüssige Bahn, weil dieselbe ihn weit von den natürlichen Verhältnissen und Pflichtenkreisen abzieht, die Gott ihm bestimmte; glauben Sie einer Mutter, die das Herz ihres Kindes seit der ersten Stunde kennt; er wird auf die Dauer nicht glücklich sein." „Und warum, ich frage noch einmal, warum, ja mit welchem Rechte sprechen Sie mir die Fähigkeit ab, Ihren Sohn in seinen Verhältnissen und Pflichtenkreisen zu belassen? Wo ich ihn störe, ziehe ich mich zurück; ich betrete nie einen Salon, wenn ihm das irgendwie schädlich sein könnte; auf äußeren Prunk und Glanz mache ich keinen Anspruch; nur ihn beglücken

will ich, wie er und ich es verlangen.“ „Und was sagte die Welt dazu, wenn Gräfin Wolsky nirgends erschiene; fürwahr, das wäre noch schlimmer, als sich der Gesellschaft aufzuzwingen, wie Sie jedenfalls zum großen Schaden meines Sohnes thun müssen, falls Sie ihn heiraten.“ „Was brauchen wir die Welt zu unserem Glücke?“ „Wie kann mein Sohn als Einsiedler seiner Stellung und Aufgabe gerecht werden?“ „Walter hält dies alles für kaum zu nennende Schwierigkeiten.“ „Natürlich, weil die Leidenschaft ihn verblendet. Nach und nach, wenn es zu spät ist, werden ihm die Augen aufgehen; ich, seine Mutter sage es voraus, es kommt die Stunde, wo er erkennt, daß Sie es waren, die durch Ihre Liebe seine Stellung untergruben und Verwirrung in die Familienbeziehungen brachten.“ „Weh, weh!“ stöhnt Angela und ringt die Hände, „soll das Entsagen immer mein Los bleiben! kann ich nie zu irdischem Glück gelangen! . . .“ „Es giebt auserwählte Seelen, Perlen edelster Art, die ihr Herz mit Füßen treten, gilt es den Geliebten dadurch glücklich und frei zu machen,“ flüstert die Gräfin. „Wie wenig kennen Sie unsere Liebe, wenn Sie glauben, diese Freiheit würde Walter beglücken; ohne Dich ist meine Existenz gebrochen, sagt er, und ich glaube es; wie sieht es aber dann mit Ihren Zukunftsplänen aus? Man hörte schon von Männern, die leiblich und geistig zu Grunde gingen, weil ihnen das Glück verwehrt wurde, das sie als Lebensbedingung erkannten. Wird er dann nicht in Ihnen die Zerstörerin seines Daseins sehen, wie Sie es von mir aussagten?“ „Walter ist eine stark angelegte Natur, ein ganzer Mann; Ihre reine, erhabene Opferliebe wird ihn vollends stählen und emporziehen;

freilich ist es vielleicht um unser trautes Verhältnis geschehen; aber eine Mutter opfert alles, handelt es sich um das Wohl des Kindes; nie werde ich Sie darum anklagen; nein; nein; ich denke Ihrer stets als des guten Engels meines Sohnes, der im Gebet und Opfer Segen, Glück auf ihn herabzieht." „O, Bitterkeit meines Loses!" klagt Angela. „Niemand bemißt den Abgrund meiner Trübsal!" Selbst die Gräfin wagt nichts weiteres zu sagen; in gespannter Angst blickt sie auf das junge Mädchen, welches dasteht, versunken in ein Meer von Schmerzen. Plötzlich hebt letztere den Kopf: „Ist das Ihr letztes Wort; giebt es nichts, keine Bedenkzeit, keinen Gedanken, kein Gefühl, das Sie zu anderem Entschlusse brächte; es handelt sich ja nicht nur um mein Glück, sondern in erster Linie um das Glück Ihres Sohnes." „Verlängern Sie diese Qual nicht," fleht die Gräfin erregt; „ich kann keine andere Entscheidung treffen; nicht nur das Geschick meines Sohnes, sondern Gedeihen oder Verderben eines ganzen Hauses hängt von Ihrem Verzicht ab." „Ich vermag nur an ihn zu denken," flüstert Angela, „an ihn, für den kein Opfer zu schwer, kein Schmerz zu bitter ist. Ich selbst teile ihm den Entscheid mit; die Mutterstimme wäre zu hart dazu; auf alle Zeiten möchte ihr Klang ihm dadurch verhaßt werden," und ehe sich die Gräfin von diesem Nachsatze erholt, ist Angela aus dem Zimmer verschwunden. Sie eilt fort in die Kirche; mit einem Aufschrei, so tief, so gewaltig, wie ihn nur ihre leidenschaftliche Natur kennt, ringt sie sich von der Erde los und wirft sich in die Arme Gottes. Schon diesen Morgen nach der heiligen Kommunion war ihr Entschluß gefaßt gewesen, für den Fall es ihr nicht gelänge, das irdische Glück zu retten,

ohne weiteres Fragen und Zögern sich Gott zu schenken, in dem Gelübde ewiger Jungfräulichkeit. So wollte sie den jähen Uebergang zur irdischen Liebe sühnen und sich sicher stellen gegen künftige Schwankungen. Regungslos kniet sie lange an den Stufen des Altars; wenn auch nicht die begeisterten Lob-, Dank- und Hingebungsgebete zum Himmel aufsteigen, die gewöhnlich eine so feierliche Handlung begleiten, so wendet sich nichtsdestoweniger die ganze Kraft ihres Seins zu Gott, und was an Jubel in ihrer Seele fehlt, das ersetzt das Herzblut, das sie geistiger Weise in der Hingabe ihrer selbst vergießt. Und trotz aller Leiden erfährt Angela dennoch die stählende, heiligende Macht des Opfers; ruhig und besonnen trifft sie ihre Anordnungen; denn ungeachtet aller Einwendungen bleibt sie fest bei dem Entschlusse, sofort nach der Walter versprochenen Unterredung ihre Freundin Klara zu besuchen, die schon öfter um ein Wiedersehen gebeten hatte.

Endlich darf Graf Wolsky erscheinen. „Bist Du die meine, Angela?“ ruft er beim Eintreten; aber ein Blick auf das junge Mädchen läßt ihn in entsetzlicher Angst zurückprallen. „Tritt näher, Walter,“ ermuntert Angela liebevoll, „laß uns offen und friedlich zusammen reden, wie es denjenigen geziemt, die Gott vor allem dienen wollen. Sieh’, da ich Dir nicht angehören kann, habe ich mich ihm zur Braut geschenkt.“ „Dein Gelübde wird keine Geltung haben; denn es ging aus einem Augenblicke übermäßiger Erregung hervor.“ „Nicht doch, Walter, schon vor Du kamst, beschäftigte ich mich lebhaft mit der ausschließlichen Hingabe an Gott; vielleicht war es unrecht, diese Gedanken durch irdische Liebe verdrängen zu

lassen; jedenfalls ist es mir ein Balsam, Deinen Platz in meinem Herzen nur durch die Liebe Gottes ausgefüllt zu sehen.“ „Angela, willst Du mich rasend machen, elend für mein ganzes Leben?“ „O, nein, Du wirst nicht elend werden; ich vertraue auf Deine Männlichkeit. Sieh' Walter, was mich anfangs zu Dir hinzog, was mir lange vor der Liebe Achtung, beinahe Ehrfurcht vor Dir einflößte, das war diese kraftvolle Männlichkeit, dieser Ernst, mit dem Du das Heilige und alle Lebensfragen behandeltest. Ich lernte zu Dir emporschauen, ich fühlte, daß man Dir vertrauen könnte in allen Wechselfällen des Lebens. Und dieses Vertrauen auf Dich, Du mußt es mir lassen; weit bitterer noch gestaltete sich das namenlose Weh dieser Stunden, wenn wir in denselben auch die Achtung, die Ehrfurcht vor einander verlieren sollten. Aeußerlich müssen wir uns trennen; für die Spanne Zeit, die wir Leben nennen, werden unsere Wege auseinanderlaufen, aber im Himmel dürfen sie wieder zusammenkommen; wir wollen uns beide geloben, uns durch diese schmerzliche Enttäuschung nicht verderben zu lassen; wir wollen beide wieder aufstehen, unsere Stellung ausfüllen, unsere Pflichten vollbringen, damit, wenn wir uns am Throne Gottes wiederfinden, wir ihm ein nach seinen Absichten wahrhaft vollendetes Leben als Gabe unserer Liebe darbringen können.“ „O, meine Mutter! wie war es möglich, Angela zu widerstehen!“ „Deine Mutter hegt nun einmal die unumstößliche Ueberzeugung, daß Du nur mit Deinesgleichen die Befriedigung finden kannst, die das Lebensglück ausmacht; ungeachtet aller Liebe, meint sie, könnten wir nicht die Kluft ausfüllen, die Geburt und Stellung zwischen uns gezogen haben“ ... „O, Thorheit der Verblendung!“

ruft Wolsky heftig. „Trotz aller Bitten und Gegenvorstellungen konnte ich ihre Einwilligung nicht erlangen; und vielleicht, Walter, vielleicht — hat sie recht; sie deckte manche Gesichtspunkte auf, an die wir allerdings nicht dachten, und ich weiß es bestimmt, daß ich namenlos unglücklich geworden, wenn ich Deiner Stellung und Pflichterfüllung nur halb und halb hinderlich gewesen wäre." „O, Angela, glaube mir, das könnte nie und nimmer sein." „In dieser Stunde vermögen wir es freilich noch nicht einzusehen," fährt das junge Mädchen fort, „doch lassen wir das; der Braut Christi ziemt es nicht mehr, an irdische Liebe zu denken; ich liebe fortan nur mehr Deine Seele, Walter, aber ich will sie lieben mit aller Kraft und Reinheit eines Herzens, das auf der Erde keine Befriedigung mehr zu erwarten hat." „Und was soll ich beginnen ohne Dich, wenn Du nicht mehr mein guter Engel bist?" fragt er, in einen Strom von Thränen ausbrechend. Angela weint nicht; ihre Thränen scheinen versiegt in der Gewalt der Schmerzen. „Dein guter Engel, wenn Du es so nennen willst, kann ich noch fürderhin sein; in Gebeten, Wünschen und Opfern bleibe ich Dir nahe. Als ich in der Kirche angstvoll nachsann, wie ich Dich vor einem verfehlten Leben retten könnte, da kam mir der Gedanke, uns gegenseitig zu Lebensmut und Thatkraft anzuspornen. Nicht für immer, aber für die ersten Jahre könnten wir uns einmal beim Jahreswechsel schreiben und Rechenschaft geben über die Haltung unseres Gelöbnisses, das Leben nach den Absichten Gottes getreulich auszufüllen. Du würdest zuerst schreiben, ich werde antworten; damit uns aber diese Briefe keine Gefahren bringen, wollen wir sie nur in der Kirche vor dem hoch-

würdigsten Gute lesen und dann verbrennen. Willst Du das thun?" „Ich will es thun, weil mir nichts anderes übrig bleibt; aber welch' geringer Trost für solchen Verlust! Warum, o warum faßtest Du einen so überstürzten Entschluß? Wir hätten warten können; im Laufe der Zeiten wäre es vielleicht dennoch möglich geworden, der Mutter ihre Einwilligung abzuringen; selbst bis zu ihrem Tode zu warten, wäre leichter gewesen als diese schreckliche Trennung. In Rom muß es Dispensen für so unüberlegte Gelübde geben; ich werde dorthin reisen, ich werde . . . ." „Halt ein, Walter, halt ein; ich nähme eine solche Dispens gar nicht an. Der Gedanke brennt mir auf der Seele, daß Gott schon einmal umsonst um mich geworben; nicht nochmals soll so etwas geschehen. Wie unwürdig und lähmend gestaltete sich ein Leben, das wir wartend und schmachtend hinbrächten; was nützten Glücksaussichten, die wir auf den Tod Deiner Mutter bauten?... O, Walter! dann fürchtete ich in der That, Dich ins Verderben zu ziehen" . . . „Und sehen wir uns niemals wieder?" fragt Graf Wolsky trübe. „Fürs erste freilich nicht; später, wenn wir das Irdische unserer gegenseitigen Zuneigung überwunden, dann können wir uns wiedersehen. Und nun laß uns diese Unterredung schließen; gieb mir den Trost mit, daß Du diese Prüfung als Christ und Mann bestehen wirst." Walter blickt zu dem jungen Mädchen auf: „Ich verspreche es; o Angela, wer könnte Dir widerstehen; wie glücklich und wie gut wäre ich mit Dir geworden." „Wie glücklich und wie gut wirst Du ohne mich werden, weil es so der Wille Gottes ist. Wir wollen uns nicht in die Schmerzen des Scheidens versenken, uns nicht aufhalten bei irdischen Milderungen;

wir wollen über all' dies hinwegschauen zu Gott und wie jetzt so auch später bei der Erinnerung an diese Leidenszeit uns geistiger Weise zurufen: „Auf Wiedersehen im Himmel!"

Eine Viertelstunde darauf fuhr Angela zur Station; ihre Leiden schienen zu groß für Thränen, ihre Kraftanstrengung verfiel nun, da Walter ihrer nicht mehr bedurfte, in stumpfe Apathie. Sie starrte hinaus in den schönen Sommerabend; sie fuhr manche Stunde dahin im brausenden Zuge; die Abendbeleuchtung ging in Dämmerung, die Dämmerung in Nacht über, und sie merkte nichts davon. Klara, oder vielmehr Schwester Margaretha vom Kreuze, empfing die ehemalige Gefährtin sehr liebevoll und teilnehmend; in ihrem Verkehre löste sich das Uebermaß des Schmerzes und die Thränen der Freundinnen mischten sich in innigem Einverständnisse. „Du mußt mich nun lehren, den Heiland allein zu lieben, ihm nachzufolgen als seine Braut," bat Angela. Klara erkärte sich zwar unfähig, eine solche Belehrung zu übernehmen, doch zögerte sie nicht, ihr Bestes in dieser Angelegenheit zu versuchen. Sie sprach von der unbegrenzten Liebe Gottes, die eine jede Seele nach ihren Bedürfnissen und Kräften führt; sie schilderte in schlichter Demut ihre Berufung zum heiligen Karmel; das klang alles einfach und hoch erhaben zugleich; es legte sich wie Balsam auf Angelas blutendes Herz, obwohl sie schmerzlich aufseufzte, wenn sie den ebenen Weg dieser kindlichen und doch so kraftvollen Seele mit den Krümmungen und Windungen des eigenen Lebenspfades verglich. Schwester Margaretha vom Kreuze führte sie tiefer ein in den wunderbaren, nicht zu schildernden Verkehr mit Gott, wie er denjenigen Seelen eigen ist,

die in heiliger Abgeschiedenheit und Armut auf der weiten Welt nichts suchen und verlangen als seine Nachfolge in möglichst vollkommener Beobachtung der evangelischen Räte. Angela konnte der Freundin hohen Schwung nicht immer folgen; doch begann ihre reichbegabte Natur allmählich die erhabene, geheimnisvolle Vereinigung zu ahnen, die sich da zwischen Gott und den Seelen vollzog; die Sonne himmlischer Liebe brach wieder klarer und leuchtender durch das finstere Gewölke irdischer Trübsal, und der Weihrauchduft ihres Opfers stieg in erneuter Reinheit zum Throne des Herrn. Viele Stunden brachte Angela in der armen, kleinen Kapelle zu. Klara erklärte ihr die geistlichen Uebungen der Karmelitessen und sie schloß sich ihnen an, so gut sie es vermochte, oder wenn die geistige Mattigkeit ihr das nicht gestattete, so kniete sie wenigstens möglichst nahe beim Tabernakel und lauschte den frommen Klängen, die aus dem durch Laden und Gitter abgeschlossenen Chor der Ordensfrauen zu ihr hinübertönten. Auch brachte sie lange Stunden in Gottes freier Natur zu; sie saß im Walde, sie durchstreifte Feld und Fluren; freilich nicht mit der ihr gewöhnlich eigenen Frische, aber mit dem dumpfen Gefühle, daß sich ihr Schmerz dort leichter austoben und mildern würde. Angela vermied es, in die Zukunft zu sehen; denn sie schauderte davor zurück. Häufig kam ihr der Gedanke, Aufnahme im Karmelitessenkloster zu fordern. Früher hätte sie die gänzliche Abgeschlossenheit von der Welt, die strenge Einförmigkeit der Beschäftigungen, die nicht einmal durch das Gegengewicht großer Thätigkeit erleichtert wird, abgeschreckt; jetzt wünschte sie nur eines, sich zu begraben und zu vergessen, während ihr der Gedanke, in den ge-

wöhnlichen Kreis ihrer Berufspflichten zurückzukehren, trotz aller Liebe und Anhänglichkeit an die Antfeld'sche Familie unerträglich vorkam. Acht Tage verstrichen, ohne daß Angela, mit ihrem Schmerze ringend, sich zu irgend einer Entscheidung fähig fühlte; eine innere Stimme sagte ihr allerdings, sie gehöre nicht hierher; Enttäuschung und Weltüberdruß seien in diesem Falle wenigstens keine würdigen Beweggründe für den Klosterberuf; ihre unvollendete Erzieherinnenaufgabe tauchte vor ihr auf, die Schwäche und Hilfsbedürftigkeit der Gräfin, die so fest auf sie gebaut hatte; so rasch, ohne Ersatz, wollte sie dieselbe verlassen, ohne Prüfung den Beruf abschütteln, zu dem sie sich befähigt wußte, und der ihrem Geiste und Herzen in ernster Weise durch besondere Fügungen Gottes nahe gebracht worden war ..... Klang das nicht wie Fahnenflüchtigkeit? ..... Andernteils aber wuchs der brennende Wunsch, mit ihrem Leide unterzugehen, wenigstens in dem Begraben ihrer Persönlichkeit und dem Entäußern jeder Selbständigkeit; denn letztere erschien ihr in der Erschlaffung des Schmerzes wie eine ekelerzeugende Last.

Eines Nachmittags wurde ihr ein Telegramm überbracht; es kam aus Rosenburg und lautete: „Meine Frau bedenklich erkrankt, verlangt nach Ihnen. Graf Antfeld." Angelas Augen ruhten starr auf der Unglücksbotschaft; dann eilte sie ins Sprechzimmer. Die Macht der Liebe und der Pflicht, die sie an die Rosenburger Bewohner kettete, erwachte von neuem und das vorige Schwanken dünkte ihr plötzlich ein Unrecht. Wenn Schwester Margaretha vom Kreuze die Mattigkeit ihrer früher so lebhaften Freundin öfter beklagt hatte, so ängstigte sie jetzt deren Unruhe, und doch fühlte sie sich

fast erleichtert, Angela zu ihrer eigentlichen Lebensaufgabe zurückkehren zu sehen. Freilich wäre es Wonne gewesen, mit der geliebten Freundin den gleichen Weg zum Himmel zu gehen; aber sie kannte der Gefährtin lebhaftes, leicht erregbares Naturell; sie erinnerte sich, daß diejenigen, welche sie am genauesten durchschauten, ihr von jeher den Klosterberuf abgesprochen hatten, und sie selbst konnte sich Angela am allerwenigsten in einem so strengen, ganz kontemplativen Orden vorstellen.

Spät am Nachmittage des folgenden Tages langte Angela in Rosenburg an, fast außer sich vor Angst und Schmerzen; denn der Kutscher, der sie auf der Station abgeholt, brachte keine beruhigenden Nachrichten. Am Portale des Schlosses standen Hedwig, Madeleine, Isabelle und umringten sie schluchzend; Angela konnte sich unmöglich von den weinenden Kindern losmachen, bis Graf Antfeld erschien. Aengstlich fragend blickte sie zu ihm auf und bebte zurück vor dem Ausdruck verhaltenen Leides in seinem Gesichte. Das Herbe, welches den Ton seiner Stimme in Zeiten der Sorgen sonst kennzeichnete, war verschwunden; es lag nur mehr eiserne Ruhe darin, jene Ruhe, mit welcher sich starke Männer panzern, die dem eigenen Gefühl keinen Raum lassen wollen, weil die Wichtigkeit des Augenblickes ihre ganze Thatkraft herausfordert. Angelas fieberhafte Sehnsucht nach der Kranken wurde nicht gleich befriedigt; zuerst mußte sie trotz ihres Sträubens etwas zu sich nehmen und auf den Stand der Dinge vorbereitet werden. Graf Antfeld besorgte beides selbst mit großer Umsicht; erst nachdem der jähe Sturm des Schmerzes sich gelegt, durfte sie zur Gräfin gehen. Es folgten einige Tage und Nächte der bittersten Sorge,

der ängstlichsten Spannung, wo alles geschah, was menschlicher Weise geschehen kann, um ein kostbares Leben dem Tode abzuringen. Dann kam der schwere Augenblick, wo Graf Antfeld einem Versprechen gemäß, das sich die Ehegatten gegeben, seiner Frau das Schwinden menschlicher Hoffnung mitteilte. Gefaßt und ruhig, wie jemand, dem sein Ende längst vertraut geworden, empfing die Kranke diese Nachricht; sie hatte schon bei Beginn der Krankheit die heiligen Sakramente empfangen, nun verlangte sie nochmals mit den Tröstungen der heiligen Religion gestärkt zu werden. „Das Sterben wäre nicht schwer, wenn es sich nur um die eigene Person handelte,“ sagte sie, „aber der Mann, aber die Kinder! O, Eduard, ich liebe Euch so sehr“ . . . „Ja, meine Stephanie, aber Gott vor allem,“ entgegnete Graf Antfeld. „Du weißt, wir gelobten uns von jeher, alles seinem heiligen Willen unterzuordnen.“ „Ja, Eduard, Du hast recht, Gott vor allem.“ „Gott vor allem,“ wiederholte sie immer und immer wieder und himmlischer Frieden senkte sich in ihre Seele. Ihr blieb nicht mehr viel Zeitliches zu ordnen; sie hatte alles Notwendige schon früher vorgesehen. Nach dem Empfang der heiligen Sakramente nahm sie Abschied von den Ihren; sie ließ sich durch ihren Mann ein jedes der Kinder einzeln zuführen, segnete es und gab ihm Worte der Liebe, der Ermahnung, des Trostes mit auf den Lebensweg; auch Angela winkte sie nochmals herbei; sie hatte eigentlich schon während der vergangenen Nacht von ihr Abschied genommen, in dem letzten jener Gespräche, die seit langer Zeit immer häufiger geworden und in welchen sie bestrebt war, die ganze Fülle der Muttersorge und Mutterliebe in das Herz des jungen Mädchens zu

übertragen. Angela hatte ihr die Ablegung ihres Gelübdes mitgeteilt: „Als Braut des Herrn, auf klarem, nunmehr unveränderlichem Pfade werde ich an dem geistigen und leiblichen Heile Ihrer Töchter arbeiten; dies soll mir Lebensaufgabe sein, bis ich eine jede in sicherem Berufe geborgen sehe.“ Denn alles Schwanken, alle Zweifel schwiegen bei Angela, da sie in Rosenburg den Stand der Dinge gewahrte; zum erstenmale erglühten ihre Wangen vor heiliger Begeisterung und Freude, als Gräfin Antfeld ihre Schwäche vergessend, gleichsam von der Schwelle der Ewigkeit aus diesen Schritt beleuchtete, das Glück besprach, das Angela dadurch im Himmel erwachsen, den Frieden, den Segen beschrieb, die sich auf dem irdischen Pfade verbreiten würden. Diese Worte, von geliebtem Munde in der Weihe des Abschiedes gesprochen, senkten sich tief in des jungen Mädchens Herz, sie wurden ihr Leitstern für die dunkeln Stunden der Zukunft. Und nun beim letzten Abschiede erhielt sie aufs neue die trostreiche Versicherung: „Angela, geliebtes Kind, für Sie bin ich beruhigt; Sie erwählten den besten Teil. Das Scheiden wird mir leichter, weil ich meine Kinder in solch' sicheren Händen lasse. Wir werden uns alle, alle im Himmel wiederfinden.“ Von diesem Augenblicke an wandte sich die Sterbende noch ausschließlicher ihrem Gott und Herrn zu; sie küßte oft und inbrünstig das Kruzifix, sie folgte mit Andacht und Zuversicht den Gebeten, welche der Pfarrer auf ihren Wunsch hin wieder aufnahm. Dicht neben dem Bette kniete ihr Gatte, eine ihrer Hände umklammernd, das Auge fest auf ihr Antlitz gerichtet, als wolle er den Tod durch seine Liebe bannen; die Kinder, Angela und Herr Balkner umgaben das Lager, ein jedes bemüht, den eigenen

Schmerz, so gut es gehen wollte, zu beherrschen und keinen Blick, keine Bewegung der geliebten Kranken zu verlieren. Eine halbe Stunde blieben sie noch beisammen; dann kam das Ende, ruhig und gottergeben, wie das Leben gewesen war. Der Graf erhob sich, ihr die Augen zuzudrücken; seine ganze Gestalt bebte; einen Augenblick beugte er sich über die Verstorbene, dann verließ er das Zimmer mit verhülltem Gesichte. Niemand, selbst der Pfarrer nicht, wagte ihm zu folgen; man fühlte, daß sein Schmerz zu groß sei für menschliche Hilfe. Eine furchtbare Jammerscene brach unter den Zurückbleibenden aus; schluchzend drängte die Dienerschaft ins Sterbezimmer. Felicitas, die arme Kleine, welche, an Angelas Schulter gelehnt, von ihren Armen umfangen, halb eingeschlafen war, erwachte durch die plötzliche Bewegung und fing jämmerlich zu schreien an und „Mama!“ zu rufen. Der Pfarrer bemühte sich um Hedwig, die sich ganz der Leidenschaft ihres Schmerzes hingab; Clemens, der ruhigste unter den Geschwistern, umschlang Isabelle, welche sich zu ihm geflüchtet, Angela und Hanne suchten Madeleine aus tiefer Ohnmacht zu erwecken, während Herr Valkner Heinrich tröstete, der sich ebenso fassungslos als Hedwig benahm. Die folgenden Tage können nicht beschrieben werden; jede Schilderung spottet der Wirklichkeit. Der Graf blieb unnahbar in seiner Trauer; er gönnte sich wenig Ruhe; mit eiserner Willenskraft erledigte er selbst die verschiedenen traurigen Obliegenheiten; man hörte oft seinen energischen Schritt, seine ernste Stimme in Haus und Hof wiederhallen; einigemale des Tages aber und einen langen Teil des Abends verschloß er sich in das Sterbezimmer seiner Gemahlin. Dort wetteiferte die Haus- und Dorfbewohnerschaft in

Gebeten; wenn jedoch der Graf erschien, verließen alle scheu das Gemach. Seine Söhne mußten ihm in manchen Geschäften an die Hand gehen; von ihnen forderte er streng Selbstbeherrschung und Selbstvergessenheit. Von den Töchtern verlangte er nichts; er sorgte für ihre Gesundheit, als Madeleine angegriffen blieb und Isabelle eines Abends fieberte; im übrigen beschränkte er sich darauf, sie morgens und abends an sich zu ziehen, sie wortlos zu segnen und zu umarmen. Er konnte noch nicht von ihrem herben Verluste reden; nur die kleine Felicitas nahm er einigemale mit ins Sterbezimmer, weil er verboten hatte, daß irgend jemand anderes sie dahin bringe. Er fürchtete, das Kind möchte sich erschrecken und falsche Eindrücke von der toten Mutter bekommen, wogegen nur liebe und lichte Erinnerungen an sie in ihrem Herzchen wachgehalten werden sollten. So waren denn die Uebrigen größtenteils auf Angela angewiesen, die den ersten Kummer durch den zweiten leichter zurückdrängte, besonders im Hinblick auf die trauernden, jugendlichen Gestalten, die sich an sie klammerten. Saßen sie abends leise flüsternd oder stumm beisammen, dann kamen wohl auch die Brüder dazu; es war erträglicher hier als bei dem wortkargen, schmerzgebeugten Vater. Clemens liebte es, wenn Madeleine den Kopf an seine Schulter lehnte, Hedwig auf seine Stimme lauschte oder die kleinen Schwestern sich hilf- und trostbedürftig an ihn wandten. Heinrich kannte solche Bedürfnisse nicht; er schien weit hilfloser; halb unbewußt suchte er überall in seiner Umgebung nach Unterstützung und Erleichterung. Ihm fiel daher der Verkehr mit den zahlreichen zu der Trauerfeierlichkeit kommenden Gästen am leichtesten; ja, während sein Vater und

Clemens dankbar den letzten Wagen aus dem Hofe fahren sahen, überfiel ihn ein Grauen beim Gedanken an die bevorstehende Einsamkeit; gern hätte er für den Rest der Ferien seinen Schwager begleitet, der allein zum Begräbnis gekommen, weil Marie wegen Gesundheitsverhältnissen nicht reisen durfte. — Die Schwestern erschienen nur in der Kirche; aber abends, da es wieder ganz still geworden im Schlosse, forderte Angela sie auf, zu ihrem Vater zu gehen. Sie blieben eine halbe Stunde bei ihm, dann ließ er Angela rufen. Während letztere der Aufforderung Folge leistete, übermannte sie der Gedanke an alle Umwälzungen, die diese letzten drei Wochen zuerst für sie allein und dann für alle anderen Rosenburger Bewohner gebracht hatten. Trotz aller Bemühungen konnte sie sich nicht halten und brach in einen Strom von Thränen aus; auch der Graf war bewegt und fand nicht gleich die rechten Worte. Angela rang nach Fassung, Entschuldigungen wegen ihrer Schwäche stammelnd; der Graf aber nahm teilnehmend ihre Hand und sagte: „Sie armes Kind, Sie haben in der letzten Zeit Uebermenschliches durchgemacht. Nein, suchen Sie die Thränen nicht zurückzuhalten, sie werden Ihnen wohlthun. Ich bin überzeugt," fuhr er nach einer Pause mit sichtlicher Anstrengung fort, „dieser zweite Schlag berührt Sie kaum weniger schmerzlich als meine armen Kinder; aber lassen Sie es sich zur Milderung des Leides gesagt sein, daß Sie die letzten Jahre meiner Frau unendlich erleichterten, ihr Trost und Stütze boten wie die beste Tochter." „O, ich kann es nicht ausdrücken, was ich an ihr verliere!" schluchzte Angela. „Ich weiß es, und deswegen vermag ich Ihnen nicht zu danken, wie ich einer Fremden danken

würde. Sie fanden ja in Ihrer gegenseitigen Liebe den schönsten Lohn" . . . . dann nach tiefem Aufatmen mit großer Anstrengung: „hat es ihr doch das Sterben bedeutend erleichtert, Ihnen die Kinder zu überlassen." „Auch mir," versetzte Angela, „gereichte es zum Troste in meinem tiefen, unsagbaren Leide, ihr die Versicherung meiner Hingabe zu geben." „Und wird es Ihnen nicht zu schwer werden, nach allem, was Sie erduldet, in Ihre frühere Stellung zurückzukehren?" . . . . „Schwer wird mir künftighin alles auf Erden werden; aber ich bin fest entschlossen, mein Leben nicht zu vergeuden. Ihnen will ich zur Klärung und Sicherung der Lage mein kostbarstes Geheimnis anvertrauen; ich habe mich dem lieben Gott geschenkt im ewigen Gelübde. So brauchen Sie einesteils keine ähnlichen Störungen mehr zu befürchten und überzeugen sich andernteils von meiner unbegrenzten Hingabe an Aufgabe und Pflicht. Kein Weh wird mich abschrecken, kein Opfer mir zu schwer dünken; Leiden und Opfer sind die irdischen Rosen, das Brautgeschmeide gottgeweihter Jungfrauen, sie sollen künftighin mein Anteil sein." Der Graf schaute staunend und bewundernd zu Angela auf; ja, dieses Mädchen meinte es ernst mit Gott, ernst mit dem übernommenen Amte; er hatte ihr vieles zugetraut, aber dieses fertige, klare, ruhige Wesen nach den kaum verwehten Stürmen überstieg seine kühnsten Erwartungen. „Sie sind eine starke Seele, Fräulein Angela," sagte er, „unbedingt kann man Ihnen vertrauen. Gott weiß, ich hätte Ihnen jedes zeitliche Glück gegönnt; aber höher, verehrungswürdiger erscheinen Sie in mutiger Entsagung, in alles überwindender Gottes- und Menschenliebe, als umstrahlt von irdischem Glanze und irdischer Freude."

Solche Worte waren unerhört im Munde des Grafen; deswegen geriet Angela in Verwirrung und wußte nichts zu erwidern. Ernst schaute er einige Augenblicke auf sie, dann fuhr er fort: „So wollen wir denn beide mutig an das Werk gehen, welches uns fortzuführen obliegt. Sie werden mir helfen, meinen armen Mädchen die Mutter zu ersetzen." „Ja, gewiß, Herr Graf, das heißt, ich werde Ihre Handlangerin sein; die oberste Leitung der Erziehung müssen Sie selbst behalten, so wünschte es die liebe selige Gräfin." Der Graf seufzte tief: „Ja, so wünschte sie es," sagte er leise vor sich hin, „und ich will es thun nach besten Kräften. Aber Sie wissen, ich bin anderweitig stark in Anspruch genommen, deshalb bleibt Ihnen doch der größte Teil der Arbeit; auch giebt es so manches, was nur Frauenhände vollbringen; Sie müssen Geduld mit mir haben, dort mildernd eingreifen, wo ich vielleicht zu rauh und energisch bin."

Der Pfarrer staunte nicht wenig über Angelas sofortigen unabhängigen Schritt. „Ohne bestimmte Erlaubnis des Beichtvaters darf man ein solches Gelübde eigentlich nicht ablegen," fühlte er sich verpflichtet zu sagen, obwohl sein Herz von Dankesjubel überströmte; deswegen setzte er hinzu; „dies ist wenigstens die allgemeine Regel; Sie aber folgten einem besonderen Drange der Gnade, auf den sich allgemeine Regeln schwer anwenden lassen. Ich kenne Ihren Ernst, Ihre Geistesrichtung genügend, um beruhigt auf Ihren Entschluß zu blicken. Glücklich sind Sie zu preisen, daß Sie das Werben des göttlichen Bräutigams verstanden, und dreimal glücklich, daß Sie festhielten, was Sie hatten und sich Ihre Krone nicht nehmen ließen."

Elftes Kapitel.

Des Tages Last und des Tages Hitze.

Rosenburg, Okt. 18 . . . Trübe und öde ist es um uns her; wir betrauern die Gräfin auf Schritt und Tritt und das ganze Dorf trauert mit uns. Jeder klagt, wie viel er verloren hat; wenn ich aber auf die armen Kinder sehe, die eine solche Mutter entbehren müssen, dann schweigt fast der persönliche Schmerz in unbegrenztem Mitleiden. Der Graf ist tiefgebeugt, obwohl er sich mit eiserner Energie aufrecht hält; man glaubte anfangs, er würde seine Entlassung einreichen, was aber nicht geschah; war es doch eine der letzten Bitten seiner seligen Frau, sich seinem Amte nicht zu entziehen. Wie eine Träumende gehe ich umher; überall Thränen, überall Trauer und in mir selbst, neben dem tiefen Leide um die Gräfin, die Sorge, das Weh um Walter. Der Gedanke, meine Pflicht gethan zu haben, giebt mir wunderbare Kraft. Ich suche mich immer tiefer in die Liebe meines göttlichen Bräutigams hineinzuarbeiten, in die Hingabe an ihn, der mein einziges Lieben, mein ganzes Glück ausmachen soll. Ich wiederhole diese Erwägung fort und fort, ich halte mich fest an meinen Heiland, ich sage ihm stets aufs neue: „Du weißt, daß ich bestrebt bin, Dich zu lieben, so warm, so wahr und treu, wie Du es forderst; Du weißt, daß ich nicht nur in Worten Deine Braut sein will, der Du mich an Dich gezogen in unendlicher Liebe!“ Der Pfarrer erlaubt mir dreimal in der Woche zu kommunizieren, damit

ich dem Herrn immer näher komme, der mein Anteil sein soll für Zeit und Ewigkeit. Ach, wenn ich bedenke, wie kalt und schwach die Liebe ist, die ich ihm entgegenbringe, und wie brennend und verzehrend meine irdische Liebe mich erfüllte, dann könnte ich wohl verzagen. Aber es verschafft Erleichterung, dem göttlichen Erlöser mein Herz zu öffnen, ihn hineinschauen zu lassen in die verborgensten Falten. Es ist nichts drin, was ich vor diesem Blick verbergen möchte, selbst nicht mein Elend und meine Schwäche, weil er sie ja allein heilen kann. Unsagbarer Trost liegt in dem Gedanken, daß trotz aller Leidenschaft und Verkehrtheit meiner irdischen Neigung ich doch nie ohne Gott lieben wollte. Ihm sprach ich immer am leichtesten davon und so blieb es bis heute. Ich will nur mehr Walters Seele lieben, Gott wird mir dazu helfen!

Rosenburg, Okt. . . . Wir begannen das Lernen wieder; es thut den Kindern nicht gut, thatenlos zu trauern, und die liebe selige Gräfin wäre am allerwenigsten damit einverstanden. Der Graf übergab mir neulich ein ganzes Heft, das sie über die Behandlung der Kinder zusammenschrieb; ich werde es fleißig und gewissenhaft benützen. Es will mir manchmal sehr bange werden, im Hinblick auf meine Zöglinge, denen ich in vieler Beziehung die Mutter ersetzen soll. Und dennoch danke ich Gott, der die Anspannung aller Kräfte zur Erfüllung meiner Aufgabe fordert. Ich wünschte, Walter hätte ebenfalls eine ihn ganz in Beschlag nehmende Arbeit. Ich kann die große Bangigkeit um Walter kaum unterdrücken; was ist aus ihm geworden — wie trägt er unsere Enttäuschung — wird er seinem Gelöbnisse treu

bleiben, die echte Manneswürde und Manneskraft bewahren? Manchmal werfe ich mir vor, zu schroff abgebrochen zu haben; am Ende hätte ich bis zur Bewältigung des ersten Schmerzes in näheren Beziehungen bleiben müssen? ... Und doch bergen diese „näheren Beziehungen“ Gefahren; der Herr Pfarrer, dem ich mich verpflichtet fühlte, unsere Korrespondenzpläne mitzuteilen, sah sie ungern; hätte ich ihn befragt, sagte er, so wäre es ihm unmöglich gewesen, dazu seine Zustimmung zu geben; wenn er mich nicht genau kennen würde, hegte er schwere Besorgnis darüber; jedenfalls könne er mich nicht ernstlich genug bitten, das einmalige Lesen vor dem Allerheiligsten und das darauffolgende, sofortige Verbrennen auszuführen. „Und lassen Sie sich auf nichts weiteres ein, ich bitte Sie,“ fügte er bei; „Sie möchten sonst Ihren geraden Weg gefährden, ohne Graf Wolsky wesentlich zu nützen, im Gegenteil . . . Verzeihen Sie das etwas harte Wort: Graf Wolsky muß Mann genug sein, um ohne Sie fertig zu werden. Ist er das nicht, so können Sie ihm diese Kraft vielleicht durch Gebet und Opfer erringen, nicht aber durch häufigeren Verkehr.“ Ich glaube dies ebenfalls und lege mein blutendes Herz immer wieder vor Gott im heiligen Sakramente nieder. Auch will ich nicht an Walters Manneskraft und Pflichtgefühl zweifeln; Gott der Herr steht ihm ja bei, wie mir . . .

Nov. 18 . . . Ich will nur Gott suchen und Gott ganz allein; dieser Gedanke, der mir in der vorigen Beichte besonders ans Herz gelegt wurde, gewann für mich heute morgen bei der heiligen Kommunion viel Süßigkeit. Ich bin so arm und so reich zugleich; alles, was mir an Freude und Glück erblühen kann in diesem und im anderen

Leben, liegt in Gott, in ihm ganz allein. Nur wenn ich meine schwache unzulängliche Liebe für meine Schutzbefohlenen in seine Liebe hülle, kann sie ihnen einigermaßen heilbringend werden. Es ist unsagbar schwer, ihnen die Mutter zu ersetzen .... Ich kann sie nur immer wieder bei jeder auftauchenden Schwierigkeit in mein Herz schließen, alle Sorge und Mühe für dasjenige Kind aufopfern, welches mir dieselben gerade bereitet. Es war etwas ganz anderes, mit der Gräfin und unter der Gräfin zu arbeiten; nun ruht die volle Last der Verantwortung auf mir, und Kleinigkeiten, die ich früher kaum beachtete, die halb von selber gingen, steigern sich häufig in meinen Augen zu großen Dingen. Die beiden Kleinen bereiten mir im Verhältnis am meisten Kopfzerbrechen. Isabelle ist gewiß ein gutgeartetes Kind; doch finde ich mich weit schwerer mit ihr zurecht als mit den Zwillingen. Isabelle bleibt nämlich nicht immer bei der Wahrheit, ein Fehler, den ihre Schwestern nie begingen. Schon der Gräfin machte diese Schwäche viel Kummer, ernste Sorge; sie ließ den Grafen mehrmal energisch eingreifen; aber auch die Strafen schlagen bei der Kleinen anders an wie bei den Zwillingen. Von Madeleine will ich gar nicht reden; sie war und ist noch außergewöhnlich leicht; aber selbst Hedwig zeigte in dieser Beziehung, trotz allem Leichtsinn, aller Heftigkeit, allem leidenschaftlichen Aufbäumen, Vertrauen, Großmut. Niemals trug sie die Strafen nach, die über sie verhängt wurden, man überzeugte sie leicht von ihrem Unrecht, und hatte sie sich einmal ergeben, so war es ganz und gar. Nicht so Isabelle; nur schwer gesteht sie einen Fehler; nach einer Strafe kann sie tagelang den Kopf hängen lassen und

trotzen. Ich fürchte, ihr fehlt die Schwungkraft, jenes gewisse Etwas an Großmut und Edelsinn, das auch einen schwierigen Charakter unwiderstehlich liebenswürdig gestaltet. In dieser Hinsicht wurde ich von den Zwillingen sehr verwöhnt; mit leisem Schmerze gestehe ich, daß Isabellchens Charakter mir weit weniger sympathisch ist. Ich will mich ihr gegenüber doppelt anstrengen; das arme Kind, dem die Mutter fehlt, soll nichts davon merken; sie ist auch noch so klein, ein Jahr jünger als die Zwillinge bei meiner Ankunft in Wien. Ich werde suchen, durch Liebe ihre Fehler zu bezwingen und sie doppelt zärtlich an mein Herz ziehen, wenn ich mich von ihr abgestoßen fühle. Die Sorgen für Baby Felicitas sind freilich anderer Art; hier handelt es sich darum, zu erreichen, daß ich mich von vornherein recht in sie hineinlebe. Einer Mutter geht das wohl von selbst; aber ich beschäftigte mich bis jetzt nur spielend, zum Vergnügen mit kleinen Kindern, nun soll ich plötzlich einem so zarten Wesen die Mutter ersetzen; denn es widerstrebt meinem Gewissen und Herzen, damit zu warten, bis sie größer geworden ist. Physisch versorgt Marguerite das Kind viel, viel besser, als ich es wegen Mangel an Erfahrung trotz besten Willens vermöchte; auch darf ich in Bezug auf Frömmigkeit und Zuverlässigkeit der französischen Bonne vertrauen; trotzdem war die Kleine schon viel bei der Mutter, und die Atmosphäre der Zartheit, der Fürsorge, der Liebe, die sie dort gleichsam einatmete, wird durch Marguerites hingebende Anhänglichkeit nicht aufgewogen. Das ist meine Aufgabe; deswegen bat ich den Grafen gleich anfangs, anzuordnen, daß die Kleine mehrere Stunden des Tages im Schulzimmer zubringe. Aber ach, es ist schwer, jedes einzelne Interesse vollständig zu beherrschen . . .

Wien, Weihnachten . . . Mit Trauer und Thränen kehrten wir hierher zurück; schrecklich öde kamen uns die gewohnten Räume vor, wo wir ohne die Gräfin weiter leben müssen. Aeußerlich hat das Leben den gewöhnlichen Anstrich wieder angenommen; eine alte Tante, die jedoch fast ganz für sich lebt, zog zur Wahrung der äußeren Formen in unser Haus; der Graf vergräbt sich in Geschäften, die Kinder betreiben ihre Studien mit mehr oder weniger Eifer. Aber es dünkt unsagbar traurig, in diesen jungen, lebensfrischen Gesichtern, in den sonst so hellen, frohen Augen, die tiefen Schatten des ersten großen Schmerzes zu finden, der erst im Himmel vollständig ausheilen kann. Nur Baby Felicitas vermag den herben Verlust nicht zu empfinden; trotzdem blicken auch ihre großen Kinderaugen schon ernster und ihr Silberstimmchen nimmt einen halb scheuen, halb zärtlichen Ausdruck an, wenn sie, meist im Flüstertone, von der lieben Mama im Himmel spricht. Ein ganzer Hauch von Wehmut umhüllt die kleine Gestalt in dem tiefen Schwarz ihrer Kleidung. Felicitas oder Fee, wie sie im engsten Familienkreise genannt wird, zählt noch keine drei Jahre; wir wollten sie deshalb in Weiß trauern lassen, mußten jedoch diesen Plan wieder aufgeben, weil der Graf in seiner Umgebung nur schwarz verträgt. — Der Weihnachtsbaum bereitete mir dieses Jahr einige Verlegenheit; die Großen verzichteten wohl gern darauf, aber Isabelle und Felicitas schienen zu klein, um sie solch' unschuldiger Freude zu berauben. Freilich waren wir herzlich eingeladen bei Arntheims und Lichtenbergs; es widerstrebte mir jedoch, daß die Kinder den heiligen Abend außer Hause zubringen sollten; sie hätten ja dann nicht einmal mit ihren Brüdern

zusammen sein können; deswegen nahm ich die Hilfe der Zwillinge bei der Zubereitung des Christbaumes für die Geschwister in Anspruch, indessen ich ihre Ueberraschungen heimlich besorgte. Der Graf gab eine hübsche Summe zu diesem Zwecke, unter der Bedingung, selbst nicht erscheinen zu brauchen. Es war besser so. Der lärmende Jubel der Kleinen hätte ihm wehe gethan, während Hedwig, Madeleine und ich bei dem Anblicke des ersten Christbaumes ohne die liebe Mama unsere Thränen nicht zurückzuhalten vermochten; freilich gaben uns die sich rasch trübenden Kinderaugen die Fassung wieder. Später gingen alle ein wenig zu ihrem Vater, dann saß ich mit den Zwillingen traulich beisammen; denn sie durften dieses Jahr zum erstenmale der Mitternachtsmesse beiwohnen. Ich dachte mir dies aus, damit der erste trübe irdische Christabend desto mehr von der Sonne göttlicher Liebe durchleuchtet werde. Gestern kam Walters Brief; der Graf, der die Post stets selbst verteilt, zögerte einen Augenblick, als er in meiner Adresse Graf Wolskys Handschrift erkannte; mit einem fragenden, durchdringenden Blick reichte er mir das Schreiben. Dieser Blick verletzte und quälte mich, doch bald besann ich mich eines Besseren. Hat der Vater meiner Schülerinnen nicht das Recht, ja die Pflicht, vollkommene Klarheit über diejenige zu fordern, der er sein Liebstes anvertraut? . . . . Ich drückte also meinen Stolz nieder und erzählte ihm die Geschichte jenes Briefes. Er war sehr gütig und sagte: „Handelte es sich um eine andere, wäre ich besorgt; Ihnen aber vertraue ich unbedingt.“ Walters Zeilen klingen tief traurig; er will ein Jahr auf Reisen gehen, der heimatliche Boden brenne ihm unter den Füßen; es müsse nochmal ein anderer Wind

durch seine Haare wehen. Gottlob fügt er bei: er vergesse unser gegenseitiges Gelöbnis nicht, nur stählen wolle er sich für sein künftiges Leben, damit er treu bleiben und frisch Wurzeln fassen könne. Für letzteres sei es noch zu früh, der Schmerz zu intensiv, die Enttäuschung zu herb. Ich sprach dem Grafen über meine Sorgen um den jungen Mann; er beruhigte mich, indem er Walter sehr hoch schätzt und ihn unfähig hält, sein Leben zu vergeuden. Er versprach, ein Auge auf Wolsky zu haben, ihm nötigenfalls zu frischer Thätigkeit und neuem Interesse zu verhelfen. Im übrigen kann ich nur für ihn beten und opfern; opfern vor allem den unsagbaren Schmerz, den es mir kostet, die irdische Liebe aus meinem Herzen zu reißen. Aber ich will immer wieder Hand anlegen, bis die letzte Faser ausgerissen und ich nur mehr seine Seele liebe. Heute bei der heiligen Kommunion faßte ich aufs neue diesen Vorsatz und trotz aller Trauer und allem Leid klingen die Worte der Engel tröstend im Innern nach: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind!"

Wien, 17. Jan. 18 . . . Fees Geburtstag heute; wir umstanden ihr Bettchen bei ihrem Erwachen, wo sie mit hellem Jubel das Fest begrüßte. Das arme kleine Ding! es weiß ja nicht, was es verloren und blickt mit frohen lachenden Kinderaugen in die Welt. Als sie angekleidet war und gebetet hatte, kreuzten Hedwig und Madeleine die Arme und trugen sie zu ihrem Vater ins Frühstückszimmer, wo wir nach inständigem Bitten den Geburtstagstisch herrichten durften. Ich suche die mütterlichen Gefühle der Zwillinge für ihre kleinen Schwestern

zu wecken; bei Madeleine ist dies kaum notwendig, wohl aber bei Hedwig. Sie denkt sich oft nur schwer in die Kindergedanken und Empfindungen hinein; so nahm sie es z. B. Isabelle ernstlich übel, als sie eine Woche nach unserem Verluste zu ihren Puppen und Spielereien zurückkehrte; all' unserer Ueberredungskunst bedurfte es, um eine heftige Scene zu verhüten. Trotzdem liebt sie ihre Schwesterchen aufrichtig, unterhält sich allerliebst mit ihnen, überschüttet sie mit Zärtlichkeiten; nur für ein erziehliches Einwirken, wie es Madeleine bereits übt, ist Hedwigs Wesen noch zu ungleich, zu lebhaft, zu heftig.

Wien, April ... Heute machten wir den ersten Frühjahrsausflug mit Arntheims und Lichtenbergs. Allmählich gewinnt der jugendliche Frohsinn auch bei den Zwillingen die Oberhand, und ich suche ihn möglichst zu fördern. Ich las einmal in einem Buche: Man soll sich nicht vorschnell von der trüben Stunde wenden, dem Leide, das Gott sendet, bis zum Grunde ins Auge schauen, aber auch nicht eigensinnig die Laden schließen, wenn der Herr die liebe Sonne wieder ins Herz scheinen lassen will. Natürlich vergessen sich Hedwig und Madeleine am leichtesten in Gesellschaft ihrer Altersgenossinnen, die sich in unserer großen Trübsal als echte Freundinnen erwiesen. Fürstin Lichtenberg und Gräfin Arntheim sind mütterlich besorgt für meine Schutzbefohlenen; freilich setzen mich ihre vielen Ratschläge häufig in Verlegenheit, da der Graf keine fremde Einmischung duldet. „Ich will nicht," sagt er, „daß meine Kinder von allen Verwandten und guten Bekannten erzogen werden."

Rosenburg, Aug. ... Vor acht Tagen begannen die Ferien; ich nehme mir vor, sie recht anregend und

heiter für die Kinder zu gestalten. Freilich muß ich mich vielfach teilen; aber mit Gottes Hilfe geht es schon. Die ersten Morgenstunden widme ich Isabelle, welche wie voriges Jahr die Ferienbeschäftigungen mit ihrer Freundin Gretchen, dem Töchterlein des Arztes, teilt. Um elf Uhr übernimmt eine sehr nette junge Engländerin, die für die Rosenburger Zeit engagiert wurde, ihre Beaufsichtigung, während ich den Zwillingen bei der zweistündlichen Handarbeit vorlese; zuerst etwas Ernstes, dann „Daisy chain by Miss Yonge“. Eigentliche, aufregende Romane sollen sie natürlich noch nicht lesen, aber wohl solch' eine hübsche, anregende Familiengeschichte wie Daisy chain. Es enthält einen so gesunden Kern an Ernst und Pflichtgefühl; das bißchen, was über Liebe vorkommt, lasse ich nicht aus; es ist ja ins rechte Licht gestellt und man kann förderliche Bemerkungen daran knüpfen. Hedwig und Madeleine werden sechzehn Jahre; da wird es Zeit, ihnen allmählich in vorsichtiger Weise das Leben der Erwachsenen näher zu rücken. Auch die Liebe soll nach und nach aufs Tapet kommen, damit den jungen Mädchen von vornherein gesunde, große, tiefe Anschauungen darüber eingeprägt werden. Mein Hauptbestreben dabei geht auf Einfachheit und Ernst aus, daß alle unklare, unreife Liebesduselei von Anfang an ausgeschlossen bleibe. Meine Schülerinnen müssen sich nun auch nach und nach an den richtigen Gebrauch ihrer Freiheit gewöhnen; deswegen stehen ihnen in diesen Ferien mehrere Stunden zur Verfügung, die sie nach Gutdünken ausfüllen sollen. Hedwig ist etwas unstet in ihren Beschäftigungen; dazu kommt noch eine wahre Abschreibemanie; jeder schöne Gedanke muß zu Papier gebracht werden. Ich riet beiden Mädchen, diese Stunden nach einem festen Plane

einzuteilen; Madeleine zeigte gemessene Vernunft dabei, nicht so ihre Schwester, welche sich weit mehr vornahm, als sie zu leisten vermag. Ich lasse sie gewähren; ein jeder zahlt einmal sein Lehrgeld. Die Armen und Kranken der Umgegend sehen wir häufig, damit die jungen Mädchen allmählich die Stelle ihrer Mutter einnehmen; die Verhältnisse sind hier so gut und sicher, daß man mit Ruhe fast in jedes Haus eintreten kann. Dennoch hole ich immer erst Erkundigungen beim Herrn Pfarrer ein; denn es wäre mir schrecklich, wenn sich Hedwig und Madeleine in zweifelhafte Umgebung begäben; abgesehen von allem anderen, wirkte dies auch ungünstig auf die Leute, denen der Besuch der Töchter des Schloßherrn stets eine Auszeichnung bedeuten soll. Die Zwillinge lieben solche Gänge; während Madeleine sich am leichtesten mit den Kindern abgiebt, zeigt Hedwig Vorliebe für die Kranken, die sie mit einem Geschick behandelt, das ich ihrer Lebhaftigkeit nicht zugetraut hätte. Gegend Abend unternehmen wir meist einen gemeinschaftlichen Spaziergang; manchmal begleitet uns der Graf, manchmal nicht; immer aber finden wir ihn bei der Heimkehr in der Dorfkirche, am Marienaltar, unter welchem sich die Familiengruft befindet, wo die liebe selige Gräfin ruht. Heimlich und friedvoll ist es da; einzeln gehen wir auch öfter unter tags hin; aber diese Abendstunde, die uns alle in heiligem Gedenken an sie vereinigt, birgt etwas besonders Anmutendes und Feierliches.

Rosenburg, Nov. . . . Längst sind wir von dem dreiwöchentlichen Aufenthalte am Meere zurückgekehrt. Das gab ein trauriges Wiedersehen mit der guten alten Marquise, die sich ebensowenig als wir über den Tod der Gräfin

tröstet. Unendlich wohlthuend dünkte es mir, die Kinderangelegenheiten und persönliche Verhältnisse mit ihr zu besprechen. Es liegt etwas vom „Venite ad me“ des lieben Heilandes in ihrer Art und Weise; wie erklärte sich sonst das warme, weite Herz, der rege, frische Sinn bei 72 Jahren? . . . Sie wird sich diesen Winter von ihren Gewohnheiten und dem liebgewordenen Pariser Wirkungskreise losreißen, um Alix, die an einer Art Schwindsucht leidet, in den Süden zu begleiten, weil Mutter und Schwestern keine geeigneten Pflegerinnen wären. Die alte Marquise ist wirklich die starke Frau der heiligen Schrift und das ohne alle äußere Ostentation, wie ohne jede Kopfhängerei. Sie bewegt sich ebenso natürlich in ihren Salons als Dame der großen Welt, wie unter ihren Armen und ihren Kindern. Der gleichmäßig liebenswürdige Ausdruck ihres Gesichtes vergeistigt und verklärt sich, wenn das Gespräch auf die Liebe zu Gott kommt. „Faisons nous saintes,“ sagte sie mir dieses Mal häufig, „nous n'avons pas autre chose à faire dans ce pauvre monde: nous faire saintes, croyez-moi.“ Die Marquise und Alix waren die einzigen Persönlichkeiten, die mich an Goasgarello fesselten; im übrigen begrüßte ich die Stunde der Heimreise freudigst. Henriette und Marguerite dünken mir keine geeigneten Gefährtinnen für meine Schülerinnen; trotz der angestrengtesten Wachsamkeit und Sorge fürchtete ich immer, sie möchten in solcher Gesellschaft Schaden nehmen. Freilich halte ich Marguerites Grundanlagen für gut, sogar sehr gut; so weit es das liebe Ich erlaubt, hängt sie mit großer Zärtlichkeit an Alix und nimmt sich in ihrer Gegenwart zusammen. Leider hindert ihr Leichtsinn den wohlthuenden Einfluß, der daraus erwachsen

könnte; ihre ungezügelte Genußsucht und Flatterhaftigkeit lassen sie meist nur die Oberfläche des Lebens ins Auge fassen und machen sie allem Ernsten abhold. Aber gerade diese seichten Anschauungen bewahrten Hedwig und Madeleine vor den Gefahren des Umganges; die Lebensatmosphäre, die Interessen meiner Schülerinnen sind zu grundverschieden von denen ihrer Cousinen, als daß der gegenseitige Verkehr viel Befriedigung bieten könnte. Isabelles Klippen waren nicht so ernster Natur; obwohl es mich nicht freute, sie in wilder Ausgelassenheit mit den jüngeren Montbels wetteifern zu sehen. Manche dunkle Stunde der Unbotmäßigkeit und des Eigensinnes entsprang daraus, wo ich alle meine Geduld und Liebe zusammennehmen mußte, um nicht zu unterliegen. „Denn," Fräulein Bertoldy sagte es oft, „die Erzieherin unterliegt jedesmal der Leidenschaft ihrer Zöglinge, wenn sie sich durch Ungeduld oder Mangel an Festigkeit oder Mangel an Liebe zu der Schwäche des Kindes herabziehen läßt, statt in der Atmosphäre milden, ruhigen Ernstes zu verbleiben, die dem armen kleinen Wesen aufhelfen und es allmählich stützen und kräftigen sollte." Isabelle kann sich mit der außergewöhnlichen Liebenswürdigkeit ihrer älteren Schwestern nicht messen; doch schlummern viele gute Eigenschaften in ihr, die man hervorlocken und herausarbeiten muß. Böse, lieblose Worte wirkten bei ihr weit verderblicher als bei andersgearteten Kindern, weil viel mehr unausgesprochene Bitterkeit in ihrem Herzchen zurückbliebe. Diesen Sommer ereignete sich z. B. folgender Vorfall: Isabelle war rechthaberisch gewesen und wollte ein Unrecht nicht einsehen; da meine Worte sie nur noch mehr zum Widerstande reizten und es sich um nichts Dringendes handelte, über-

ließ ich sie sich selbst, hoffend, vielleicht mehr durch Schweigen zu erreichen. Richtig, nach einer Viertelstunde kam sie heran und lenkte mit der Frage ein: „Sind Sie beleidigt?“ Ehe ich antworten konnte, sagte Miß Alice, die junge Engländerin, die sich gerade im Zimmer befand, mit kaltem Stolze: „Ein kleines Mädchen wie Sie kann Fräulein Angela gar nicht beleidigen.“ Finster sah das Kind zuerst auf die Sprecherin, dann in forschender Zurückhaltung auf mich, die rasch erwiderte, indem ich Isabellchen an mich zog: „Freilich können Sie mich nicht beleidigen, mein Kind, weil ich Sie viel zu sehr liebe, um je beleidigt zu sein. Aber betrüben können Sie mich und das haben Sie gethan,“ und nun ging ich die Angelegenheit nochmals durch und das Kind hörte auf mich und versprach, künftighin gefälliger mit Feechen zu sein; denn darum handelte es sich. Ich fühlte deutlich an der Art und Weise, wie die Kleine sich im Laufe des Tages an mich hielt, wie wohl ihr meine Erklärung gethan.

Rosenburg, Nov. . . . Prinzessin Radomir ist seit vierzehn Tagen hier; ihr Mann genießt die Freuden der Jagd mit dem Grafen und seinem ältesten Schwager; denn Graf Clemens hat die Strapazen des Gymnasiums überwunden und bezieht nach unserer Rückkehr in die Stadt die Universität. Graf Heinrich, der nun allein mit Herrn Balkner nach Wien reiste, war trostlos, nicht so weit zu sein. Seinem Vater gegenüber drängte er die Niedergeschlagenheit zurück, dagegen überschüttete er uns mit Klagen und Jammern, in denen sich jene Arbeitsscheue offenbarte, welche die Gräfin so häufig ängstigte. Mich schüttelte es manchmal vor Ungeduld, wenn ich diesen jungen Mann halb hingestreckt auf dem einzigen

Lehnstuhl unseres Schulzimmers sah, ächzend und stöhnend über das, was sein Lebenselement sein sollte; ein ganz anderer Mensch ist er in dieser gehenlassigen, herumlungernden Stimmung, als wenn er sich im Salon mit seiner ältesten Schwester über tausend Einzelheiten des Weltlebens unterhält oder den Angenehmen bei Besuchen spielt. Und doch möchte ich ihn nicht zurückstoßen; wer weiß, ob der Zeitpunkt fern ist, wo wir ihn mit allen Kraftanstrengungen in die Familienatmosphäre zurückzuziehen wünschten. Seiner Mutter zu lieb, deren Sorgenkind er war, suche ich ruhig zu bleiben, wenn er das Schulzimmer durcheinander bringt, die älteren Mädchen stört und die Kleinen neckt. Ich bemühe mich, Hedwigs Ungestüm zu zügeln, die am liebsten keine Rücksicht auf ihn nähme, und den Zwillingen einzuprägen, welch' tiefeingreifenden Einfluß die Liebenswürdigkeit und Milde der Schwestern auf die Brüder gewinnen kann. Freilich lassen wir ihm nicht alle thörichten Aeußerungen und Ansprüche hingehen; meint er z. B., allerdings nur uns gegenüber, der Vater solle seine hohe Stellung ausnützen, um ihm längere Ferien, Examendispensen und dergleichen zu verschaffen, dann schweigen wir nicht dazu. Manch' hitzige Wortgefechte werden unter den Geschwistern wegen Meinungsverschiedenheiten geliefert; ich verbiete sie nicht; denn er bekommt darin viele heilsame Wahrheiten zu schlucken; aber im allgemeinen stimme ich für Milde und Nachsicht . . . Graf Clemens ist ein ganz anderer; er sitzt viel weniger bei uns herum, hegt tausend Interessen, die sein Bruder nicht kennt, läßt sich nicht von seinen Schwestern bedienen, aber behauptet weit besser die Stellung eines älteren Bruders, dessen Ueberlegenheit sie

fühlen und anerkennen. Freilich hat auch er seine schwachen Seiten; so lebhaft und fröhlich er im Familienkreise sein kann, so schüchtern und still ist er oft unter Fremden. Wie in ihren Kinderjahren, wird man auch jetzt im Salon Graf Heinrich den Vorzug geben. Der Graf, der natürlich tiefer sieht, ärgert sich über diese Unbeholfenheit; er will Graf Clemens energisch aufrütteln und aufschütteln, womit er meist gänzliche Verschüchterung erreicht. Seine lebhafte Offenherzigkeit begreift ein verschlossenes Wesen am allerwenigsten; gerade die Hochschätzung der Gaben des Grafen haben bei dem jungen Manne eine Geringschätzung und Mißachtung der eigenen Fähigkeiten zur Folge, die sich hemmend und bedrückend auf das gegenseitige Verhältnis legt. Ich betrachte dies nur wie eine Uebergangsphase; mit zunehmenden Jahren findet Graf Clemens gewiß in diesem Punkte das Gleichgewicht und Mißverständnisse, Dunkelheiten schwinden vor der festbegründeten Liebe zwischen Vater und Sohn.

Prinzessin Radomir scheint eine gute, zärtliche Mutter; trotzdem dünkt es mir, als ob die Vergnügungslust aufs neue in ihr erwachte. Sie klagt viel über die ungemessen schweren Stunden, die ihre doppelte Mutterschaft mit sich brachte, und versichert, ihr genügten diese zwei Kinder. Man sieht, sie bemüht sich, einen guten Einfluß auf ihren Mann auszuüben; trotzdem bliebe es schwer zu entscheiden, wer eigentlich die Oberhand in dieser Ehe behauptet; manchmal braust er auf, und sie nimmt es merkwürdig gelassen hin, fährt ihn aber bei der nächsten Gelegenheit ebenso unsanft an. Gottlob lieben sie sich beide aufrichtig; daß es keine Musterehe geben würde, wußten wir zum voraus.

Wien, Dez. . . . Nachdem Hedwig und Madeleine die Unterrichtsfächer in systematischer Weise gründlich durchgelernt haben, kommt im Laufe der nächsten zwei Jahre deren Erweiterung, Vertiefung und Vervollkommnung an die Reihe, was hauptsächlich in die Hände bewährter Professoren gelegt wurde. Die Gräfin wünschte dies; sie meinte, in der Zeit, wo sich der Verstand schärft und das Urteil selbständiger entwickelt, würde sorgfältig gewählte männliche Leitung ihren Horizont erweitern, ihren Fähigkeiten und Kenntnissen zu gediegener Vollendung verhelfen. Wir, oder vielmehr hauptsächlich der Graf, Herr Balkner und der Rosenburger Pfarrer, suchten in Wien Lehrer zu gewinnen, die möglichst in der Art von letzterem weiterarbeiteten; denn der Herr Pfarrer beginnt und vollendet das Schuljahr. Er ist gerade der rechte Mann dafür, wie ihn die Gräfin vor Augen hatte; voll reichen, ernsten Wissens, begeistert für alles Schöne, Große und erfüllt von regem, warmem Interesse für die geistige Entwicklung der Kinder, die er von kleinauf kennt. Trotz aller Vorzüglichkeit des Kunstgeschichtsprofessors, der uns einmal die Woche in der allmählichen Besichtigung der Bildergalerien begleitet, vermissen wir ihn dort am allermeisten. Marina und Agnes nehmen an dem Unterrichte der Zwillinge thätig Teil, das heißt, sie werden gefragt und machen die schriftlichen Arbeiten; Marguerite aber ist nur stumme Zuhörerin und fehlt nicht selten ganz. Die unregelmäßige Studienordnung der letzteren fängt an, sich zu rächen; das arme Kind kann den anderen nicht folgen und verliert dadurch mehr Selbstvertrauen, als ihr heilsam ist. Nun fehlte es ihr nicht mehr an Fleiß; doch abgesehen von ihrer zarten Gesundheit, vermag das angestrengteste Studium

die Lücken neunjährigen Schlendrians nicht auszufüllen; es bliebe immer ein Uebertünchen, ohne sichere Grundlage. Glücklicherweise lieben die übrigen Mädchen Marguerite so aufrichtig, daß sie bestrebt sind, den Unterschied in ihrer geistigen Entwickelung möglichst zu verwischen. Doch kleine Hintansetzungen und Reibereien bleiben bei der raschen Art der Jugend unvermeidlich. Gräfin Arntheim scheint ihren Fehltritt jetzt einzusehen; sie pflog neulich lange Beratung mit mir, wie die Sache sich gutmachen ließe. Natürlich erzielten meine Vorschläge nichts. „Nun soll das arme Kind wieder an die Schulbank gefesselt werden, wo die anderen beginnen, ihre Jugend zu genießen?“ hieß es. „Hedwig und Madeleine müssen angestrengt lernen,“ berichtigte ich, „außer den Professorenstunden und Arbeiten für dieselben kommt mein Unterricht mit Aufgaben, besonders feste Wiederholungsstunden aller Lehrfächer.“ „Wozu müssen die Mädchen so viel lernen?“ klagte die Gräfin, „wird sie das nicht entsetzlich unpraktisch machen?“ „Nicht doch, Frau Gräfin; die Zwillinge sind sehr bewandert in weiblichen Arbeiten; wie Sie wissen, beschäftigen sie sich dieses ganze Jahr mit Zuschneiden und Kleidermachen, während nächstes Jahr ein entsprechender Haushaltungskursus unter der Leitung der sehr zuverlässigen und erfahrenen Haushälterin folgen wird. Mit achtzehn Jahren teilen sie sich dann in die Führung des Hauswesens.“ „Die armen Mädchen! ich meinte, sie sollten mit achtzehn Jahren in die Welt geführt werden.“ „Gewiß, Frau Gräfin, aber da bleiben viele Stunden übrig; ernste Pflichterfüllung daheim wird sie zu größerem Genuß des Vergnügens befähigen und den Leichtsinn eindämmen.“ „Wozu der große Zeitaufwand des

Kleidermachens, da sie ihre Kleider doch nie selbst verfertigen werden?" „Wir hoffen aber, daß sie stets fleißig und freudig für die Armen arbeiten werden. Wie sehr hemmt die Abhängigkeit von fremder Hilfe den Wohlthätigkeitssinn; außerdem kann durch richtige Beaufsichtigung und Anleitung der Kammerjungfern vieles erspart oder widrigenfalls vergeudet werden." „Und Hanne, was wird sie zu solch' jungen Herrinnen sagen? sie, die jetzt alles ausgezeichnet besorgt?" „Hanne ist noch vom alten Schlage; sie kennt keine größere Freude, als die jungen Mädchen zu tüchtigen Hausfrauen heranwachsen zu sehen; überdies bestimmte unsere liebe selige Gräfin dies alles schriftlich mit vorsorglichster, bewunderungswürdigster Genauigkeit." „Ja, sie war eine wunderbare Frau," sagte Gräfin Arntheim gerührt, „sie wird aber wenige Nachahmerinnen finden; solch' eiserne Konsequenz läßt sich leichter bewundern als nachmachen. Ich z. B. fühle mich unfähig dazu; bin ich doch in anderen Anschauungen aufgewachsen." Gern hätte ich ihr geantwortet: eine jede Mutter besitzt die Fähigkeit, ihre Kinder richtig zu erziehen, wenn sie ernstlich will. Elisabeth mußte schon vor einem Jahre einer Engländerin weichen; man vergaß, wie viele Unregelmäßigkeiten und Schwächen man sich selbst zu schulden kommen ließ und machte sie für die Unwissenheit ihrer Schülerin verantwortlich; nach und nach fand man sie weder anregend noch strebsam, was bis zu einem gewissen Grade nicht geleugnet werden kann, aber vielleicht anders geworden wäre, wenn man sich ihrer mit Interesse angenommen hätte.

Wien, Jan. . . . . Der erste größere Sturm im Schulzimmer, welcher Hedwig seit dem Tode ihrer Mutter

betraf. Der Stundenplan dieses Jahres bezeichnete nämlich nur mehr die Unterrichtszeiten der Zwillinge; die Aufgaben sollten gründlich gemacht und pünktlich abgeliefert werden; das Wann und die Reihenfolge derselben blieb den jungen Mädchen überlassen. Freilich stimmte ich diesen Neuerungen nicht bei; Madeleine hatte zwar befriedigende Proben ihrer Selbstbeherrschung geliefert, aber Hedwig, das fühlte ich, war nicht reif für diese Freiheiten. Der Graf aber bestand auf seinem Willen; er meinte: „Wenn sechzehnjährige Mädchen noch nicht genug Pflichtgefühl und Selbstbeherrschung haben, um den an sie gestellten billigen Forderungen zu genügen, dann ist es die höchste Zeit, daß sie es lernen. Ich lasse ihr Spielraum bis zum Ende der Weihnachtsferien; wird sie bis dahin mit sich zu Ihrer Zufriedenheit fertig — desto besser; widrigenfalls aber muß ihr die Demütigung, zu ihrem festgeregelten Kinderstundenplan zurückzukehren mehr Festigkeit beibringen." Der Pfarrer stimmte dieser Ansicht bei; er sprach ernstlich mit Hedwig und zeigte ihr an dem kläglichen Ausgang ihrer vielen Unternehmungen, welches Unrecht es ist, Pläne ins Blaue hinein zu machen, ohne vernünftigen Ueberblick der Verhältnisse, ohne Rücksicht auf Zeit und Kräfte.

In Rosenburg gab es keine größeren Anstände; aber in Wien, wo die Professoren nicht die erprobte Autorität des Pfarrers haben, trat allmählich der Schlendrian ein. Hedwig überstürzte einige Arbeiten und lieferte andere unvollendet ab. Es kam zu Konflikten; ein gewisser Mißmut bemächtigte sich des jungen Mädchens; warum genoß sie nicht mehr Freiheit, ihren Liebhabereien nachzugehen? — Um dies nach Möglichkeit thun zu können, kam sie

schließlich nicht mehr aus der Hast heraus. Während Madeleine manche Zeit für die Brüder und kleinen Geschwister erübrigte und in zufriedener Freundlichkeit den Anforderungen entsprach, die das Familienleben an ältere Mädchen zu stellen beginnt, entzog sich Hedwig denselben, oder, wenn dies unmöglich wurde, willfahrte sie in unruhiger, unrichtiger Weise. Ich machte Vorstellungen; zum erstenmal seit dem Tode der Gräfin legten sich dunkle Wolken zwischen uns; Hedwig fand es unausstehlich, nicht ihre eigene Herrin zu sein. Freilich bereute sie immer wieder, und ihre liebenswürdige, großartig angelegte Natur leuchtete dann so wohlthuend hervor, daß es unmöglich schien, ihr lange zu zürnen. Mit Schrecken sah ich das Ende der Weihnachtsferien herankommen; der Graf, welcher sich immer von Zeit zu Zeit im Schulzimmer umsieht, machte häufig ernste Bemerkungen; doch verbot er die Offenbarung seiner Pläne; nicht aus Furcht, meinte er, sondern aus Ueberzeugung müsse Hedwig mehr Selbstbeherrschung gewinnen. Natürlich blieb die Katastrophe nicht aus; das junge Mädchen geriet außer sich, weinte und schmollte den ganzen Tag und erklärte, eines der unglücklichsten Geschöpfe der Welt zu sein. Aber das Unglück dieser Jahre währt nicht lange; der Graf gab ihr vollkommene Freiheit, sich auf das Rechte zu besinnen; sie sollte einsehen, daß ihr nicht unrecht geschehe, ihr Verstand, ihr Gewissen sollten sie überzeugen, daß man ihr Bestes vor Augen habe. Und wenn Hedwig auch manche Schwächen und Fehler aufzuweisen hat, so besitzt sie doch einen geraden, offenen Rechtssinn, ein gesund urteilendes Gewissen, die schließlich immer wieder die Oberhand gewinnen. Als es sich darum handelte, ohne Versöhnung,

in ungesühnter Bitterkeit schlafen zu gehen, da brachte sie es zu meiner unaussprechlichen Beruhigung nicht fertig. Sie schlich zu mir, legte den Kopf in meinen Schoß und bat: „Helfen Sie mir auf den rechten Weg, daß ich aus diesem Wirrsal herauskomme!“ Ich nahm sie in meine Arme und goß meine ganze Liebe in dies verwirrte Herzchen. Dann sichteten und lichteten wir, bis die Unklarheiten wichen; Hedwig umarmte mich mit jener heißen, überströmenden Liebe, deren nur sie fähig ist und bat um Verzeihung für alles, alles . . . Was sie am meisten betrübte, war der Vorwurf der Undankbarkeit, den der Graf ihr in Bezug auf mich machte: Undankbarkeit sei verachtungswürdig, der Stempel einer kleinlichen Seele, sie könne den Gedanken daran nicht ertragen. Ich benützte diesen Umstand, um auseinanderzusetzen, daß, wenn man einer Leidenschaft die Zügel schießen läßt, sich meist noch andere böse Neigungen entwickeln und bethätigen, obwohl wir es in der Verwirrung kaum merken.

Es schlug elf Uhr, bis Hedwig die ihren Vater aufgesucht hatte, endlich im Bette lag. Ich arbeitete in derselben Nacht den Stundenplan aus, mit möglichster Rücksichtnahme auf Hedwigs Wünsche und hing ihn wie früher ins Lernzimmer, damit ihr die Demütigung des mündlichen Verhandelns und Fragens erspart werde. Die gute Madeleine befolgt die Ordnung aus freien Stücken, um der geliebten Schwester den Rückschritt zu erleichtern. Nach wenigen Tagen herrschte der vollste Sonnenschein; Hedwig war selbst froh, ein neues Blatt umzuschlagen und wurde wieder zugänglicher fürs Familienleben. Das ist eben der Segen der Erziehungs- und Unterrichtsweise unserer Kinder (ich darf dies wohl sagen, weil die liebe

selige Gräfin durch ihre schriftlichen Anordnungen Hauptleiterin bleibt), dies ist also der Segen, daß sie von Anfang an konsequent durchdacht und durchgeführt wurde; da gab es keine Ueberstürzungen und keinen Zeitverlust; alles hatte seinen Grund und seinen planmäßigen Fortgang, deswegen kommen die Kinder mit klarem, geordnetem Wissen, frischer Kraft und sich immer steigerndem allseitigem Interesse an das Ende ihrer Studien. Der Unterschied zwischen ihnen und den Lichtenbergischen Mädchen tritt jetzt deutlich hervor; während letztere sie eine Zeit lang überflügelten, stellen sich jetzt durch das gehetzte Voraneilen in den Studien, sowie das häufige Wechseln der Methode so viele Lücken und Unsicherheiten in ihren Kenntnissen ein, daß Marina und Agnes nur mit großer Mühe und dem Aufwand all' ihrer Zeit und Kräfte dem Vollendungsunterrichte der Zwillinge folgen können. Hedwig und Madeleine stehen über ihrer Aufgabe; sie müssen ernstlich arbeiten, aber von Ueberanstrengung ist gar keine Rede, und nun, da Hedwig ihren Unordnungen entsagte, behalten beide Zeit genug für ihre übrigen Beschäftigungen, für gesunde Erholung und für die Anforderungen des Familienlebens, auf welch' letztere ihre Mutter großen Wert legte. Sie sagte und schrieb: „Hand in Hand mit dem Unterrichte, der Erweckung des Pflichtgefühls und des selbständigen Urteils soll die Entwickelung jener Hingebung, jener Opferwilligkeit gehen, die nun einmal die Hauptaufgabe der Frau bleibt, ohne welche es für sie keinen gesegneten Wirkungskreis giebt. Das Kind lerne frühzeitig sich zu überwinden, den Eltern und Geschwistern kleine freiwillige Opfer seiner Zeit, seiner Neigungen, seiner Kräfte zu bringen. Man präge dem heranwachsenden

Mädchen die Notwendigkeit des Opfers recht tief ein, jenes täglichen, stündlichen Opfersinns, der sich in die Launen und Eigentümlichkeiten anderer fügt, geschmeidig wird in der Schonung schwieriger Charaktere, erfinderisch in der Aussöhnung entgegengesetzter Elemente; man mache es ihnen zur Pflicht, nach ihren Kräften und Fähigkeiten die Schönheit und Gemütlichkeit des Familienlebens zu fördern, in die Interessen, Liebhabereien, Bedürfnisse ihrer Umgebung nicht nur einzugehen, sondern sie zu studieren."

R., Juli 18 . . . Nun bin ich schon sieben Tage zu Hause und werde im ganzen drei Wochen bleiben. Ich sah die Meinen so lange nicht mehr, und jetzt am Ende des Wiener und am Anfang des Rosenburger Aufenthaltes bin ich am leichtesten entbehrlich. Meine Ferien begannen mit einer großen Gnade; ich kam gerade recht für die Exercitien, die Fräulein Bertoldy den Lehrerinnen des Pensionates geben ließ und wozu sie alle früheren Zöglinge einlud, die Erzieherinnen geworden sind; für mich war es die erste Retraite seit meiner Schulzeit. Ein Jesuitenpater hielt vier Vorträge im Tage, und wir nahmen wieder unsere alten Plätze ein, welche durch die in der Vakanz befindlichen Zöglinge frei geworden, während uns der Garten, die Studiensäle und Klassen des Hauses zur Verfügung offen standen. Eigentümlich wehten mich diese Erinnerungen an, diese Lieder, die wir bei der heiligen Messe und den Andachten sangen, diese Räume, diese Plätze, so bekannt, so traut und nun doch so fremd, alles, alles wie ein Grüßen aus der glücklichsten Zeit meines Lebens, aus einer Zeit, die mich schon anmutet wie ein ferner Traum. Und dabei die eindringlichen Worte des Pre-

digers über Zeit und Ewigkeit, diese Fülle von Wahrheiten, die wieder an uns vorüberzogen, wie sie am gleichen Orte schon mehreremals an unserem Kinderverstande vorübergezogen, in unseren Kinderherzen nachgeklungen — so alt und doch so neu, so ganz anders als damals, wo wir Leid, Verantwortung, Ernst des Lebens fast nur dem Namen nach kannten und nur für unsere eigene Seele zu sorgen hatten. Und dennoch machte mir von all' den Vorträgen derjenige am meisten Eindruck, der vom eigenen Seelenheile handelte. Der Pater nahm dieses „Rette Deine Seele!" zum Inhalte einer Betrachtung, weil er sagte, gerade für diejenigen, die sich viel mit fremdem Seelenheil beschäftigen, ist es doppelt notwendig, zu bedenken, wie das segensreiche äußere Wirken von der Beschaffenheit unseres Innern abhängt, und wie für den Einzelnen schließlich alles auf das eigene Seelenheil ankömmt. „Es ist viel leichter," meinte er, „das Rechte zu sagen, als das Rechte zu thun, Tugend von anderen zu fordern, als Tugend zu üben, gegen andere streng zu sein als gegen sich selbst; trotzdem bleibt die beständige Selbstheiligung die wesentlichste Bedingung zur Heiligung des Nächsten." O, wie oft habe ich das erfahren; betrübend, beängstigend wirkt es, andere auf sein Geheiß in der Bahn des Heiles voraneilen zu sehen und selbst weit zurückzubleiben. Was nützt alle Achtung, alle Bewunderung der Menschen, wenn der liebe Gott, der in die Herzen sieht, nicht zufrieden sein kann? „So viel bist Du, als Du bist vor Gott," diese Worte des heiligen Franziskus ergriffen mich tief.

Ich suchte mich frei zu machen von dem Urteil der Menschen, frei von den Täuschungen der Selbstliebe, die

mich so oft verblenden, frei endlich von all' den tausend Fäden, die mich hindern, allein zu sein mit Gott, wie ich nach dem Tode sein werde. O, viel gewissenhafter, viel sicherer würde ich die Pflichten meinen Pflegebefohlenen gegenüber erfüllen, wenn meine Seele mehr allein wäre mit Gott, wenn er nicht häufig nur in Worten das Ziel all' meines Strebens, meine ganze Seligkeit ausmachte. Ich opferte ihm, ich darf es sagen, unter unsäglichen Schmerzen, unter Strömen geistigen Herzblutes die Quintessenz meines irdischen Glückes, und wertlose Kleinlichkeiten besitzen die Macht, mich von ihm abzuwenden, mich zu seiner ungetreuen Braut zu machen. Ich komme so wenig voran im geistigen Leben und weiß doch, daß die besondere Hingabe an Gott, besondere Verpflichtungen in sich schließt. Durch die Generalbeichte suchte ich recht tief in mein Sündenelend einzugehen und mich durch die heilige Kommunion im religiösen Eifer zu erneuern. Bei wem soll ich denn Hilfe finden, wenn nicht bei meinem Gott und meinem Herrn, der sich mir selbst zur Nahrung hingiebt, um meine Seele zu reinigen, zu stärken, an sich zu ziehen... O, an der Kommunionbank, fast an demselben Platze, wo ich als Erstkommunikantin gekniet, kam die ganze Seligkeit der innigen Vereinigung mit dem Heilande im Sakramente über mich. „Herr, laß mich absehen von mir, laß mich hinschauen zu Dir, laß mich ganz Dein Eigen sein, so wie Du es willst! . . ."

Rosenburg, Sept. . . . In acht Tagen verläßt uns Herr Balkner, um sich der Seelsorge zu widmen. Der Abschied wird uns allen schwer; er ist dem Grafen und den Kindern so treu ergeben und teilte Freude und Leid der Familie mit warmer Opferwilligkeit. An ihm schaute

ich von jeher das lebendige Bild ungeteilter Berufshingabe; sein Beispiel wirkte schon auf mich, als ich noch zu kindisch und unreif war, um es vollständig zu würdigen. Herr Balkner sehnte sich von jeher nach der Seelsorge und half deswegen mit besonderer Vorliebe in den Kirchen aus; trotzdem aber traten alle Neigungen und Liebhabereien vor der übernommenen Aufgabe zurück und er zeigte keine Kleinlichkeit in Abmessung der Pflicht, sondern wirkte unermüdlich auch bei den Mädchen in religiöser und wissenschaftlicher Beziehung. Unzähligemal übernahm er die Beaufsichtigung meiner Zöglinge in Aufgaben- und Erholungszeiten; wie lustig konnte er die Kinder unterhalten, ganz mit ihnen zum Kinde werden. Und welch' heiterer, unschätzbarer Gesellschafter war er dem Grafen, welche Teilnahme für alle Einzelheiten seines Amtes, welche Sorge für seine Zerstreuung; oft erbaute er mich an den langen Herbstabenden, wenn er mit einem Eifer Schach spielte, als gälte es eigene Befriedigung, während er doch, ermüdet von der Tagesarbeit, gewiß andere Beschäftigungen vorgezogen hätte. Bei alledem zeigt Herr Balkner rührende Bescheidenheit: „Sie wissen nicht," sagte er mir neulich mit der ihm eigenen Lebendigkeit, „wie viel ich dem Grafen und der Gräfin verdanke; ich kam hierher als junger, neugeweihter Priester voll der besten Absichten, gewiß, das darf ich sagen, aber auch voll von Unerfahrenheit und teilweise noch ungeklärter, unreifer Ideen; nun ich hatte Zeit zu lernen, denn Clemens zählte neun, Heinrich acht Jahre; aber Geduld gehörte dazu, mich anzuleiten, mich immer wieder zurechtzuweisen. Tausendmal tappte ich daneben in ungeschicktem, blinden Eifer; tausendmal ließ ich mir Verstöße zu Schulden kommen durch

Unpraktischkeit im Unterrichte, durch Verkehrtheit in Dingen, die ich nicht verstand, aber zu verstehen glaubte. Ich sehe noch die gute selige Gräfin, wie sie mit einer Handarbeit beschäftigt in den ersten Jahren häufig meinen Stunden beiwohnte oder mir in ungemessener Freigebigkeit bei sonstigen Anlässen ihre Zeit schenkte, um mir zu helfen, mich in dem neuen Wirkungskreise zurechtzufinden, ihn besser zu verstehen und schätzen zu lernen. Und der Graf — wie viel Anregung, Förderung und Erbauung danke ich ihm! er bot mir stets das Bild eines echten deutschen, katholischen Edelmannes; bethätigten alle Adelige so viel Religion, solch' ernstes Pflichtgefühl und solch' tüchtige Arbeitslust, dann stünde es besser um die Welt. Unendlich trostreich und erleichternd gestaltet sich die Aufgabe des Erziehers, schaut er im Vater seiner Zöglinge das lebendige Ideal, nach welchem er die Kinder bilden soll."

Rosenburg, Okt. ... Ich sprach gestern abends nochmals mit den lieben Mädchen über die Wichtigkeit dieses ihres sogenannten letzten Schuljahres, nicht nur in Bezug auf ihre Studien, sondern auch und besonders hinsichtlich ihrer Seele, ihres Herzens. Und viel dachte ich allein darüber nach; oft besprachen wir es mit Fräulein Bertoldy und dem Herrn Pfarrer. Es ist wahr, wie die Herbstfrüchte die besten sind, weil sich darin Farbenpracht, Süßigkeit, Duft der ganzen Sonnenzeit vereinigen, so sollte das letzte Erziehungsjahr den heranwachsenden Mädchen die ganze Fülle der Liebe, der Sorge, der Hilfe ihrer Erzieherin in verdoppeltem Maße entgegenbringen. Sie muß sich gleichsam überbieten, um den geliebten Zöglingen noch einmal alles zu reichen, was in ihren Kräften liegt. Das Opfer,

ich hörte es oft und erprobte es tausendmal, das Opfer ist ein mächtiger Bundesgenosse im Erziehungswerke; was keine Worte, keine Verstandeskräfte bei den Pflegebefohlenen erreichen, das erlangen wir häufig durch stille nur von Gott gesehene, im Dienste der Kinder dargebrachte Opfer. Denn die Erziehung ist ein Dienst, ein ernster, strenger, heiliger Dienst. Nicht nur unsere Zeit verdingen wir im Dienste der Kinder, dies wäre das geringste, aber unseren Verstand, unseren Willen, unsere Freiheit, unser Herz, unser Gemüt, alles, alles müssen wir der heiligen Arbeit unterwerfen; wir leisten ja dadurch Handlangerdienste am Webstuhle Gottes, wo er in der Zeit seine Absichten für die Ewigkeit erreichen will.

Rosenburg, Okt. . . . Ich konnte neulich nicht mehr weiter schreiben und wollte doch einiges über die Studien der Zwillinge beifügen. Sie bilden eigentlich nur die Fortsetzung vom vorigen Jahre; hier hält der Herr Pfarrer, in Wien Professoren Vorträge über Religion, Kunst, Litteratur, Geschichte, Natur; natürlich werden die Hörenden auch gefragt, oft sogar aufgefordert, über ein gegebenes Thema aus dem Stegreif zu sprechen, um sie zu gewöhnen, ihr Wissen in richtiger, klarer Weise zu verwerten; in der Religion müssen sie häufig Einwürfe widerlegen, in der Geschichte die verschiedenen Richtungen der Politik vertreten 2c. 2c. Daneben gehen streng geordnete schriftliche Arbeiten: Vergleichungen, Lebensbilder, Abhandlungen 2c. 2c., jeder Unterrichtszweig kommt im geplanten Rundkreis daran. Die Gedächtnisübungen treten mit Ausnahme einiger regelmäßig wiederkehrender Wiederholungsstunden immer mehr in den Hintergrund; die Hauptsache bleibt das tiefere Eindringen in das innere

Wesen der Wissenschaften. Sie müssen z. B. besser verstehen lernen, warum man die Geschichte die Lehrerin der Menschheit nennt, inwiefern man Weltgeschichte und Weltgericht identifizieren kann; sie müssen sich immer wieder beugen vor der unaussprechlichen Heiligkeit Gottes, der da durch die Zeiten schreitet und in den Geschicken der Menschen, sie mögen wollen oder nicht, sie mögen ihre Freiheit benützen oder vergeuden, seine anbetungswürdigen Absichten, seine Verherrlichung erreicht; das Flammenwort des heiligen Michael: „Quis ut Deus!“ soll das Alpha und Omega ihrer Geschichtsstudien bilden. Und die Natur — dieses wunderbare Buch Gottes, welche Quellen von Anregung bietet es! Betrachtet im Lichte des Christentums, der Geschichte, Wissenschaft und Kunst eröffnet es ein nie versiegendes Arbeitsfeld. Litteratur und Kunstgeschichte treten ebenfalls in ernste Bedeutung; es handelt sich nicht darum, oberflächlich an einzelnen Kunstwerken zu naschen; o nein, sie müssen sich in dieselben hineinarbeiten, damit sie die Kunst als Gottesgeschenk erkennen, gegeben zur Verschönerung und Veredelung der Welt. Die Künstler, diese Auserwählten des Himmels, sollen ihnen, soweit dies statthaft ist, persönlich durch ihren Lebensgang nahe treten, ihnen Freunde, Lehrer werden; freilich nicht alle im erfreulichen Sinne; manche veranschaulichen ihnen nur, wohin der Mensch kömmt, welchen Verirrungen er sich aussetzt, wenn er seine Talente nicht nach den Absichten Gottes entfaltet und bethätigt. Ich selbst gewinne ungemein durch den Vollendungsunterricht der Zwillinge; es dünkt mir, ich sähe vieles mit ganz anderen Augen, nähme es mit ganz anderer Fassungskraft in mich auf als damals, wo ich wie Hedwig und Made-

leine auf der Schulbank saß; dennoch setzt das gereiftere Verständnis der späteren Jahre die feste Grundlage, die ernste Arbeit der Jugendzeit voraus; deshalb kommt so viel, so unendlich viel auf diese Studien an, weil sie Leitstern und Richtschnur für das ganze Leben geben sollen. Ich getraute mir nicht den jetzigen Unterricht allein zu leiten; dazu ist ein Frauenkopf doch zu beschränkt. Nur in eine einzige Kunst wage ich meine Schülerinnen selbständig einzuführen: das ist meine geliebte Musik. Hohe Befriedigung gewährt es mir, möglichst weit in die wunderbare Herrlichkeit der Töne mit ihnen einzudringen. Besonders Hedwig entwickelt sehr viel Verständnis und Feinfühligkeit in dieser Beziehung; sie versenkt sich mit Wonne in die Fülle des Wohlklanges eines Mozartwerkes und tritt mit begeisterter Ehrfurcht an das Studium Beethovens. Beiden Mädchen brachte ich bereits die Grundlehren über Accorde und ihre Verwendungen bei; diese Kenntnisse geben der systematisch musikalischen Bildung einen tieferen Anstrich und befähigen, Schönheiten zu genießen, die sonst verschlossen bleiben. Wir musizieren häufig abends im Salon, singen Quartette mit Beihilfe der Brüder. Charaden, Gesellschaftsspiele sind ebenfalls sehr beliebt um diese Zeit; häufig tanzen auch die Geschwister untereinander, während ich aufspiele.

Wien, Nov. . . . Heute sind die jungen Grafen abgereist; wie sehr wäre diese Trennung der guten Gräfin zu Herzen gegangen; denn wenn sie auch häufig wiederkehren, so ist das nicht mehr dasselbe. Die Vögel sind flügge geworden und aus dem Neste geflogen; Clemens und Heinrich stehen nun auf eigenen Füßen, nehmen selbständig den Kampf mit der Welt auf, mit dieser Welt

die für den Reichen mehr Gefahren als für den Armen birgt; jetzt erst wird es sich im vollsten Sinne des Wortes zeigen, ob sie ihrer Erziehung Ehre machen. Der Graf war tief bewegt, obwohl er seiner Gewohnheit gemäß die Worte sparte; die Mädchen weinten, sogar Feechen, unser Sonnenkind; freilich mehr, weil sie die Schwestern weinen sah. Den jungen Grafen selbst ging der Abschied sehr nahe; Heinrich sprach am meisten von seinen guten Vorsätzen und zeigte die größte Rührung, dennoch sehe ich viel zuversichtlicher und ruhiger für Clemens in die Zukunft. Gestern gab ich beiden als Talisman je eine Nachfolge Christi ihrer lieben seligen Mutter. Sie vermachte mir die meisten ihrer Bücher, und ich bestimmte diese zwei mit allen darin befindlichen Bildern und Zeichen gleich anfangs zu diesem Zwecke.

Wien, Dez. 18 . . . Gestern besuchten die Zwillinge zum erstenmal das Theater. Es kommt wohl selten vor, daß siebzehnjährige Mädchen, welche den größten Teil des Jahres in einer Großstadt ersten Ranges zubringen, nicht schon häufig derartige Vergnügen genossen haben; aber die Gräfin hegte die Ansicht, jedem Alter seien eigene Vergnügen bestimmt und betrachtete es als unberechtigten Eingriff in die Entwicklungs- und Ideensphäre der Kinder, wenn man ihren jeweiligen Freuden vorgreife. Bevor Hedwig und Madeleine mit ihren Gefährtinnen näher zusammenkamen, gaben sich die Mütter ihr Wort, die Mädchen würden erst in diesem Jahre Theater und Konzerte besuchen; Fürstin Lichtenberg that dies aus Ueberzeugung, Gräfin Arntheim aber vielleicht bloß deshalb, weil sonst nichts aus der Freundschaft mit den Töchtern des Ministers des Aeußeren geworden wäre. Wie dem auch sein mag,

jedenfalls wurde das Versprechen gehalten und die fünf Mädchen werden kaum je den gestrigen Abend vergessen. Meine Schülerinnen und ihr Vater baten mich so lange, bis ich sie begleitete; fürs Gewöhnliche will ich es nicht thun, außer man braucht mich als Chaperon. Natürlich freute es mich, die Freude der Zwillinge zu sehen, den verschiedenen Ausdruck ihrer Gesichtchen, ihre lebhafte Teilnahme an allen Einzelheiten des Stücks zu beobachten. In den Pausen kamen viele, welche die Mädchen in Rosenburg oder bei irgend einer zufälligen Gelegenheit gesehen hatten, um Bekanntschaft zu erneuern, und manche Unbekannte kamen auch unter dem Vorwande, den Grafen zu grüßen, eigentlich aber um den Zwillingen vorgestellt zu werden. Sie gefielen sehr gut, das merkte man an der Art der Besuchenden und an den unzähligen Blicken, die zu unserer Loge hinüberflogen; sie waren aber auch reizend in ihren einfachen weißen Kleidern mit den rosa Bändern. Nachher brachten wir ein Stündchen bei Fürstin Lichtenberg zu, die uns sowohl wie Marguerite Arntheim zum Thee geladen hatte, um die Freundinnen zu vereinigen, da die Theaterlogen zum großen Leidwesen der Mädchen nicht neben einander liegen. Das Entzücken dauerte heute den ganzen Tag fort und beide Mädchen fanden es nicht leicht, ihre volle Aufmerksamkeit den gewöhnlichen Pflichten zuzuwenden; in dem Vorhandensein derselben aber liegt das natürlichste Schutzmittel gegen eine Menge von Uebeln, die bei dem Genusse weltlicher Freuden auftauchen und überwunden werden müssen.

Wien, Jan. . . . Der gewöhnliche Brief zwischen Walter und mir ist wieder ausgetauscht; voriges Jahr fand ich es besser, mich nicht einmal in diesem Buche damit zu

beschäftigen; ich zog vor, darüber nur dem lieben Heiland im Tabernakel zu reden. Nun aber erlangte ich wohl teilweise durch die Gnade der Exercitien, besonders aber durch den häufigeren Empfang der heiligen Sakramente größere Freiheit in diesem Punkte. Ich habe mit Gottes Gnade meine irdische Neigung zu Walter so weit überwunden, daß ich ohne persönliche Beimischung an seine Zukunft denken kann, und ich bin zu der Ueberzeugung gekommen, je rascher und gründlicher er mich aus seinem Leben ausstreicht, desto besser wird es für ihn sein. Freilich mischt sich noch ein leises Weh in diesen Gedanken, aber ich ertrage ihn, es ist nicht mehr der überwältigende Schmerz früherer Zeiten. Unser Briefwechsel, der für die ersten Jahre, ich darf es sagen, eine Eingebung Gottes war, kann nicht immer fortbestehen, die durch die Auflösung unserer Verlobung drohenden Gefahren sind beseitigt, Walter führt ein thätiges Leben; aber — es ist nicht gut für den Menschen, daß er allein sei, dies sehe ich aus seinen Zeilen, ihm selbst gewiß unbewußt, immer klarer herausscheinen. Wehrt er sich auch anfangs dagegen, er sollte doch allmählich auf Heiratsgedanken gebracht werden; denn den Beruf der gänzlichen Hingabe an Gott hat er nicht. Ich beschäftigte mich in den letzten Jahren viel mit dem Gedanken, ob eine meiner Schülerinnen nicht die rechte Frau für Walter sein würde; es wäre ein süßer Trost, die eine oder andere für ihn erzogen zu haben; dann hätte ich nach besten Kräften auch für sein zeitliches Wohl sorgen dürfen, ohne meine gänzliche Hingabe an Gott zu verletzen. Oft nenne ich dieses Anliegen im Gebete; der liebe Heiland weiß ja am besten, was uns not thut, und Ehen sind im Himmel geschlossen.

Wien, Febr. . . . Unser Leben geht seinen Gang, ohne viel von sich sagen zu lassen. Feechen, unser Sonnenkind, spielt umher und wächst und kräftigt sich mit jedem Tage; sie hat nun ebenfalls ihre kleine tägliche Pflicht, indem sie eine bestimmte Anzahl Touren stricken muß. Geistig wäre sie freilich zum Beginn des Lernens entwickelt genug; aber es ist Grundsatz hier im Hause, daß kein Kind vor sechs Jahren an den Lerntisch kommt. Das einzige, was in dieser Beziehung geschehen darf, besteht in dem Erzählen vom lieben Gott, seinen Engeln und Heiligen und in dem Ansehen einer Bibel, deren wunderschöne Bilder ein Kindesauge nach dem andern erfreuten. Freilich sollen die Kleinen ebensowenig müßig bleiben, und es hält oft schwer, entsprechende Beschäftigung für sie zu finden; doch sind die Antfeld'schen Kinder von jeher daran gewöhnt, für sich allein zu spielen und in einfachen Unterhaltungen Genüge zu finden; überdies ist es Marguerites einzige Verpflichtung, sich dem Kinde zu widmen. Ich beschäftige mich ebenfalls täglich mit ihr und der Graf hat sich wohl mit keinem der Kinder so viel abgegeben als mit Felicitas. Wo er ein halbes Stündchen erübrigen kann, holt er sie; dafür hängt sie aber auch mit ungeteilter Zärtlichkeit an ihrem Vater. Ein Eckchen in seinem Arbeitskabinett gehört unserer Fee, wie das Kindertischchen und Stühlchen anzeigen, die dem Besucher in dem Gemach des ernsten Mannes eigentümlich genug auffallen müssen; die meisten Herren, welche geschäftlich oder freundschaftlich mit ihm verkehren, werden, wenn sie unerwartet kamen, das eine oder andere Mal die blonde Kleine angetroffen haben, wie sie dort mit ihren Spielereien seelenvergnügt herumwirtschaftet, „aber ganz

leise, leise, um den guten Papa nicht zu stören". Isabelles Leben verläuft nicht mehr so einfach; sie befindet sich jetzt, so will es mir scheinen, in der schwierigsten Phase ihrer Schulmädchenlaufbahn. „Sie hat keine Mutter mehr," wiederhole ich mir immer, wenn ihre Unarten mich zur Ungeduld reizen. Leider ist das Verhältnis zu ihrem Vater kein sehr glänzendes; ich glaube, außer Heinrich machte ihm kein Kind so viel Verdruß und Sorge wie Isabelle; Mangel an Wahrhaftigkeit steht in schroffem Gegensatz zu seiner offenherzigen Natur; er verfolgt ihn nach meiner Idee zu energisch bei dem kleinen Mädchen; auch ihre Anfälle starren Eigensinns, wo selbst er nichts erreicht, sind ihm, wie allerdings auch mir, unbegreiflich. Freilich kommen sie nur mehr selten vor und ich hoffe auf ihre erste heilige Kommunion.

Die Zwillinge arbeiten fleißig; Anstände, wie voriges Jahr, gab es keine mehr; sie wissen ihre Zeit trefflich zu nützen; man kann getrost die Zügel weniger straff anziehen. Trotz der zeitweiligen Abendgenüsse sind sie doch am folgenden Tage mit hellem Kopfe bei ihren Aufgaben, wenn sie auch, wie es zweimal in der Woche der Fall ist, in Kochübungen bestehen. Während des Sommers wurde nämlich ein leerer Raum unseres Stockes in eine allerliebste kleine Küche verwandelt, wo Hedwig und Madeleine die Mittwoch und Samstag Vormittage unter der Leitung Hannes herumwirtschaften. Auch dieses ist eine Bestimmung der Gräfin, welche in den ersten Jahren ihrer Ehe sehr unter Unkenntnis in Küchenangelegenheiten gelitten hat. Da bekommen es die Zwillinge besser, die diese Sache ernst und gründlich betreiben müssen und seit dem Herbste uns schon manche selbstgemachte Speisen im

Triumphe vorsetzten. Sie sollen es so weit bringen, daß sie selbständig ein Diner in jeder Jahreszeit kochen können, nicht um in künftigen Zeiten am Herde zu stehen, was ja ihrer Lebensaufgabe nicht entspräche, aber um die Haushaltung sparsam und umsichtig zu führen. Unseren Kindern wird stets die Verantwortung ihrer Stellung und ihres Vermögens vor Augen geführt; hätten sie einst auch Geld in Ueberfülle, es ist ihnen doch nicht zur Vergeudung gegeben; sie werden einmal von dessen richtigem Gebrauche Rechenschaft, strenge Rechenschaft ablegen.

Wien, März. . . . Ins Theater gehe ich selten; ich passe nicht recht dahin, und wenn der Graf seine Töchter nicht begleiten kann, so sind die Mütter ihrer Freundinnen immer gerne bereit dazu. Dagegen führe ich die Zwillinge in Konzerte; für den häufigen Besuch des Konzertsaales ist der Graf zu wenig Herr seiner Zeit, während Lichtenbergs und Arntheims nicht musikalisch gebildet genug sind, um alles zu genießen, was ich meinen Schülerinnen bieten möchte. Das richtige Hören und Auffassen guter Musik ist eine Kunst, die ich Hedwig und Madeleine am liebsten selbst beibringe. Oft verwenden wir freie Abende, uns auf Konzerte vorzubereiten, indem wir das bevorstehende Programm im Voraus gründlich kennen lernen. Uebersteigen die Stücke die Kräfte meiner Zöglinge, dann trage ich dieselben vor. Mein Verhältnis zur Musik klärt sich immer mehr, wird immer befriedigender und inniger. Freilich liegt Genugthuung darin, ein großes Publikum in der Begeisterung für ein Kunstwerk mit sich fortzureißen; aber das Oberflächliche und Unwahre eines solchen Entzückens tritt bei der Mehrzahl dadurch an den Tag, daß

es sich in kürzester Frist verflüchtigt wie Seifenblasen. Weit lohnender und erhebender erscheint es, dem unverdorbenen, empfänglichen Schönheitssinn jugendlicher Wesen, deren geistige Entwickelung der eigenen Sorge anvertraut wurde, die Herrlichkeiten meiner geliebten Kunst zu erschließen, zwischen ihr und ihnen jene zarten und doch so festen Bande zu knüpfen, die verklärende, veredelnde Strahlen auf das ganze Leben streuen. Je älter ich werde, desto lebhafter fasse ich die Kunst als kostbares Geschenk Gottes auf, das uns ihm näher bringen soll. Nach der Religion verleiht die Musik meinem innersten Sinn den eigentümlichen Stempel. Was mich im äußeren Leben berührt und ergreift, ein besonderer Naturgenuß, eine außergewöhnliche Anregung im Berufe oder im geistigen Leben, eine Freude, ein Leid, all' das weist mich zuerst auf Gott, in zweiter Linie aber bringe ich es unwillkürlich mit meiner Musik in Berührung, muß es in ihr nochmals durchkosten und durchleben . . .

Wien, Mai . . . Traurige Nachrichten kommen aus dem Süden; Alix ist sterbend; man zählt ihr Leben nur mehr nach Tagen. Wir sind alle sehr betrübt; sie hatte von jeher etwas so Sympatisches, und in den letzten Jahren reinigte und verklärte sie das Leiden wunderbar; der liebe Gott drechselte eine Heilige aus ihr.

Wien, Juni . . . Alix hat vollendet; heute mittag kam die Nachricht ihres Todes. Hedwig und Madeleine sind tief erschüttert; ich selbst kann meine Thränen nicht zurückhalten; ich vergegenwärtige mir stets von neuem ihr liebes Kindergesichtchen, wie ich es zum erstenmal sah, mit den träumerischen Augen und dem halb betrübten, halb sehnenden Ausdruck, wenn sie das Verhältnis unserer

Kinder zur Mutter beobachtete; dann später, als ich ihr wieder begegnete, wuchs ihr sympathischer Zauber immer mehr; es lag etwas so Reines, so Himmlisches in diesem jungen Mädchengesicht; man sah ihr an, daß sie nicht für diese Erde bestimmt sei.

Wien, Juni 18 . . . Wir erhielten Einzelheiten über die letzten Tage der lieben Alix; ihre Großmutter selbst gab sie uns in einem tagebuchförmigen Briefe. Alix blieb bis zur letzten Woche, wie dies bei Auszehrenden meist der Fall ist, trotz aller Ergebenheit in den Willen Gottes, voll Täuschungen über ihren Zustand; sie glaubte, einige Augenblicke größter Schwäche abgerechnet, nicht an einen nahen Tod, sondern an eine lange Krankheit, die sie als besondere Gnade zur Prüfung ihres Berufes benützen wollte. Die Marquise war es, die den Mut fand, mit zarter Rücksicht und wahrster Liebe den Schleier zu lichten und der Kranken allmählich die richtige Lage der Dinge mitzuteilen. Nichts ist rührender, als die so zarte und doch echt christlich starke Liebe der einen und die Willfährigkeit und Großmut der anderen. Der Vater von Alix und ihre Schwester Marguerite waren anwesend; ihre Mutter verfiel bei der Nachricht der nahen Gefahr in hysterische Zustände und fühlte sich viel zu schwach zum Reisen, während der bloße Name „Sterbebett" Henriette in Krämpfe versetzte. Anders Marguerite; die Nachricht des verschlimmerten Zustandes ihrer Schwester traf sie allerdings inmitten weltlicher Zerstreuungen und Unterhaltungen, doch zögerte sie keinen Augenblick, ihren Vater zu begleiten. Ich glaube, daß das Gute in ihrer Natur nun für alle Zeiten triumphiert; die teuere Verstorbene zog sie auf ihre Wege. Die wenigen Zeilen,

die sie an Hedwig und Madeleine richtet, atmen einen neuen Geist: „C'est fini," sagt sie, „je veux devenir une autre, Alix m'a légué sa tâche. Jamais je n'oublierai les dernières paroles qu'elle m'adressa particulièrement: Oh! qu'ici bas tout passe vite... Dieu seul reste ... Quelle récompense .... pour l'éternité"....

Rosenburg, August ... Heute fand die letzte Schuljahrprüfung von Hedwig und Madeleine statt; der Pfarrer sagte ihnen am Schlusse der Prüfung: „Lassen Sie die Sonne der Wahrheit stets voll und ganz Ihren Geist durchleuchten, Ihr Herz erfüllen. Sie treten nun ein in die Reihe der Erwachsenen; Sie werden allmählich an ihren Freuden und Pflichten teilnehmen. Bevor Sie aber den Ernst des Lebens in des Wortes strengster Bedeutung kennen lernen, hat Ihnen der liebe Gott allem Anscheine nach einige Jahre vorbehalten, in denen Sie sich, wie es landläufig heißt, Ihres Lebens freuen sollen. Liebe Gräfinnen! ich bitte Sie, fassen Sie diese Bestimmung nicht oberflächlich auf; gewiß sollen Sie die Vergnügen der Jugend kosten, aber dies ist nicht das Wichtigste dieser Jahre, die Ihnen gegeben sind, um Frische, Freudigkeit und Kraft für das ganze Leben zu sammeln. Man ist nur einmal jung; wohlan: dringen Sie mit der frischen Lebendigkeit Ihres Alters in den Schatz Ihres Wissens ein, erweitern, vertiefen, vervollkommnen Sie denselben, daß Sie Ihr ganzes Leben nicht nur selbst daran zehren, sondern auch andere davon zehren lassen können." Hedwig und Madeleine verstehen solche Worte zu würdigen; schon weil sie den erschütterndsten Schmerz, den Verlust der Mutter, bereits durchmachten, schauen sie

gereifter in die Zukunft als die meisten Mädchen ihres Alters. Dennoch fehlt es ihnen nicht an jugendlichem Frohsinn, an jenen schimmernden, rosigen Erwartungen, die bei achtzehn Jahren den Lebenshorizont so strahlend gestalten; ich lese aus ihren frohen, lachenden Kinderaugen, mit welch' hellen, zuversichtlichen Blicken sie in das Leben schauen und die Worte Ermattung, Enttäuschung, Ueberdruß kaum dem Namen nach kennen.

„Ihr wißt's, wie wir so selig waren,
So selig und so rein dabei —
Rein, wie man's ist mit achtzehn Jahren:
Es war im schönen Monat Mai."

Geibel.

Rosenburg, Okt. . . . Heute fing Isabelle ihr Schuljahr wieder an, nicht ohne die großen Schwestern ihrer Freiheit wegen viel tausendmal glücklich zu preisen. Arme kleine Isabelle! . . . Trotz all' meinen Anstrengungen hat sie keine so frohe Kindheit als Hedwig und Madeleine; Gretchen Müller und Gabriele Arntheim sind ihr wohl liebe, heitere Gefährtinnen; aber beim Lernen steht sie vereinzelt da. In den Ferien, wo wir, an keinen festen Lehrplan gebunden, nur zur Erweiterung und Verdauung in dem Gelernten herumstöbern, ziehe ich Gretchen zu allen Beschäftigungen herzu, aber während des Schuljahres, wo sie die meisten Monate getrennt sind, geht es nicht an. Ich dachte daran, Gretchen, die nächstes Jahr in mein geliebtes Institut kommt, statt dem ins Haus zu nehmen; sie will Erzieherin werden, da nützte ihr all' das mit Isabelle Gelernte prächtig und sie käme nach Vollendung zu direkter Berufsvorbereitung zu Fräulein

Bertoldy. Des Grafen Einwilligung erhielte ich sicher, wegen der daraus erwachsenden Vorteile für Isabelle; dennoch wage ich es nicht vorzuschlagen, es schiene mir fast ein Unrecht an Gretchen. Der Pfarrer, mit dem ich darüber sprach, neigt ebenfalls zur Ansicht, daß es nicht gut ist, Mädchen aus der ihrem Stande entsprechenden Umgebung in fremde Atmosphäre zu versetzen. Trotz aller einfachen Genügsamkeit der Antfeld'schen Kinder würden ihr doch bald Bedürfnisse und Gewohnheiten zur zweiten Natur, die eben für die Tochter des Grafen Antfeld, nicht aber für diejenige schlichter Bürgersleute passen; trotz aller Zartheit und Liebe unsererseits hätte sie eine unsichere, falsche Stellung, die wer weiß was für Gefühle und Kämpfe in ihr erwecken können. Da ist es besser, Isabelle lernt allein und ich suche es ihr möglichst angenehm zu machen. Im Lernen liegt überhaupt nicht Isabellchens größte Schwierigkeit; dank unseres streng geregelten Schullebens kommt sie befriedigend vorwärts, und wenn es auch oft am Lerntisch Konflikte giebt, so zeigen sich deren nicht weniger in den Freistunden. Ich hatte übrigens gestern abend eine vertrauliche Besprechung mit ihr; ich erzählte, wie ihre liebe Mama mit den Zwillingen gesprochen hatte am Vorabende des Schuljahres, das mit ihrer ersten heiligen Kommunion enden sollte; gewiß würde sie jetzt mit besonderer Zärtlichkeit und Sorge auf uns beide sehen, ob wir uns ihrem Wunsche gemäß auf diese ernste Zeit bereiten. Und ich nahm die Kleine in meine Arme und sagte ihr, wie ich sie liebe und welches Leid es für mich sei, daß sie die treue Mutterliebe entbehre, die gewiß vom Himmel aus über sie wacht. Isabelle weinte und schmiegte sich eng an mich; ich be-

nützte diese weiche Stimmung, um ihr das vorzuhalten, was ich so gern in ihrem Betragen ändern möchte. „Wir wollen uns beide vornehmen, ernstlich ans Werk zu gehen," schloß ich, „mehr denn je werde ich für Sie beten, Sie bewachen, Sie anleiten, Sie zurechtweisen, und Sie, geliebtes Kind, Sie werden gehorchen, tapfer kämpfen und, wenn Sie gefallen sind, demütig Ihr Unrecht eingestehen, nicht mutlos liegen bleiben, sondern gleich wieder aufstehen, die Hand nehmen, auf die Stimme hören, die Ihnen dazu behilflich sein will." Dann sprach ich von ihrem Vater, seiner Liebe zu ihr, die noch viel größer sei, als meine je sein könne, weil echte Elternliebe sich nicht erreichen läßt, und schließlich führte ich sie zu dem Grafen selbst, damit sie ihn für alles Bisherige nochmals um Verzeihung bitte, und verspräche, ein anderes Kind zu werden. Isabelle war zwar nicht begeistert über diese Wendung der Dinge, aber sie sträubte sich nicht, wie sie bei ähnlichen Anlässen oftmals gethan. Ich hatte den Grafen auf ihr Kommen vorbereitet, ihn beschworen, für einmal nur Milde und Nachsicht walten zu lassen, und wirklich, da er mit der Kleinen ins Speisezimmer kam, wo wir schon alle warteten, las ich auf dem befriedigten Gesichtchen des Kindes, daß alles gut gegangen sei.

Rosenburg, Okt. . . . Lebhaftes Treiben herrscht in Rosenburg; Prinzessin Radomir ist hier, Hausfrauenpflichten zu erfüllen; fast jeden Tag kommen Gäste an. Ich bat den Grafen, auch Walter einzuladen; es muß doch ein Bekanntwerden stattfinden, vor man Annäherungspläne machen kann, wie sie in meinen Wünschen liegen. Mit meinem Herzen bin ich ziemlich im reinen; ich wünsche nicht mehr Walter in dieser Welt anzugehören;

mit Gottes Gnade kann ich ihm jeden Augenblick, wenn auch nicht ohne Schmerzen, so doch ruhig begegnen; schon vor zwei Jahren führte ich wieder das „Sie" ein, bei unseren Namen würden wir uns bloß unter vier Augen nennen; im intimeren Verkehre wäre letzteres zwar eine unschuldige Erleichterung unseres Verhältnisses; aber ich will alle Erleichterungen wie alle Tröstungen auf den Himmel versparen. Freilich fielen mir diese Aenderungen schwer; lieber hätte ich sie alle samt und sonders vorgenommen: wo das ganze Innere eine blutende Wunde bildet, da, so dünkt es mich, fühlte man in der Intensivität der Schmerzen die kleinen Nadelstiche weniger, die im Stadium des Verheilens so unsagbar wehe thun. Doch hielt ich Walter einem rascheren Vorgehen nicht gewachsen; Männer sind ja ganz anders als Frauen, ihm zu liebe ging ich langsamer zu Werke. Natürlich denke ich nicht daran, ihm von Hedwig oder Madeleine zu sprechen; sogar der Graf ahnt nichts von meinen Plänen; ich will nur anbahnen, die Hindernisse wegräumen; das andere müßte sich dann von selbst geben; denn meine Kinder können nur wegen des frei erkannten Wertes ihrer eigenen Persönlichkeit geheiratet werden, anderes ertrüge meine Liebe am allerwenigsten. Der sehr freundlichen Einladung des Grafen fügte ich einige Worte des Gutheißens und des Vertrauens hinzu; ich wüßte, schrieb ich, Walter käme nicht, wenn er seinem Herzen noch nicht gebieten könne. Er antwortete, daß er allerdings noch nicht so weit sei und mich um meine Ruhe beneide; doch hoffe er nächsten Herbst, die Einladung des Grafen annehmen zu können. Es scheint mir fast, es wäre Walter lieber, auch mich noch nicht so weit zu wissen; zum erstenmale lag, ihm selbst vielleicht

unbewußt, ein Hauch von Unmut und Stolz auf seinen Zeilen, der mir tief in die Seele schnitt. O, Walter! wüßtest Du, was es mir kostet und immer kosten wird, mein irdisches Herz niederzutreten, meine Gefühle für Dich himmlisch zu gestalten! Ich las diesen, wie alle seine Briefe, in der Kirche; das Uebermaß der Schmerzen tobte sich vor meinem himmlischen Bräutigam aus; es ist mir unaussprechlicher Trost, daß seine Liebe alles versteht und alles sehen darf. Inständig betete ich für Walter; wie so häufig bat ich den Herrn, er möge ihn erleuchten, kräftigen, leiten, ihn auf der Erde erreichen lassen, was er von ihm verlangt; ich könnte es ja nicht ertragen, Walter im Himmel nicht an dem ihm bestimmten Platze zu finden; dort giebt es keine Mißverständnisse, keine Dunkelheiten; dort fallen die Schranken zwischen den Seelen; wir werden uns ganz verstehen und durchdringen; in der Seligkeit des Besitzes Gottes kommen wir auch zum Genusse der geläuterten und verklärten irdischen Liebe .... Ja, es ist gut so; wenn es mir auch Schmerzen verursacht, wiederhole ich es dennoch stets aufs neue: Walter muß ganz frei von mir werden, um seine Bestimmung leichter zu erreichen; diese letzten Vorkommnisse, die mich vielleicht in seinen Augen um einen Grad heruntersetzen, werden dazu dienen, die Trümmer der Angelaschwärmerei aus seinem Herzen zu entfernen.

Rosenburg, Okt. . . . Ich war neulich nicht mehr in der Stimmung, weiter zu schreiben; doch nun habe ich mein Gleichgewicht vollständig wiedergefunden. Marina, Agnes und Marguerite bringen zum großen Entzücken der Zwillinge die ganze Jagdzeit hier zu; der Tag reicht kaum aus zu allen Mitteilungen, Vergnügen 2c. 2c. Außer

den paar älteren Herren, die auch in den Jahren der Einsamkeit nie ganz von Rosenburg ferngehalten werden konnten, sind fast nur jüngere Leute hier, Freunde der jungen Grafen und einige specielle Wiener Freundinnen der Prinzessin Radomir mit ihren Männern. Es herrscht ein recht munteres Jägerleben, das Wetter begünstigt Waldfahrten der Damen zu dem Punkte, wo die Herren das zweite Frühstück einnehmen; öfters unternahmen erstere auch weite Streifereien in die Umgegend, wofür sich Prinzessin Marie im Gegensatz zu früher, da sie die Ferienausflüge der Geschwister langweilig fand, sehr begeistert zeigt. Abends spielen die älteren Herrn Whist; die junge Welt musiziert, lacht, scherzt, tanzt zuweilen. Ich halte mich möglichst ferne; während der Mittagsmahlzeit und der ihr vorgehenden Viertelstunde, welche ich mit Isabelle und Felicitas im Salon zubringe, kann ich mir einen Begriff von dem Benehmen der Zwillinge in der Gesellschaft machen; alles übrige überlasse ich ihrem Vater, der imstande ist, diesen Beobachtungen mehr Gründlichkeit und besseres Verständnis entgegenzubringen. Ich bin sehr dankbar, der Außenwelt gegenüber nur die Antfeld'sche Erzieherin hervorkehren zu müssen; das ist meine einzig richtige Stellung in der Welt, darin finde ich Sicherheit und Würde, jede andere birgt für mich Schwankungen und Verlegenheiten. Uebrigens habe ich eben jetzt vollauf mit Isabelle zu thun, die sich schwer mit dem einsamen Schulzimmer versöhnen läßt. Ich suche ihr alles möglichst angenehm und interessant zu machen. Den freieren Nachmittag in der Woche setzte ich auf Mittwoch fest, wo auch Gretchen keine Schule hat; an diesem und am Sonntage unternehme ich mit beiden Mädchen weite Spaziergänge.

Ich erzähle und spreche von allem möglichen; zunächst von ihren Studien; es läßt sich Unzähliges berichten, was ihnen mehr Licht und Freude für die einzelnen Stunden giebt, ihr Inneres fördern, ihr Verständnis wecken hilft. Viel Liebe kann man da für Religion, Natur, Poesie und Kunst wachrufen, manches anbringen, was nicht in die Stunden paßt und doch mächtig auf Geist, Herz und Gemüt zurückwirkt. Aber alles muß recht frisch, recht anregend klingen; je ungezwungener und freier sich die Kinder in das Gespräch mischen, desto besser; steifer Lehrton wirkte hier abschwächend und ermüdend. Dann erzähle ich viel von meinem Kinderleben, auch heitere und ernste Institutsgeschichten; ich führe Gretchen schon im voraus in das Pensionatsleben ein, das immer besonderen Reiz für Isabelle barg. Freilich fessele ich sie nicht stets an meine Seite; sie sind noch im Alter, wo man sich gern freie Bewegung verschafft; da haben sie häufig alles mögliche zu entdecken und zu untersuchen; sie springen, hüpfen, haschen sich . . . Ich gehe langsam nach oder setze mich . . . Eine ganze Welt von Gedanken und Empfindungen steigt in mir auf . . . Es wurde mir nicht leicht, Hedwig und Madeleine in diese neue Phase ihres Lebens eintreten zu sehen; mein Verhältnis zu ihnen ist wohl jetzt ein ungetrübtes, aber eine ungemeine Zartheit der Empfindung gehört dazu, es so zu erhalten, die Erzieherin nicht zu viel und nicht zu wenig vorzukehren. Wie rasch gehen die Zeiten! Ich meine, es sei gestern gewesen, daß ich mit den zehnjährigen Zwillingen in die Oelbergkapelle ging und meine thörichten, leidenschaftlichen Wünsche zum erstenmal unterdrückte; gestern, daß ich am Waldsee träumte und über mein Schicksal grübelte. Un-

zählige Male besuchte ich diese Orte seitdem; andere Kinder spielen bereits um mich herum, meine Krankheit, der Heimgang geliebter Menschen, mein höchstes irdisches Glück, wie mein tiefstes, dunkelstes Leid liegen dazwischen .... Und doch — schweift mein Blick in die wohlbekannte Gegend, dünkt mich nichts verändert. Wie damals webt die Sonne Zauberfäden in die blaue, schimmerklare Herbstluft; die Berge, von wundermildem Dufte umgeben, grüßen ebenso verlockend zu uns herüber; die Dörfer liegen da im Abendfrieden von Licht und Glanz übergossen, und die Menschen arbeiten mit demselben unermüdlichen Eifer an der Bestellung ihrer Wintersaat. Und erst der Wald! Da ist fast jeder Baum, jeder Weg, jede Schattierung des Herbstlaubes, jeder Strahl des mit den gefallenen Blättern spielenden Sonnenlichtes gleich geblieben .... Was sind auch acht Jahre für die Natur! ... Ein Nichts, ein Augenblick .... Nur der Mensch bemißt sie ängstlich; für ihn machen sie schon eine große Spanne Zeit aus, weil er eben nicht für diese Welt geschaffen ist und sich in der Endlichkeit bloß das Heimatsrecht für den Himmel verdienen soll.

Wien, Jan. 18... Gestern besuchten die Zwillinge den ersten Ball und zwar im Hause der Gräfin Arntheim. Sie waren strahlend von Jugend und Schönheit; was Hedwig an Regelmäßigkeit der Züge voraus hat, wird bei Madeleine durch den Zauber ihrer Anmut und Lieblichkeit ersetzt. Wir kleideten sie ihrem Alter entsprechend äußerst einfach in leichtem Silbergaze, mit Rosen im Haare und auf der Brust. Von einer Galerie aus erfreute ich mich ein halbes Stündchen an dem Vergnügen meiner Lieblinge. Sie unterhielten sich köstlich; an Tänzern

fehlte es ihnen nicht; denn sie tanzen sehr gut, nahmen sie doch seit ihrem zwölften Jahre jeden Winter Tanzstunden, obwohl sie nie eine Ahnung von sogenannten Kinderbällen bekamen. Ich ging früher zu Bett und ließ mich um zwei Uhr wecken. Wenigstens in den ersten Zeiten will ich ihre frischen Eindrücke vernehmen . . . Ich ließ zu diesem Zwecke den kleinen Salon, der dieses Jahr für die beiden Mädchen eingerichtet wurde, gemütlich erhellen und erwärmen, legte bequeme Hauskleider zurecht und bereitete einige Erfrischungen. Die Zwillinge fanden kein Ende mit Erzählen; sie wären am liebsten bis zum Morgen sitzen geblieben; doch das erlaubte ich nicht. Nach einem halben Stündchen verrichteten wir gemeinsam das Nachtgebet; dann trat wie immer Silencium ein. Die Kinder sind ja von Anfang der Schulzeit daran gewöhnt; in keinen Verhältnissen, nicht in Ferien und nicht auf Reisen, erfuhr diese Sitte eine Aenderung; die Gräfin wollte ihnen dadurch Selbstbeherrschung und Sammlung beibringen. Hedwig meinte wohl, nun, da sie erwachsen, könne dieser Gebrauch enden; aber als ich ihr erklärte, daß dies gewiß nicht in der Absicht ihrer Mutter läge, fügte sie sich. So erschollen denn auch gestern oder vielmehr heute bald die vor dem Einschlafen immer gemeinsam gesprochenen Worte: „Im Namen Jesus schlaf' ich ein; Gott, ewig, ewig bleib' ich Dein! Gelobt und gebenedeit sei ohne End' Jesus Christus im heiligsten Altarssakrament!" Sinnend machte ich mir noch an der Nachtlampe zu schaffen; ich dachte an die Gräfin, deren Schlafzimmer diesen Sommer in ein reizendes, duftiges Mädchengemach umgewandelt wurde, nachdem es all' die Jahre leer gestanden. Trotz der Veränderungen vergegen-

wärtige ich mir leicht die frühere Einteilung des Raumes. Das große Kruzifix in der Ecke ist das gleiche geblieben, sowie der Betstuhl, welcher Platz für zwei bietet; ich sehe aber auch noch ihre Chaiselongue, die Etagère mit den religiösen Büchern und dort, wo nun Hedwig schläft, Feechens Wiege; dort war auch die Wiege aller anderen Kinder gestanden. „Ich bin klein, mein Herzchen ist rein, soll niemand d'rin wohnen als Jesus allein.“ So beten die hiesigen Kinder in ihrer Babyzeit, und eigentlich hat das jetzige Schlußgebetchen der Zwillinge fast den gleichen Sinn. „O, möge ihr Herz rein bleiben; o, möge Jesus allezeit den ersten Platz darin behalten! Heute standen Hedwig und Madeleine natürlich erst spät auf; ich lasse sie an Balltagen erst für die halb zwölf Uhr Messe wecken. Selbstverständlich bin ich dann im Schulzimmer beschäftigt; denn ich verlegte Isabelles Unterricht bei auswärtigen Lehrerinnen auf den Nachmittag, um möglichst häufig für die Zwillinge frei zu sein. So unternahmen wir auch heute, nachdem Hedwig und Madeleine mit Fürstin Lichtenberg Besuche gefahren, einen tüchtigen Spaziergang, an dem sich die Freundinnen beteiligten. Die Gespräche drehten sich fast ausschließlich um den Ball, was desto begreiflicher war, als zu Hause vor den Kleinen nichts derartiges geredet werden darf. Das wirkte schädlich auf Isabelle und Felicitas, die, durch jene Erzählungen aus ihrem kindlichen Ideenkreise entrückt, sich wenigstens im Geiste mit Vergnügen beschäftigen würden, die nicht für ihr Alter bestimmt sind. Die Gräfin warnte in ihren Aufzeichnungen dringend davor; ich erinnere mich sehr wohl, wie fern Hedwig und Madeleine von dergleichen gehalten wurden. Selbst die häufige Besichtigung und Bewunderung

der Toiletten ihrer ältesten Schwester war nicht gestattet; die Zwillinge saßen um diese Zeit fürs Gewöhnliche am Lerntische, und sahen sie einmal etwas davon, so machte es wenig Eindruck, weil die Toilettenfrage hier im allgemeinen für eine notwendige, aber wertlose Bagatelle angesehen wird.

Ich richtete unsern Spaziergang so ein, daß ich einen Armenbesuch vorschlagen konnte; ein Blick in das menschliche Elend ist heilsam, wenn uns solch' mannigfaltige Genüsse umgeben. Alle Mädchen erklärten sich einverstanden, nur Hedwig, sonst die bereitwilligste, fragte: „Könnten wir es nicht morgen thun? Heute wird es ein solcher Gegensatz zu unserer Stimmung sein." Sie gab jedoch rasch nach und zeigte sich sehr liebenswürdig bei der kranken Näherin, die viel zu klagen wußte; Hedwig nahm ihr sogar das Maß für ein Kleid. Trotzdem fühlte ich mich gedrückt und atmete erleichtert auf, als Isabelle bei ihren Aufgaben saß und ich nach den Zwillingen sehen konnte. Die Mädchen wechseln jeden Monat für Küche und Lingerie in der Haushaltung ab; doch brauchen sie, so lange das Durcheinander des Karnevals dauert, nur mit Hanne zu verkehren, die alles an die Köchin weitergiebt. Madeleine war daher bei der Haushälterin beschäftigt; Hedwig aber fand ich im Schlafzimmer vor dem bequemen Zuschneidetisch, wirklich mit Zuschneiden des Armenkleides beschäftigt. Ich wußte, daß sie eigentlich hatte wollen Klavier spielen und rechnete ihr diese Arbeit daher doppelt an, was ich auch aussprach. Sie fiel mir um den Hals und sagte mit gewohnter Offenherzigkeit: „Ich weiß, sie waren betrübt, mich nicht gleich bereitwillig zum Armenbesuch zu finden; aber wenn Sie wüßten" . . . „Wenn ich was

wüßte, Hedi?“ fragte ich ängstlich. Das junge Mädchen atmete tief auf, dachte einen Augenblick nach und sagte hierauf entschlossen: „Offen gestanden, Angi (so nennen mich die Kinder seit dem Tode der Gräfin; wir konnten das steife Fräulein nicht mehr ertragen), der Ball war so köstlich gestern; ich möchte mich gern dies Jahr gründlich amüsieren; aber diese Gegensätze thun mir weh. Ich muß dann mitten in der besten Unterhaltung an die Armen und Kranken denken, und vorbei ist es mit dem wirklichen Vergnügen; es fällt mir immer wieder ein, wie elend ihr Leben ist und wie bequem und heiter das meine, und ich fühle mich so unbefriedigt, so leer . . . Madeleine versteht mich nicht recht; sie findet, man kann beides vereinigen und an beiden Freude haben.“ „Madeleine hat recht,“ entgegnete ich, „der liebe Gott verteilt die menschlichen Lose; wir können sie nicht gleich machen; aber wir sollen das Leben der Bedürftigen erleichtern, nicht nur durch Gaben, sondern auch durch unsere persönliche Teilnahme. Sie wissen es selbst: ein Wort am rechten Platz aus warmem Herzen wirkt oft wohlthuender, nachhaltiger als eine Unmasse von Almosen. Der Arme sieht es gern, wenn die Reichen ihm nicht nur von ihrem Ueberflusse mitteilen, sondern sich auch persönlich um ihn bemühen. Glauben Sie nicht, daß Ihre liebe Mutter Sie dieses Jahr besonders fleißig zu Armen geführt hätte, gerade der Gegensätze wegen, um Sie inmitten der Zerstreuungen ernst zu erhalten?“ Hedwig senkte den Kopf, dann sagte sie treuherzig: „Sie haben recht, liebe Angi, deswegen finden Sie mich ja am Zuschneidetisch statt am Klaviere. Ich will versuchen wie Madeleine, die Freude an dem Ausgehen und an den Armenbesuchen zu vereinigen.“ Ich

küßte Hedwig und es war nicht weiter die Rede davon; denn Madeleine trat ein; wir setzten uns an den Tisch in dem lauschigen Salon und indessen beide Mädchen arbeiteten, las ich ihnen einen interessanten politischen Artikel vor, an den ich allerlei Gedanken und Fragen knüpfte. Ich beschloß, während des Faschingstrouble zu versuchen, täglich eine solch' ernste Lesung mit den Zwillingen vorzunehmen; ich will recht Verschiedenes aus allen Fächern bringen, um ihr Interesse für alles wach zu erhalten; auch manches Religiöse, wie z. B. Berichte aus den Missionen 2c., läßt sich da einstreuen; nur muß ich vorher genau wissen, was ich bringen und was ich sagen werde, um es recht anziehend zu machen. Freilich kann ich mich an keine feste Stunde binden; ich muß eben sehen, wie ich es herausbringe; denn Hedwig und Madeleine sind jetzt wirklich durch Einladungen, Besuche, Toiletten u. dgl. sehr in Anspruch genommen. Ich ließ jede ein anregendes Buch wählen, um während der langen Frisierzeiten und in unverhofften, freien Augenblicken zu lesen; ich empfahl ihnen, im Laufe des Tages eine kleine Anbetung zu machen; im übrigen aber bin ich ängstlich besorgt, ihnen keinen Druck, keinen Zwang aufzuerlegen, sie fühlen zu lassen, daß ich sie als Erwachsene betrachte und behandele. Gerade dadurch hoffe ich am sichersten, den rechten Einfluß auf sie zu bewahren.

Den Abend nach dem Balle brachten die Zwillinge zu Hause zu; da der Graf sich vollständig frei gemacht hatte, kamen sie nach dem Diner gar nicht mehr herauf; der leise gehegte Wunsch, noch auf ein Stündchen zu Marguerite Arntheim zu gehen, wo die Freundinnen ein halbes Zusammentreffen verabredet hatten, fiel ins Wasser.

Als ich um halb zehn Uhr zum Thee herunterkam, wie ich es dieses Jahr auf Bitten der Zwillinge und ihres Vaters auch in der Stadt thue, schien aber jede Enttäuschung überwunden. „Wir gingen noch einmal den ganzen Ball durch," rief mir Hedwig entzückt entgegen. „Und Papa erzählte von seiner Jugendzeit," fügte Madeleine hinzu. Der Graf lehnte in einem Armsessel halb zurück; auf jeder Seite eine der reizenden Mädchengestalten. „Und nun will ich Euch noch etwas mitteilen, Kinder," sagte er, sich aufrichtend; „da der Fasching sehr belebt zu werden verspricht, so wollen wir während desselben den Theaterbesuch einstellen, es sei denn, daß eine fremde Größe ersten Ranges sich hören ließe; es möchte sonst zu viel des Vergnügens werden, und wir müssen doch auch einige Abende zu Hause zubringen. Könnte ich den Karneval nach meinen Wünschen einrichten, so erfolgten höchstens zwei Einladungen in der Woche." „O, Papa," fiel Hedwig rasch ein, „ich bin froh, daß Du das nicht kannst!" Der Graf lachte und man ging auf anderes über; ich aber fühlte mich durch diese Einschränkung sehr erleichtert; denn allzu viel Unterhaltung schadete nur.

Febr. 18 . . Gestern fand der Hausball statt, der erste natürlich seit dem Tode der Gräfin. Es kostete dem Grafen kein geringes Opfer, sein Haus solchen Lustbarkeiten wieder zu eröffnen; doch würde es seinem Sinne widerstreben, keine Einladungen zurückzugeben. Da Prinzessin Radomir schon nach Weihnachten in die Stadt kam, braucht man sich nicht den Kopf zu zerbrechen über die stellvertretende Hausfrau. Hedwig und Madeleine, denen bereitwillige Helferinnen in Gestalt der Freundinnen zur

Seite standen, huschten den ganzen Tag umher in höchster Geschäftigkeit und höchstem Vergnügen. Sie fahren fort, sich köstlich zu unterhalten; Madeleine mit jener Gemessenheit und Ruhe, die ihren Charakter von jeher kennzeichnete, Hedwig mit jenem Feuer, jener Ungeteiltheit, die sie in alle sie interessierende Beschäftigungen bringt. Die Armenbesuche scheinen sie nicht mehr zu stören, wenigstens finde ich sie immer bereit dazu. Freilich wünschte ich ihr die Ruhe von Madeleine; aber Lebhaftigkeit ist kein Fehler und der Graf, welcher sie mit Argusaugen bewacht, fand nur zweimal Geringfügiges an ihrer Art und Weise zu tadeln. Nach dem Fasching, dessen bin ich froh, nehmen die Zwillinge ihre Stunden bei den Professoren wieder auf, und wir fügten nach dem Rate des Pfarrers von Rosenburg den Studien etwas Philosophie bei. Auch beginnen sie dann, unter Leitung des Grafen ihr mütterliches Vermögen selbständig zu verwalten; die Rechenstunden der letzten Jahre bereiteten auf dieses Ziel vor; etwas Geschäftskenntnis schadet keiner Frau; wer weiß, wie sie es später verwerten muß.

Mai 18 . . . Der Frühling ist mit voller Pracht ins Land gezogen; ein Sonnentag folgt dem anderen, die Vögel singen und jubilieren und unsere frohe Jugend singt und jubiliert mit ihnen. Es ist, als wollte der liebe Gott die Zwillinge für die trüben Wolken des Schmerzes entschädigen, die durch den Tod der Mutter ihren Uebergang von der Kindheit zur Jugend verdüsterten, so freundlich, so wolkenlos gestaltet sich nun ihr Leben. Trotz aller Unterhaltung fiel ihnen der Abschied vom Karneval nicht schwer; „er kommt ja wieder,“ sagte Madeleine und Hedwig bemerkte sehr philosophisch: „Wenn er

zu lange dauerte, würde er seinen Reiz einbüßen.“ Beide nahmen ihre Studien mit großer Befriedigung wieder auf, und während Madeleine sich mit besonderer Vorliebe in die Kunstgeschichte versenkt, zeigt Hedwig ausgesprochenen Geschmack an der Philosophie: „Ich muß etwas haben, was mir wirkliche Geistesarbeit verschafft und meinen Gesichtskreis erweitert,“ erklärte sie anfangs und hätte daneben noch gern Latein begonnen; doch ihr Vater fürchtete, sie möchte ihre Geisteskräfte zersplittern und ihre übrigen Pflichten vernachlässigen; für dieses Jahr gäbe es genug Stoff zum Studium, nächsten Herbst könne man ja wieder darüber reden. Hedwig war ziemlich enttäuscht; es schien, als hätte ihr Geist während der vielen oberflächlichen Unterhaltungen einen unersättlichen Hunger nach höherer Nahrung bekommen. Möge es immer so bleiben! Sie zeigt ja deshalb durchaus keine Anlage zum Blaustrumpf, sondern kann sich ebenso kindlich wie Madeleine über einen Ausflug, den Verkehr mit den Freundinnen oder ein sonstiges Vergnügen freuen. Isabelle bereitet sich nun allen Ernstes in Gemeinschaft mit Gabriele Arntheim auf ihre erste heilige Kommunion vor. Sie nehmen zusammen Religionsunterricht; wir lesen eifrig das Journal de Marguerite; wir lernen Gedichte zu Ehren des heiligen Altarssakramentes und singen Sehnsuchtslieder vor der Muttergottesstatue; kurz und gut, ich suche alles zu thun und zu sagen, was ich damals für die Zwillinge und ihre Freundinnen that und sagte. Möge es den gleichen Erfolg haben! Ich fühle mich auch sehr verantwortlich für Gabriele, da ihre Mutter trotz meiner Gegenvorstellungen steif und fest behauptet, die Kleine würde von mir weit besser als von ihr selbst vorbereitet. Bei

unseren Andachten abends im Garten kommt Fee oft herbei und faltet die Händchen und betet mit, so durchdrungen, so andächtig, als verstände sie bereits die großen Wahrheiten, um die es sich handelt. Davon kann natürlich noch keine Rede sein; aber ein Strahl besonderer Gnade fällt gewiß dabei in das reine Herzchen unseres süßen Lieblings.

Es stimmte mich recht wehmütig, als die ersten regelrechten Religionsstunden für sie begannen. Ich schloß vorher mein Herzblättchen innig in die Arme und kniete mit ihr nieder, die liebe Mama im Himmel um Hilfe zu bitten, diese Stunden nach ihrem Wunsche zu verbringen. Feechen wußte ja schon sehr viel von Gott dem Herrn, seiner Liebe zu den Menschen, von den Heiligen 2c.; aber es liegt doch eine besondere Weihe auf diesem ersten Unterrichte, der den Grundstein zu all' ihrem Glück für Zeit und Ewigkeit legen soll. „Wozu bist Du auf Erden?“ schon diese Anfangsfrage birgt Ergreifendes; das Kind schaut einen an mit seinen großen, klaren, tiefen Augen und begreift es so schnell, daß wir nur für den lieben Gott da sind; es findet es so natürlich, so leicht, Gott kennen zu lernen, ihm zu dienen, ihn zu lieben und dadurch in den Himmel zu kommen. Durch mein Inneres aber geht eine bange, traurige Bewegung; auch ich lernte diese Wahrheit einst auf dem Schoße der Mutter, auch meine Seele erhob freudig die Schwingen zu Gott ihrem Herrn, ihrem Endziel, ihrem Ein und Alles, und nun, da ich zurückblicke auf die große Spanne Zeit, die ich bereits durchlebte, wie viel Selbstliebe, wie viel Untreue habe ich mir vorzuwerfen, sogar jetzt noch, wo Gott mich schon Jahre lang in besonderer Weise an sich gezogen

hat und mein ausschließliches Lieben sein will . . . . „Miserere mei, Deus, secundum magnam misericordiam tuam et secundum multitudinem miserationum tuarum: dele iniquitatem meam!“ Hilf mir, mein Gott, mein Herr, und bewahre mich vor mir selbst! Laß mich absehen von mir, hinschauen zu Dir, laß mich Dein eigen sein der That nach, nicht nur in Worten! . . .

Rosenburg, Aug. . . . Wir sind nun hier wieder alle beisammen, selbst Herr Balkner bringt einige Wochen in Rosenburg zu. Der Verkehr mit ihm hat etwas ungemein Anregendes und Erfrischendes; seine besonders schwierige und verwickelte Thätigkeit scheint fast zu ausgedehnt für einen einzigen Mann. Die Kinder werden nicht müde, ihm zuzuhören; besonders Hedwig verschlingt seine Worte fast. „Für so etwas Großes lohnt es sich doch der Mühe, zu leben!“ rief sie neulich in heller Begeisterung. „O, Hedwig!“ antwortete ich, „freilich ist der Priesterberuf der schönste und erhabenste auf Erden; aber nicht jedem verleiht der Herr das Allerhöchste, das Allerbeste; jeder in richtiger Weise erfaßte Beruf kommt vom lieben Gott und soll zu ihm führen; in allen Verhältnissen kann man im kleinen an dem Wohle der Seelen arbeiten.“ „Ja, ja!“ antwortete das feurige junge Mädchen, „aber Halbes birgt große Schattenseiten.“ „Wer das Kleine nicht ehrt, ist des Großen nicht wert,“ entgegnete ich, „es liegt in der Hand des Einzelnen, ob seine Thätigkeit, sei sie auch noch so bescheiden, noch so beschränkt, eine ganze oder eine halbe ist.“ Hedwig seufzte und huschte möglichst rasch hinaus; denn sie hatte soeben ein Körbchen gefüllt, das sie der kranken Frau des Kutschers bringen wollte. Seit unserer Unterredung am Tage nach dem

ersten Balle hielt Hedwig buchstäblich ihr Versprechen und versuchte, die Freuden des Ausgehens mit den Freuden der Armenbesuche zu vereinigen. Ob es ihr gelungen? Ich versuchte einmal darüber zu sprechen; gegen ihre Gewohnheit aber blieb sie sehr einsilbig. Ich wollte sie nicht drängen; gerade ich muß besonders vorsichtig sein, damit die Zwillinge nicht glauben, ich wolle noch immer die Erzieherin hervorkehren. Es giebt ja Augenblicke in einem jungen Leben, wo Gedanken und Empfindungen in der Seele auftauchen, die so zart sind, daß es geraume Zeit erheischt, bis sie ihnen bestimmte Gestalt zu geben vermögen, geschweige denn darüber reden können. Daran soll man nicht voreilig und gewaltsam rühren, man möchte sonst mehr verderben als nützen. Freilich darf ich das innere Leben meiner ältesten Pflegebefohlenen nicht aus dem Auge verlieren, muß ich ihnen doch die Mutter ersetzen; ich soll die Augen der Liebe und des Gebetes weit öffnen, sie mit den Armen des Vertrauens und der Geduld umfassen; aber ich muß auch Ehrfurcht haben vor ihrer persönlichen Freiheit, jenem herrlichen heiligen Gute, das Gott selbst im Verkehre mit den Seelen so treu bewacht, so zart behandelt, weil es zu jenen Höhen der Hingebung und Heiligkeit erhebt, auf welchen die Seelen befähigt werden, in beschränkterem oder weiterem Maße zu sagen: „Für alles alles!“ Das Wirken Gottes in der Seele ist so geheimnisvoll, so wunderbar; ich empfand immer eine heilige Scheu davor, weshalb ich in Gesprächen, den Beruf betreffend, nur im allgemeinen über die Schönheit der Hingebung an Gott, über den erhabenen Ernst der Ehe ꝛc. zu sprechen wage; ich streue meinen Samen aus, der liebe Gott wird ihn nach seinen heiligen Absichten aufkeimen lassen.

Rosenburg, Aug. . . . Heute empfingen Isabelle und Gabriele Arntheim die erste heilige Kommunion. Letztere kam mit uns nach Rosenburg, während ihre Angehörigen in den letzten Tagen eintrafen. Die Kinder folgten vorher den Exercitien, die für die übrigen Erstkommunikanten gehalten wurden, und der Herr Pfarrer war recht zufrieden mit ihrer Vorbereitung. Isabelle nahm sich in der That in diesem letzten halben Jahre sehr zusammen; sie ist eben ganz anders als die Zwillinge; der Pfarrer nennt es meine Klippe, sie vergleichen zu wollen. Ich versuche ernstlich, es nicht zu thun; Hedwig und Madeleine hatten ja auch ihre Mutter zur Vorbereitung. O, wie schmerzlich vermißten wir sie alle in diesen Tagen . . . Gabriele Arntheim war sehr nett und fügsam; ich begreife es aber nicht, daß sich eine Mutter des kostbaren Vorrechtes der Vorbereitung auf die erste heilige Kommunion berauben kann.

Rosenburg, Nov. 18 . . . Die Zeit eilt in raschem Fluge vorüber; manchmal bedrückt mich ihr Kreislauf; immer Morgen, immer Abend und in dem sich unaufhaltsam drehenden Rahmen der vierundzwanzig Stunden die Entwickelung dessen, was wir unser Leben nennen. Tick tack, tick tack geht die Zeit und bringt berauschende Freude, betäubendes Leid; tick tack, tick tack geht sie wieder und bringt uns keines von beiden, aber stattdem die beengende Eintönigkeit des täglichen Lebens, in das nur zu oft die Worte passen, die ich heute las: „In uns ist ein Etwas, das greift weit hinaus über die gegebenen Verhältnisse, das ist Menschenart und das muß beständig in Schranken gehalten werden. Diese Anstrengung kostet nicht selten gerade dann am meisten Mühe, wenn alles um uns

her friedlich und wohlgeordnet ist und uns zu sagen scheint: Du bist dein eigener Störenfried. Der heilige Bernhard wußte das sehr gut, als er seufzte: „Im Frieden ist mein Leid am größten.“ Der Gegensatz thut so wehe; Stille rings um mich her . . . nicht in mir“ . . . Walter war da . . . Er kam acht Tage vor der Jagdgesellschaft; der Graf fand es besser so und ich dankte es ihm, wenn auch die ersten Tage recht schwer erschienen. Einmal mußte das Wiedersehen doch stattfinden; wir sagten nicht viel; es ging rasch vorüber; aber eine Welt von Schmerzen stieg in unseren Herzen dabei auf. In gewisser Hinsicht wäre es leichter gewesen, sich nie mehr zu begegnen; dann aber versinken die Pläne, welche mir für Wolskys Glück wünschenswert scheinen; denn in meinen Verhältnissen darf ich nicht daran denken, jedesmal zu verschwinden, wenn er kommt. Nein, nein, ich wußte, ich fühlte, daß ich die ersten Schritte thun müsse, um Beziehungen anzubahnen, die unser zeitweiliges Zusammenleben erträglich, möglich machen. Als er daher nicht aufhörte, betrübt und düster zu sein, als er mir geflissentlich auswich und ich bei jedem Versuche zur Unbefangenheit stummen, aber beredten Vorwurf in seinen Augen las, da bat ich den Grafen, mir eine Unterredung unter vier Augen zu verschaffen. Ich fragte Walter, warum wir uns gegenseitig noch unglücklicher machten, warum wir uns nicht lieber trösten wollten in ruhiger, treuer Freundschaft, die uns niemand wehren könne. Walter sagte dieses und jenes; alte Wunden bluteten aufs neue; schließlich aber ließ er sich überreden. Wir verkehrten wieder in natürlicher, ungezwungener Weise; halb und halb wie in früheren Zeiten und doch so ganz anders, so grundverschieden!

Aber auf unserem jetzigen Umgang lag der Segen von oben; ich bahnte ihn ja aus Liebe zu Gott an, gegen meine Neigung, die leichter mit einem kräftigen Schnitt alles beendet. Walter wurde allmählich ruhiger, befriedigter; der große Familienkreis that ihm wohl und sagte ihm dermaßen zu, daß er noch acht Tage nach den Jagden in Rosenburg blieb. Der Graf hat ihn von jeher gern gehabt; die gemeinsam verlebten frohen und dann so schweren Zeiten führten die beiden Männer innig zusammen. Vor der Abreise versprach mir Walter, die Weihnachtszeit bei seiner Mutter zuzubringen, die er bis jetzt nur flüchtig an Neujahr besuchte. Ich will mit der Gnade Gottes nicht halbe Opfer bringen; Walter soll den vollen Segen des vierten Gebotes genießen.

Dez. 18 . . . Der Mensch denkt und Gott lenkt; Gräfin Wolsky ist gestern Abend ganz unerwartet am Herzschlag gestorben. Gott gebe ihr die ewige Ruhe! ich fürchte, die letzten Jahre brachten der armen Frau Enttäuschung und Trauer. Walter war auch nach der Auflösung unseres Verhältnisses ein pflichtgetreuer Sohn; die innigen Beziehungen aber ließen sich nicht mehr anknüpfen. Ich frage mich, ob früher etwas zur Wiederherstellung derselben hätte geschehen können; durch Uebereilungen jedoch und blinden Eifer schadet man so viel. Ich lasse heilige Messen für die Heimgegangene lesen; in der letzten Zeit gelang es mir besser, ohne Groll an die Gräfin zu denken. Freilich machte sie Walter tief unglücklich und strich das Wort „Glück“ aus meinem irdischen Leben; dennoch bleibt sie seine Mutter, die mir unwissentlich zu der Gnade der gänzlichen Hingabe an Gott verhalf, welche ich ohne ihre Dazwischenkunft wohl nie erreicht

hätte. Der Graf geht zum Begräbnisse; ich will ihm einige Worte an Walter mitgeben.

Zwölftes Kapitel.

Brautkränze.

Wien, Febr. 18 . . . Der Fasching ist wieder im vollen Gange; man sagt, ein junger Graf Hallern bemühe sich viel um Hedwig. Er ist Sekretär bei der bayerischen Gesandtschaft und ein Freund von Graf Clemens, was sehr zu seinen Gunsten spricht; in den Hauptsachen wäre es eine gute Partie, doch giebt es manche wenn und aber . . . Vor allem hätten wir Hedi gern noch einige Jahre zu Hause behalten, und dann frage ich mich, ob sie überhaupt für die Ehe geschaffen ist. Manchmal denke ich, sie wird ihren Flug zum Höchsten nehmen über alles Irdische hinaus. Sie unterhält sich im großen ganzen gut, doch in nüchternerer Weise als voriges Jahr; dann und wann liegen Wolken auf ihrer hohen, reinen Stirn. Die Zwillinge haben tiefe Frömmigkeit gemein, sind aber sonst von grundverschiedenem Charakter. Madeleine ist in einer Beziehung noch immer kindlicher und ruhiger; ohne Hintergedanken, harmlos und froh genießt sie dargebotene Freuden, die sie durchaus nicht in ihrer Pflichterfüllung stören; sie findet Befriedigung im täglichen Leben und kennt jene Unruhe nicht, mit welcher ihre Schwester bisweilen darüber hinausschaut. „Was hat man schließlich von dem und dem,“ kommt häufig über Hedwigs Lippen,

und sich selbst vielleicht halb unbewußt liegt darin ein gutes Stück vom „Quid hoc ad aeternitatem?“ des heiligen Aloysius. Hedwig wird durch halbes Glück nicht befriedigt werden; eine Ehe z. B. wie die der Prinzessin Radomir machte sie innerlich leer und unglücklich. Gottlob ist aber Graf Hallern ein anderer Mann als Prinz Radomir. Und vielleicht wird es nichts mit Graf Hallern; bis jetzt scheint Hedwig wenigstens kein Feuer gefangen zu haben. Beide Mädchen sind gewöhnt, einen bevorzugten Platz in der Gesellschaft einzunehmen; wir führten jedoch von jeher die Hälfte der ihnen zu teil werdenden Höflichkeiten auf die Stellung ihres Vaters zurück, und sie sind viel zu kindlich und einfach, um dies nicht anzunehmen, während ihre ernste, hohe Auffassung des Lebens sie vor anderen Gefahren sicher stellt. Tief in ihrem Innern liegt die Ueberzeugung begründet, daß das plötzliche Verliebtsein moderner Romane mit ihrer jungfräulichen Würde nicht vereinbar sei, daß ein Mädchen sein Herz fest in der Hand behalten müsse und es nur nach reiflichster Ueberlegung und Beratung, klarster Einsicht des Verstandes, ernstester Zustimmung des Willens herschenken dürfe. Nicht willkürlich und nicht unter den Tändeleien des Salontreibens sollen solch' folgenschwere Dinge vor sich gehen, dies versteht sich bei ihnen von selbst.

Wien, März 18 . . . Ich bin noch ganz betäubt von den sich drängenden Ereignissen. In den letzten Tagen des vorigen Monates hielt Graf Hallern um Hedwig an; er dünkte Graf Antfeld sehr verliebt, aber sehr unsicher und ängstlich, ob er Gegenliebe finden würde. Da er schon zwei Jahre hier im diplomatischen Korps lebt, kann man ihn keine unbekannte Persönlichkeit nennen,

und es zeugt von dem guten Gewissen und dem Ernste des jungen Mannes, daß er trotzdem den Grafen aufforderte, sich näher über ihn zu erkundigen; er begreife, sagte er, daß man seine Tochter nicht hergebe ohne die weitgehendsten Sicherheiten, im gegebenen Falle würde er es auch so machen 2c. 2c. Natürlich fielen die Berichte befriedigend aus, und obwohl der Graf bemerkte, er hätte Hedwig vor Eingang der Ehe um einige Jahre älter gewünscht, war das kein genügender Grund, den Bewerber in der Schwebe zu lassen; so wurde denn die Angelegenheit gänzlich von gegenseitiger Neigung abhängig gemacht. Man konnte Hedwig nicht gleich fragen, ob sie Graf Hallern heiraten wolle, aber der Graf versprach, sie auf den jungen Mann aufmerksam zu machen. Doch siehe da! nach den ersten Worten ihres Vaters unterbrach sie ihn und äußerte sehr ruhig und bestimmt die Absicht, barmherzige Schwester zu werden. Der Graf war wie aus den Wolken gefallen: „In der That!" rief er aus, „und seit wann faßtest Du diesen Entschluß? weiß Fräulein Angela davon?" „Nein," entgegnete Hedwig, „erst seit diesem Karneval bin ich ganz im klaren, und ich dachte, zum Sprechen bliebe noch lange Zeit." Sie erzählte hierauf, wie sie sich zwar im ersten Jahre ausgezeichnet unterhalten habe, aber doch schon vom Gedanken der Leere und Nutzlosigkeit ihres Lebens geplagt worden sei. Auf die Bemerkung, ihrem Leben werde nun eine bestimmte Richtschnur, ein bestimmter Zweck geboten, der Beruf der Gattin und Mutter sei einer der segensreichsten, weiteingreifendsten der Welt, gab sie dies zu, meinte aber, für sie passe er nicht; denn sie kenne nur einen Wunsch, sich dem göttlichen Heilande und den Leidenden ausschließlich

hinzugeben. Der Graf stellte ihr das Opferleben der barmherzigen Schwestern in der ernstesten Gestalt dar, ohne sie erschrecken zu können; sie fühle es, sie wisse es, der liebe Gott wolle sie vollständig für sich haben, im Dienste der Armen und Kranken; die Erfüllung dieses Wunsches bedeute für sie Glück und Zufriedenheit. Auf die Frage, wie sie zuerst diese Gedanken bekommen, sagte sie, schon als Kind hätten ihr die Kapitel über die vollkommene Nachfolge Jesu besonderen Eindruck gemacht, aber sie habe nie darüber sprechen können und der Eindruck sei durch manches andere verwischt worden; voriges Jahr hätte sie Lust bekommen, das Leben in den vorgeschriebenen Grenzen gründlich zu genießen und einmal zu sehen, was die Welt ihr in erlaubter Weise bieten könne. Doch bald sei geistige Müdigkeit eingetreten, die ihr das Ende des Faschings willkommen machte; sie hätte sich dann wieder eifrig auf ihre Studien geworfen, ohne das unbestimmte Gefühl der Leere auszufüllen, und als Herr Balkner sein Opferleben und sein Wirken so herrlich schilderte, da habe sie viel, viel nachdenken müssen und angefangen zu beten, der liebe Gott möge ihr die Gnade des Klosterberufes schenken. So verstrich der Herbst und bis zum Beginn der zweiten Wintersaison drangen die Worte: „Willst Du vollkommen sein, so verlasse, was Du hast und folge mir nach!" so unablässig und lichtvoll in ihr Herz, daß sie den vergangenen Fasching zum letzten in der Welt machen wolle. „Mit nichten, mein Kind," unterbrach der Graf, „da habe ich auch ein Wort mitzureden; beruft der liebe Gott Dich wirklich zum Ordensstande, so soll es mir zur Ehre und Freude gereichen; bis Du jedoch einundzwanzig Jahre zählst, führst Du Dein

jetziges Leben fort. Ein solcher Entschluß kann nicht sorgfältig genug geprüft werden." „Aber Papa!" rief Hedwig enttäuscht, „Du hättest mich ja auch früher heiraten lassen, und es wurde uns immer eingeprägt, die Verpflichtungen der Ehe seien ernst und schwer." „Gewiß, liebes Kind, sie sind ernst und schwer, indessen nicht außergewöhnlich wie die des Ordenslebens; fürchtest Du etwa, den Beruf zu verlieren? Dies würde zeigen, Hedwig, daß er bei Dir weder tief eingreifend noch echt ist." „O, Papa! ich kann warten!" „Und was soll ich Graf Hallern sagen?" „Ich könne seinen Antrag nicht annehmen." „Merktest Du denn gar nichts von seinen Absichten?" Hedwig öffnete erschreckt ihre großen Kinderaugen: „Nein," versetzte sie. „Madeleine und ich sprachen gern mit ihm, weil er so lustig war und doch allseitiges Interesse zeigte; an weiteres dachten wir nicht" . . . Natürlich erfuhr ich diese Unterredung zwischen Vater und Tochter erst nachher, teils vom Grafen, teils von Hedwig selbst, die sich gleich beim Heraufkommen in meine Arme warf und offen aussprach. Sie wußte es sich nicht zu erklären, warum sie dies nicht früher gethan; auch Madeleine, die wohl schon hie und da Andeutungen vernommen, hörte die volle Wahrheit, und die Schwestern hielten sich lange innig umschlungen; ich sah zu mit feuchten Augen, in den schmerzlichen Worten Madeleinens: „O, könnte ich Dir folgen!" bereits etwas von den bitteren Wermutstropfen des Abschiedes kostend. Doch Hedwig wollte keine große Rührung aufkommen lassen, wahrscheinlich weil sie sich selbst sehr gerührt fühlte; von Trennung, fand sie, dürfe man gar nicht reden; anderthalb Jahre seien eine ungemessen lange Zeit, in der wir das Beisammensein recht genießen wollten.

Graf Hallern nannte sie bloß vorübergehend; „er wird sich trösten,“ meinte Hedwig, „es giebt so viele junge Mädchen, da findet er bald passenden Ersatz.“ „Aber sieh’,“ flüsterte Madeleine mit einem Seitenblick auf mich, „Graf Wolsky tröstete sich nicht und kommt wohl nie mehr zum Heiraten.“ „O, das ist etwas ganz anderes,“ entgegnete Hedwig energisch, „sie hatten beide Lust, waren schon verlobt, auch bin ich keine Angi, die nicht zu ersetzen wäre. Graf Hallern und ich kennen uns nur vom Salon her, und Du weißt, wie oberflächlich und flüchtig Salonbekanntschaften sind. Wie gerne schlösse ich gleich mit dem Gesellschaftsleben ab! aber Papa will nichts davon wissen; da muß ich dem lieben Gott zu lieb weiter in die Welt gehen. Ich kann ja jetzt nicht opferwillig genug werden; weißt Du, Madeleine, dabei mußt Du mir helfen; Du warst immer viel opferwilliger als ich; sind Sie nicht erstaunt, Angi, daß der liebe Gott nicht ihr den Beruf statt meiner gegeben?“ So plauderte Hedwig noch lange fort in der ihr eigenen warmen, reinen, offenherzigen Weise, die sie unendlich liebenswürdig macht. Und ich hörte zu, das Herz voll Freude und Leid zugleich; voll Freude, wenn ich an ihre hohe Berufung dachte, die größte Ehre, welche unserer Hedwig zu teil werden konnte und die sie mit solch’ reinem, ungeteilten Herzen auffaßt; voll Leid aber auch, weil mir die Vereinsamung ihrer Zwillingsschwester vorschwebte und die unausfüllbare Lücke, die sie hier im Hause lassen wird; Graf Hallern tröstet sich ebenfalls gewiß nicht leicht, eine solche Perle verloren zu haben; er hätte seine Angelegenheit am liebsten selbst vor Hedwig vertreten und verfochten; doch das erlaubte ihr Vater nicht. Urlaub wollte der junge Mann trotz

allem Zureden nicht nehmen; denn er hoffe, sagte er, bis das Klostergelübde sie trenne. Das einzige, was der Graf erlangte, war sein Wort, ein Jahr die Sache ruhen zu lassen und sich nachher ohne sein Vorwissen nicht an das junge Mädchen zu wenden.

Rosenburg, Juli . . . Hedwig hat sich mit großer Energie und Umsicht in ihre neue Stellung gefunden. Alle Unruhe ist von ihr gewichen; ihr thatkräftiger Charakter, ihr feuriger Sinn brauchte solch' großartige, außergewöhnliche Aussichten, um zu vollständiger Klärung und Reife zu gelangen; sie ist nun einmal keine Natur, die am Mittelmäßigen Genüge findet; sie kann, wie sie sich in ihrer lebhaften Weise ausdrückt, nicht mit Beschränkungen: „Für alles alles!" sagen. Jede Beschäftigung dient nun zum großen Zwecke: die Handarbeit, die Haushaltung, die Beziehungen zu den kleinen Geschwistern wie zu den Armen und Kranken; selbst das weitere in die Welt gehen beklagt sie nicht mehr, seitdem Schwester Franziska Seraphika, jetzt Generaloberin in Wien, ihr erklärte, daß Gewandtheit im Verkehr und Weltkenntnis in manchen Fällen unentbehrlich sind. Studien und Lektüren betreibt sie natürlich mit derselben Absicht; die Unterhaltung schwieriger Rekonvalescenten erheischt allseitige Bildung; manche brachte man auf bessere Wege, weil man durch verständnisvolles Eingehen auf naturwissenschaftliche, oder geschichtliche, oder politische, oder litterarische Liebhabereien ihre Zuneigung gewann und allmählich aus diesen Dingen eine Brücke baute zu Gott und religiösen Fragen. Allen alles werden, um alle für Gott zu gewinnen, das ist ihr Wahlspruch; dem Herrn immer näher zu kommen für sich und andere, das ist ihr Ziel. Madeleine folgt der ge-

liebten Schwester nach besten Kräften, so zu sagen auf Schritt und Tritt; auch dem Grafen wird die Trennung sehr schwer werden; er spricht nicht viel darüber, aber er kennt hunderterlei Vorwände, um die beiden Mädchen bei sich zu beschäftigen.

Rosenburg, Sept. . . . Wieder ist der Herbst da und es wird schon ziemlich lebendig im Schlosse. Die jungen Grafen sind natürlich längst hier; Herr Balkner genießt ebenfalls seinen kurzen Jahresurlaub bei uns, Marguerite, Marina und Agnes kamen vor acht Tagen, und sogar Walter hat sich bereits eingefunden. Er schrieb dem Grafen, sein vorigjähriger Aufenthalt habe ihm so wohlgethan, daß er denselben dieses Mal mit seiner Erlaubnis verlängern würde. Wir fahren mit vollen Segeln auf den Hafen ruhiger, treuer Freundschaft zu, das einzig Richtige in unseren Verhältnissen. Aber gerade am Genusse, den Walter im großen Familienkreise findet, erkenne ich seine Bestimmung für die Ehe; der Gedanke, er gründe aus meiner Schuld keinen eigenen Herd, beängstigt mich. Er wird hier wie eine Art Familienglied behandelt, den man vollständig in die Intimität zieht. Graf Clemens, der dieses Jahr in seiner Nähe Landwirtschaft studiert, will die Sonntage meist in Wolsky zubringen und dort Graf Heinrich treffen, der nicht sehr weit davon sein letztes Universitätsjahr abmacht; wir sehen letzteren weniger beunruhigt das Zusammenleben mit dem Bruder beenden, weil wir auf Wolskys Einfluß hoffen. Die jungen Mädchen blicken schon durch Walters Verhältnis zu mir vertraulich zu ihm auf, während Isabelle und Fee ihn vollständig tyrannisieren. Die Abende sind jetzt besonders heimlich; teils wegen der öfter empfindlichen Kühle, teils

der Gemütlichkeit halber wird im Salon ein Kaminfeuer angezündet, um welches wir uns vor dem Abendessen vereinigen. Der Graf schöpft aus dem reichen Schatze seiner Erlebnisse, Walter berichtet von seinen fernen Wanderschaften, die jungen Grafen schildern das Universitätstreiben, Herr Balkner erzählt von seiner Thätigkeit. Nicht selten aber kommt letzterer auf den Frühling seines Priesterlebens, wie er seine Wirksamkeit im hiesigen Hause bezeichnet, zu sprechen und dann wird es oft von allen Seiten sehr lebhaft im Austausche tausenderlei Kindererinnerungen. Es mutet mich alles so eigentümlich an, jede Einzelheit prägt sich meinem Gedächtnisse ein: der wegen der Reize des Halbdunkels spärlich erleuchtete Salon, das Kaminfeuer, so mannigfaltig in seinem geheimnisvollen Zauber, von dem ruhigen, knisternden Verbrennen der Kohle an bis zum plötzlichen Aufflackern der Scheite Holz, das grelles Licht auf die Sprechenden wirft. Viele jugendliche Gestalten umgeben das traute Plätzchen; ich meine, es sei gestern, daß sie Kinder waren, und doch klingt schon das „weißt Du noch?“ und „ich erinnere mich!“ von ihren Lippen. So gehen die Zeiten. Ich bin in mehr als einer Beziehung beunruhigt. Ich glaube, Clemens und Marguerite Arntheim finden Gefallen aneinander; sie ist ein so liebes, frommes Mädchen, aber für Clemens wünschte ich eine gebildetere, geistreichere Frau. Meine Beobachtungen sind noch flüchtiger, unsicherer Natur; die Freundinnen von Hedwig und Madeleine pflegen, dank der langen, von den Kinderzeiten herrührenden Bekanntschaft, einen ungezwungenen, vertrauteren Ton mit deren Brüdern. Unter diesem Deckmantel bleibt es schwer, tiefergehende Töne rechtzeitig zu entdecken; auch hegen junge

Leute leicht Schwärmereien; nur liegt es in Clemens' Natur, alles sehr tief, sehr gründlich zu nehmen, und Marguerite wird ihr Herz nicht fest in Händen halten. Während der Jagdzeiten übernimmt Gräfin Arntheim Hausfrauenpflichten, da Prinzessin Radomir ihr viertes Kind erwartet. Meine Wünsche für Walter quälen mich ebenfalls; jetzt böte sich die rechte Zeit, um Madeleine zu werben; wer weiß, ob diesen Winter nicht jemand anderer nahen wird. Walter geht verständnisinnig auf des jungen Mädchens Trennungsweh ein; aber dabei bleibt es. Soll ich ihm einen Wink geben? Darf ich es thun? Ich bin sicher, er wäre der richtige Mann für Madeleine.

Rosenburg, Okt. . . . Die Jagden sind in vollem Zuge und das Werben auch, nur nicht zwischen den erwünschten Persönlichkeiten. Graf Antfeld gingen allmählich die Augen von selbst auf; zur Rede gestellt, gestand Clemens seine Liebe ohne Umschweife; er hätte sich von jeher zu Marguerite hingezogen gefühlt . . . Es gab einen ziemlich stürmischen Auftritt zwischen Vater und Sohn; Graf Antfeld hörte und sah in diesen langen Jahren genug von Marguerite, um zu wissen, wo es bei ihr happert. Natürlich zeigten die Vorstellungen keinerlei Erfolg; der junge Mann wußte jeden Schatten des Tadels von der Geliebten fern zu halten, indem er alle Mängel auf die Erziehung schob. Und im Grunde kann man ihm darin nicht unrecht geben; nur ist entschieden wenig Energie vorhanden, sonst hätte es Marguerite trotz allem weiter gebracht. Aber Clemens liebt keine energischen Frauen; auch nicht solche wie seine Mutter und Schwestern? O, doch! hieß es, aber derartige Ideale giebt es auf der Welt nur einmal, und wenn schon ein Mangel da sein

muß, so zieht er aus Furcht vor Unweiblichkeit Mangel an Energie dem Uebermaße vor. Kurz und gut, er ist gründlich verliebt und vergaß in diesem neuen Zustande seine gewohnte Schüchternheit und Zurückhaltung dem Vater gegenüber, wodurch er bei diesem einen großen Stein im Brett gewann und schließlich die Erlaubnis errang, bei Gräfin Arntheim anzufragen, ob er nach dem landwirtschaftlichen Studienjahr um Marguerite anhalten dürfe. Auf Veränderung war ja nicht zu hoffen; Naturen wie Clemens vergessen und ändern nicht. Wer war glücklicher als Gräfin Arntheim! — Das hätte sich vorhersagen lassen, aber Clemens' Angst und Zweifel kannten keine Grenzen, obwohl ein unbefangenes Auge ziemlich klar in Marguerites liebem Gesichtchen lesen konnte. Möchten sie glücklich werden! Die Hauptbedingnisse dazu sind vorhanden; vielleicht läßt sich das Fehlende ergänzen; freilich wäre hierfür ein größerer Altersunterschied wünschenswert. Zwischen Madeleine und Walter ereignet sich nichts; obwohl die Bewunderung Hedwigs und das Eingehen auf die Trennungsgefühle sie entschieden näher brachten. Soll ich mit Walter sprechen oder nicht; wenn ich es nur wüßte!

Rosenburg, Nov. . . . Ich habe gesprochen; aber erst am Vorabend seiner Abreise; früher fand sich keine passende Gelegenheit; ich konnte ja nicht vorsichtig genug sein, um keinen Preis durfte ich der Angelegenheit den Anschein geben, als wolle ich für Madeleine werben. Der Graf verziehe mir das niemals, und ich es mir selbst am wenigsten. Beim letzten gemeinschaftlichen Spaziergang gesellte sich Walter zu mir, sprach vertraulich über dieses und jenes, berührte Vergangenheit und Zukunft mit jener

Ruhe und Ergebung, die er sich nach langem Kampfe zu eigen gemacht. „Walter," sagte ich, meinen Mut zusammenfassend, „erinnern Sie sich jenes Wendepunktes in unser beiden Leben, wo ich versprach, zu versuchen, Ihnen allezeit eine Art Schutzgeist zu bleiben?" „Mein guter Engel!" entgegnete Walter, „ja das weiß ich und werde es nie vergessen; was wäre ohne Sie aus mir geworden?" . . . . „Nun wohlan," unterbrach ich ihn, „lassen Sie mich auch jetzt Ihr guter Engel sein und Sie warnen, daß es die höchste Zeit ist, Ihren eigenen Herd zu gründen." Ich kann nicht die ganze Unterredung wiedergeben; schließlich brachte ich ihn zum Versprechen, ernstlich über die ihm gegebene neue Idee nachzudenken. Ich wies auf die Nutzlosigkeit, das Unrecht hin, ohne höheren Beruf nur wegen einmal vereitelter Hoffnungen, den Gedanken an die Ehe aufzugeben. „Es ist nicht gut," wiederholte ich, „für den Menschen, allein zu sein, außer der liebe Gott ruft ihn als ausschließliches Eigentum, wie er mich gerufen hat." Ich sprach von der reichen Auswahl, die ihm offen stehe, nannte einzelne Mädchen, wie Marina, Agnes ꝛc., da unterbrach er mich: „Nein," sagte er, „entschlösse ich mich wirklich zum Heiraten, dann fiele mein Augenmerk nur auf ein von Ihnen erzogenes Mädchen, und glauben Sie, Graf Antfeld gäbe mir z. B. seine Madeleine?" . . . Mein Herz klopfte vernehmlich, doch sagte ich nach kurzer Pause: „Ich sprach natürlich nie mit ihm über diese Möglichkeit; aber ich glaube es, wenn Sie beweisen, daß Sie seiner Tochter ein frisches, freies, ganzes Herz zu Füßen legen. Anders dürften Sie nicht kommen; auch ich könnte es für Madeleine nicht ertragen, für Madeleine, die unter den Besten wählen kann. Kämen

Sie jedoch auf solche Weise und es gelänge Ihnen, des jungen Mädchens Herz zu gewinnen, was sich natürlich nie im voraus bestimmen läßt, dann wäre es mir ein süßer Trost; denn ich weiß, Sie nahen sich ihr nur, wenn Sie die Gewißheit hegen, sie glücklich zu machen." Wir schwiegen beide; Walter ging sinnend neben mir her; bald gesellten sich die Zwillinge zu uns. Heute morgen, vor dem Abschiede, blieben wir einige Augenblicke allein; da sagte Walter: „Also mein guter Engel heißt mich, um Madeleine werben?" „Wenn Sie es so thun können, wie wir es besprachen, dann kenne ich keinen sehnlicheren Wunsch; denn ich bin überzeugt, Sie würden beide glücklich; nur, Walter, dürften Sie in diesem Falle nicht lange zögern; wer weiß, wie rasch andere Freier auftreten; Sie müßten spätestens nach Weihnachten in die Stadt kommen." „Nun, wir wollen sehen; erst muß ich mich an den Gedanken gewöhnen; ich dachte wohl öfter, Madeleine gäbe ein Ideal von Frau, wie Sie eines gegeben hätten; aber weiter dachte ich nicht." „So denken Sie jetzt weiter," sagte ich lächelnd, „und Gott der Herr erleuchte und führe Sie; daß es Ihnen an meinen Gebeten nicht fehlen wird, wissen Sie." „Mein guter Engel!" sagte Walter wieder und küßte mir die Hand; „Sie sind ja auch ihr guter Engel, das wäre ein erstes Anknüpfungsband zwischen uns." „Ich liebe Madeleine," erwiderte ich, „wie man ein Kind liebt, dem man die Mutter ersetzen muß; aber ich bin auch eifersüchtig für sie; kein anderer Beweggrund darf bei ihrer Werbung mitwirken, als die tief gegründetste Erkenntnis ihres Wertes; anders gönne ich sie niemandem, auch nicht Ihnen." „Anders wagte ich nicht, mich zu nähern," versetzte Walter ernst; „ob dies möglich

sein wird, muß sich in der Einsamkeit entscheiden. Auf jeden Fall dürfen Sie mir vertrauen." „Ich weiß es, Walter, und ich preise Gott, daß ich das Vertrauen auf Sie stets unversehrt bewahren durfte." Ich eilte in die Kirche und legte mein übervolles Herz zu den Füßen des Heilandes nieder für ihn, für sie, für uns alle. . . .

Wien, Jan. . . . Dieses Mal wird mir Madeleinens Weltgehen zu beständiger Pein. Prinzessin Radomir ist nämlich unzufrieden mit Hedwigs Beruf und bildet sich steif und fest ein, Madeleine könnte aus Liebe zur Schwester den gleichen wählen. Für das beste Mittel, solcher Gefahr zu steuern, hält sie eine rasche Verlobung und begünstigt die diesbezüglichen Wünsche des Fürsten von der Welde, Bruders ihrer Schwägerin, auf alle mögliche Weise. Mich zog sie leider in das Geheimnis, weil sie sich meiner Hilfe für ihre Zwecke versichern will. Der Graf ist aber glücklicherweise in dieser Beziehung unbeeinflußbar, und es dünkt mir unmöglich, bei Madeleine in so wichtiger Angelegenheit das Lob eines Mannes zu singen, den ich nicht gründlich kenne. Auch habe ich Walter im Kopf, der gewiß geeigneter wäre als dieser unfertige junge Mensch, welcher, kaum um einige Jahre älter als Madeleine, ziemlich oberflächlich erscheint. Wenn Walter doch käme! Der Vergleich fiele sicher zu seinen Gunsten aus. Rufen will ich ihn nicht; Ehen sind im Himmel geschlossen, es thut nicht gut, solche auf der Erde zu erzwingen, und wenn ich überzeugt wäre, daß Madeleine mit diesem von der Welde glücklich würde . . . Leider bin ich das eben gar nicht; er scheint mir noch so unfertig. Einen Mann zu erziehen, ihn zu vollenden, statt an ihm eine feste Stütze zu haben, ist eine außergewöhnliche Aufgabe, der

sich leicht etwas Unnatürliches beimischt; ich fürchte, Madeleinens anschmiegender, hingebender Charakter besäße dazu nicht die genügende Kraft und Energie.

Wien, Aschermittwoch. . . . „Memento homo quia pulvis es et in pulverem reverteris." Wir gingen heute ausnahmsweise alle zusammen in die Kirche; ich ließ Isabelle eines leichten Unwohlseins halber ausschlafen, statt mit ihr und Fee wie gewöhnlich um halb acht Uhr die heilige Messe anzuhören; die jungen Grafen waren des gestrigen Hausballes wegen zugegen; wir bildeten also einen ansehnlichen Zug. Alles ist wie gewöhnlich und doch so ganz, ganz anders, weil sich jeder nach seiner Art mit dem Gedanken beschäftigt, daß es Hedwigs letztes Jahr in der Welt ist. Es machte sich daher gut, gemeinsam die Asche zu empfangen und die Worte zu hören, die den Schlüssel zu jedem Opfer bilden, während in der vorausgegangenen heiligen Messe die dort waltende, überströmende Gnade unsere armselige Niedrigkeit mildert und emporhebt. Hedwig ist froh und zufrieden; jetzt genießt sie die ihr gebotenen Weltfreuden mit jener Einfalt und Kindlichkeit, die sie in vollkommener Ruhe lassen, weil sie ihr Lebenslos entschieden weiß. Madeleine sucht sich in Teilnahme für die Schwester ganz zu vergessen. Walter befindet sich seit vierzehn Tagen in Wien; er wohnt bei seiner Schwester. Madeleine sieht ihn genügend, um Vergleiche anstellen zu können; natürlich begegne ich ihm hier nur sehr flüchtig, wenn er etwa zum Gabelfrühstück oder abends zum Thee kommt; bei einer solchen Gelegenheit sprach ich einmal mit ihm unter vier Augen; doch begann ich nicht von dem mir am Herzen liegenden Thema; denn es widersteht mir, auch nur den Anschein zu haben, als wollte ich für

Madeleine werben. Walter teilte mir von selbst mit, er finde, Fürst von der Welde bemühe sich sehr um das junge Mädchen und ihm sei dies recht. Ich konnte einen halb erstaunten, halb entrüsteten Aufschrei nicht unterdrücken, doch Walter fuhr ruhig fort: „Bis jetzt trat der Ehegedanke nur theoretisch an Madeleine heran; durch die Werbung aber wird es ihr klar werden, welche Art von Mann sie eigentlich will. Gegen von der Welden läßt sich nichts Positives sagen; ich kenne seine Familie und beobachtete ihn genau aus Interesse für Ihre Pflegebefohlene; nur sind unsere Charaktere diametral verschieden; entscheidet sie sich für den Fürsten, so überzeugt mich dies, daß sie mit mir nicht glücklich geworden wäre, weist sie ihn zurück, dann will ich diesen Herbst mein Glück versuchen.“ Jetzt bin ich erst recht gequält; ich kann bloß beten, mich an die Muttergottes wenden, wie ich es immer thue:

„Du hältst des Lebens wirre Fäden
So fest in sicherer Mutterhand,
Du wirst sie ordnen, wirst sie lösen,
Dein Mutterherz ist bestes Pfand!“

Wien, Febr. 18 . . . Pünktlich wie die Uhr kam heute nach abgelaufenem Jahre Graf Hallern zu dem Grafen, sich nach Hedwigs Verfassung zu erkundigen. Du armer Mann! Da ist nichts zu hoffen. Hedwig begegnete ihm diesen Winter beständig in den Salons; anfangs dünkte ihr dies peinlich; da der junge Mann aber eine ganz ruhige, gemessene Haltung annahm, gewann sie bald die Unbefangenheit wieder. Ob Hallern sich dadurch in Hoffnungen einwiegte? . . . Er war niedergeschmettert, als Graf Antfeld ihm mitteilte, daß Hedwig

sicher ins Kloster gehe, daß nicht die mindeste Aussicht für ihn vorhanden sei. Hallern kam auf seinen Wunsch zurück, Hedwig selbst zu sprechen, und obwohl Graf Antfeld ihn fragte, warum er sich und sie quälen wolle, willigte er, da der junge Mann zähe an dieser Idee festhielt, schließlich ein und bezeichnete ihm für morgen eine Stunde. Ich bin entsetzt über diese Erlaubnis; was machte ich in ähnlichem Falle mit Walter durch! Der Graf aber meint, es könne Hedwig nicht schaden, ihren Beruf nach allen möglichen Seiten hin zu prüfen; hielte er solche Stürme nicht aus, dann wäre es eben kein richtiger. Das ist Männerart, und wenn sich der Graf einmal in dieser bestimmten Weise ausgesprochen hat, bleibt nichts zu thun übrig; trotzdem quält mich der Gedanke, wie wohl die selige Gräfin im gegebenen Falle gehandelt haben würde? Hedwig ist noch ahnungslos; ich bat ihren Vater, heute nichts mehr zu sagen, um sie durch ungestörte Nachtruhe zu kräftigen.

Wien, Febr. 18 . . . Hedwig kam in Thränen von ihrer Unterredung herauf; wir ließen sie allein, bis der Graf nach ihr schaute. Ich hätte gemeint, es wäre noch zu früh, ihre Abgeschlossenheit zu stören; doch merkte ich an Hedwigs Art, daß die Gegenwart ihres Vaters wohlthuend gewirkt hatte. Ueber die Unterredung mit Hallern sprachen wir sehr wenig; es schien zu traurig, zu schwer. Beinahe sechs Jahre verflossen, seit ich in ähnlichen, wenn auch durch eigene Liebe schwereren Verhältnissen, Walter gegenüber stand, und ich könnte noch jetzt um keinen Preis darüber reden. Graf Hallern wird Urlaub nehmen.

Wien, April 18 . . . Auch mit Madeleine kam nun die Entscheidung. Als der Graf ihr die Werbung des

Fürsten übermittelte, schmiegte sie sich an ihren Vater, ihn bittend, sie bei sich zu behalten; sie würde sich fürchten, mit dem fremden Manne zu gehen . . . Hedwig fand natürlich längst ihre Ruhe wieder, obwohl sie die Unterredung mit Hallern tief erschütterte. „Ich hätte ihn lieben und glücklich werden können," sagte sie mir; „anfangs störte mich diese Erkenntnis, aber dann tröstete mich der Gedanke, dem lieben Gott dadurch ein Opfer mehr zu Füßen zu legen."

Mai, 18 . . . Felicitas, unsere süße kleine Fee, hat in den Kindern des neuen englischen Botschafters passende Gefährten gefunden. Zwischen Little May, wie man Lady Mabel gewöhnlich nennt und Felicitas herrscht große Freundschaft, von der die zwei kleinen Knaben ein gutes Stück mit abbekommen. Trotz der Wohlerzogenheit von Ernest und Eddy reißen sie natürlich die Mädchen in wilden Spielen mit. Die interessanten Räuber- und Indianergeschichten müssen alle nachgespielt werden, nicht immer mit Umgehung der Bäume, von denen sich manche so verführerisch leicht zum Ersteigen erweisen, daß sich selbst die kleinen Mädchen mit Leichtigkeit darauf schwingen. Lady Lisdal macht sich nichts aus derartigen Liebhabereien ihres Töchterchens; mit der Zeit, meint sie, wenn die Knaben ins Institut und die Mädchen mehr ins Schulzimmer kommen, hören solche Dinge von selbst auf. Auch ich nehme es mir nicht zu Herzen, wenn sich Felicitas zum Lesen oder Auswendiglernen inmitten der grünenden, blühenden Zweige unseres schönsten Birnbaumes niederläßt. Fee ist ja das leichteste Kind der Welt und durch ihre Vereinzelung trotz aller Kindlichkeit merkwürdig reif und gewissenhaft. Ich traute meinen Ohren kaum, als

sie gestern abend zu mir kam und mit glühendem Gesichtchen gestand, sie müsse etwas sagen. Nach einigen Anstrengungen brachte ich heraus, sie empfinde Gewissensskrupel, ob sie nicht zu wild sei, für ein kleines Mädchen zu großes Gefallen an wilden Geschichten und wilden Spielen habe? — Ich beruhigte sie einesteils und knüpfte anderenteils manchen Wink über die Schönheit echter Mädchenhaftigkeit daran; nach der Beendigung des sie lebhaft interessierenden Indianerbuches riet ich ruhigere Geschichten, wenigstens für den Privatgebrauch; auch empfahl ich, sich mit May zusammen der ziemlich verlassenen Puppen anzunehmen. Freilich, wenn Ernest und Eddy dabei sind, geht das nicht wohl an; denn sie zeigen sich den Puppen entschieden feindlich gesinnt. Lady Lisdal hegt großes Gefallen an unserem Kreise. Sie hat keine Spur von der Steifheit der englischen Nation; ihre Vorliebe für die Zwillinge, wie für Isabelle und Felicitas wurzelt in der Liebe zu den zahlreichen Stiefgeschwistern, an welche sie erstere erinnern. Gern begleitet sie ihre Kleinen zu uns und ist ganz glücklich, wenn ein Nachmittag gemeinsam verbracht werden kann. Sie behauptet, niemals in der Fremde derartig zusagende Freundinnen gefunden zu haben und schließt sich auch mir, in deren Alter sie steht, mit einer Unbefangenheit und Wärme an, die mich manchmal fast in Verlegenheit setzt, weil aller Standesunterschied verschwindet.

Wien, Juni. . . . Isabelles Studien gehen gut voran, sie macht bezüglich ihres Charakters ebenfalls Fortschritte. Ich setzte ihrer Unruhe und Zügellosigkeit große Ruhe, gemessene Festigkeit, besonders aber unermüdliche Geduld und Liebe entgegen. Ich verwöhnte nicht, war natürlich

unbestechlich in den Noten, die ihrem Vater jede Woche vorgelegt werden müssen; im übrigen aber ließ ich Milde walten, wo es anging, verschaffte alle mit dem streng geordneten Schulleben zu vereinbarenden Vergnügen und Zerstreuungen, wandte mich trotz aller Unvernunft stets von neuem an ihren Verstand, an ihr Herz, betonte immer wieder, daß ich ihr nicht nachgebe, weil ich es nicht darf und sie zu aufrichtig liebe, um sie zu verwöhnen . . . . und siehe da, allmählich legen sich die übersprudelnden Wellen des Uebermutes, der Unbotmäßigkeit, und ich hege von Tag zu Tag größere Hoffnung, Isabelle bald zu einem verständigen, gediegenen Mädchen heranwachsen zu sehen.

Rosenburg, Juli. . . . Mit wehmütigen Gefühlen begann ich dieses Jahr unser hiesiges Leben; ist es ja doch Hedwigs letzter Sommer in Rosenburg. Trotz allem Opfermute liegt etwas unaussprechlich Trauriges in diesem „zum letztenmale“, das wir zwar nicht aussprechen, das aber dennoch beständig in unseren Gedanken liegt. Es wird dem Grafen ungeheuer schwer, diese Tochter herzugeben; von allen seinen Kindern kommt sie ihm an Naturveranlagung am nächsten. Niemand kann auf seine Liebhabereien besser eingehen als Hedwig, weil es zum großen Teil auch ihre Liebhabereien sind.

Rosenburg, Sept. . . . Walter ist seit vorgestern hier. Er ist ein so guter alter Bekannter, fast ein Familienglied; da stört er in keiner Beziehung. Sein Hauptgedanke heißt nun freilich „Madeleine“. Doch steht er Hedwig, die er von Kindheit an kennt, nahe genug, um sie vor dem Abschiede gründlich genießen zu wollen. Und gerade durch seine Bewunderung und Verehrung der

Zwillingsschwester tritt er Madeleine näher. Uebrigens wird er dieser Tage mit dem Grafen sprechen, es ist ehrenhafter, männlicher.

Rosenburg, Sept. . . . Walter hat gesprochen; er sprach so frei und offen über unser gegenseitiges Verhältnis, er legte solch' überzeugende Wertschätzung und Ehrfurcht für Madeleine an den Tag, ging mit solch' tiefem Ernste und inniger Zartheit auf die ihr gegenüber gewünschten Beziehungen ein, daß alle Bedenklichkeiten des Vaters verschwanden. Der Graf selbst sagte mir dieses und ich nahm ihm den Rest allenfallsiger Unbehaglichkeit, indem ich den großen Trost schilderte, den ich sehr bald nach der Zertrümmerung meiner irdischen Hoffnungen in dem Gedanken fand, vielleicht eine der Zwillinge für Walter erziehen zu dürfen.

Rosenburg, Okt. . . . Trotz der Erlaubnis des Grafen zögert Walter, seine Erklärung zu machen; er wollte Madeleine zuerst in ihrer ganzen kindlichen Unbefangenheit für sich gewinnen; Woche um Woche verging, sie kamen sich näher, wurden immer vertrauter und herzlicher, doch das erlösende, besiegelnde Wort will nicht über die Lippen kommen. „Ich finde in ihr alles wieder," sagte er neulich, „was ich durch die Trennung von Ihnen für immer verloren wähnte." „Sie finden weit mehr, Walter," verbesserte ich leise „glauben Sie, daß ich in diesen langen Jahren nicht tausendmal die Worte Ihrer Mutter überdachte, von denen ich schon damals trotz aller Schmerzen sagte: vielleicht, vielleicht hat sie recht. Je älter ich wurde, je mehr die Vernunft über das Herz siegte, je mehr ich mich Gott zuwandte in der ihm gelobten Hingebung und Treue, desto mehr schärften sich

meine Augen; ich mußte Ihrer Mutter in vielem recht geben; eine Mesalliance, auch die am besten ausfällt, bringt so viel Unnatürliches, Unsicheres in Verhältnisse und Beziehungen, daß man verliebt sein muß, um dies nicht einzusehen. Ich danke dem lieben Gott, der Sie eine Lebensgefährtin finden läßt, bei welcher solche Klippen nicht vorhanden sind." „Mein guter Engel!" sagte Walter. Er meint, es müsse Madeleine verletzen, wenn er mit einer Erklärung an sie herantrete, bevor ich sie vorbereitet hätte. Ich gestehe, dies erscheint mir peinlich; doch was thäte ich nicht für Walter und Madeleine! Gott der Herr wird mir helfen; „ich kann alles in dem, der mich stärkt!"

Rosenburg, Okt. . . . Gestern, in der Dämmerung, zu jener Stunde, wo nach einer frommen Sage die Engel durch das Gemach fliegen, fand ich Hedwig und Madeleine allein beisammen, in innigem Zwiegespräche. Ich weiß, ich störe meine Pflegekinder niemals, meine Kinder darf ich wohl sagen der Liebe, der Sorgen, der Schmerzen nach, deswegen kam ich auch gestern sachte näher, fest entschlossen, den günstigen Augenblick zu nützen. Hedwigs Gegenwart hindert mich nicht; unsere Zwillinge sind ein Herz und eine Seele, denen das gegenseitige Schicksal dem eigenen an Wichtigkeit gleichkömmt. „Ich bete immer," sagte Hedwig, „der liebe Gott möge Dich bald den rechten Mann finden lassen; dann überwändest Du die Schmerzen der Trennung viel leichter." „Und Papa?" fragte Madeleine. „Würde einen dritten Sohn erhalten, der Sie nicht Knall und Fall entführte," antwortete ich und war mitten in meinem Thema. Natürlich machte ich nicht in diesem Tempo weiter, sondern langsam und vorsichtig, wie es die

Zartheit der Sache verlangte. Madeleine lauschte aufmerksam, ich merkte bald, daß Walter ihr nicht „der fremde Mann“ im Sinne des Fürsten von der Welden dünkte. Ich sprach sehr eingehend und offen über mein früheres und jetziges Verhältnis zu ihm, Madeleine sollte selbst klar sehen und urteilen. Als ich ihr zu wiederholten Malen beteuerte, sein Herz sei ganz frei, sonst hätte ich niemals die Hand zu einem solchen Schritte geboten, da schlang sie ihre Arme um meinen Hals: „Daß er Sie liebte, schreckt mich nicht; es bekundet sein Streben nach dem Höchsten; ich könnte es ihm nicht verzeihen, wenn er Sie nicht jederzeit hoch über alle Frauen schätzte. Wird er aber nach einem solchen Ideale an der armen Madeleine Genüge finden?“ Ich protestierte lebhaft; Madeleine sei die Königin seines Herzens, wegen der Erkenntnis und Wertschätzung ihres lieben Selbst; ich schilderte den Trost, die Befriedigung, die mir die Hoffnung brachte, eine der Zwillinge für Walter zu erziehen: „Alle meine Kinder glücklich und zufrieden in dem ihnen von Gott angewiesenen Berufe zu wissen, etwas anderes wünsche ich mir nicht mehr auf Erden,“ fügte ich bei, Hedwig und Madeleine an mich ziehend. „Ach!“ flüsterte Madeleine, „Sie und Hedwig erwählten den besten Teil, warum kann ich nicht folgen?“ „Weil der liebe Gott der Herr ist, der die Berufe nach seinem heiligen Willen verteilt,“ versetzte ich, indessen die Zwillinge sich liebend in die Augen sahen. Madeleine ging zu ihrem Vater, eine Viertelstunde darauf wurde Walter gerufen und das Endresultat lautete, für den Augenblick, wo das junge Mädchen bloß an den nahen Abschied der Schwester denken kann, solle alles beim alten bleiben, das nächste Frühjahr aber

würde die Entscheidung bringen. Hedwig und ich waren mit diesem langen Hinausschieben nicht einverstanden, aber Madeleine bat inständig: „Laßt mich diesen Winter ungestört zu Hause, ich weiß und fühle es, Papa bedarf meiner in ungeteilter Weise.“ Gute kleine Madeleine! wie zartfühlend, wie aufopfernd! Mit diesen Gedanken tröstet sich auch Walter, besonders da auf die Frage, ob dem jungen Mädchen nach diesen Erörterungen seine Gegenwart nicht peinlich dünke, Madeleine antwortete: „O, nein! bleiben Sie hier als der gute, treue Freund, der Sie uns immer waren; wir wollen nur daran denken, das Zusammensein mit Hedwig recht auszunützen.“

Rosenburg, Nov. ... Ach, wie rasch gehen die Zeiten, wenn man jeden Tag halten und zur ewigen Erinnerung ins Herz eingraben möchte. Dieses Jahr wurden nur die nächsten Bekannten eingeladen, an der Spitze das Freundinnen-Kleeblatt; alle versammelten sich hauptsächlich um Hedwigs willen in Rosenburg. Marguerite kam als Clemens' Braut; um aber keine Unruhe in die letzten Monate des Zusammenlebens mit Hedwig zu bringen, wollen sie ihre Verlobung erst in der Stadt veröffentlichen. Hedwig und Madeleine hießen die neue Schwester von Herzen willkommen; auch gegen ihren zukünftigen Schwiegervater nimmt sie schon eine so nette, töchterliche Art an, daß seine Bedenken im Schwinden begriffen sind. Clemens befindet sich im dritten Himmel.

Rosenburg, Nov. . . . Der Vorabend unserer Abreise. — Wir wanderten noch einmal überall herum, im Schlosse, im Garten, im Dorf, im Walde; Hedwig wurde nicht müde, in den trauten Stätten ihrer Kindheit und

Jugend Umschau zu halten, sie sich fest einzuprägen für das übrige Leben. Bewährt sich ihr Ruf, woran ich nicht zweifele, so gehören ein außergewöhnlicher Fall und eine außergewöhnliche Erlaubnis dazu, um sie noch einmal hierher zu führen. Es ist also dieser Abschied wie eine Art Sterben, ein Absterben von der Heimat, der teueren, süßen. Trotz aller Selbstbeherrschung kann Hedwig ihre Ergriffenheit nicht immer bemeistern; ihre Augen schwimmen oft in Thränen; aber durch diese so gerechtfertigte Traurigkeit glänzen immer wieder ihr hoher Sinn, ihre edle Seele, die dem Opfer kein Maß setzen will. „Alles für alles! ich habe es ja dem lieben Heilande versprochen," sagt sie stets aufs neue, „glaubt nicht, daß meine Entschließung mich reut, weil das Ausführen mir so große Ueberwindung kostet." Und andere Male: „Das ist noch nichts; thut der Abschied von der Scholle schon so wehe, was wird es erst sein, wenn ich mich von allen meinen Lieben trenne? ich habe mich lange Jahre auf dieses Opfer bereitet, gewappnet; trotzdem will mein Herz brechen." . . .

Wien, Dez. . . . Das Opfer ist vollendet; heute nachmittag trat Hedwig in das Kloster der barmherzigen Schwestern. Ihr Vater brachte sie allein dorthin; wir andere besuchen sie erst in acht Tagen; es ist besser so; Madeleine hätte diesen Augenblick vielleicht nicht ertragen. „Gott selbst wird sein unser übergroßer Lohn!" so lauteten Hedwigs Worte, als sie nach der letzten heiligen Kommunion aus der Rosenburger Kirche trat und Abschied genommen hatte von dem Grabe ihrer Mutter. Die Teilnahme der Bevölkerung war eine ungeheuere; ich wußte, daß Hedwig sehr beliebt sei; sie zeigte, seitdem sie ihr kindisches Ungeschick überwunden, eine so einfache, herz-

liche Art mit den Leuten, trotzdem überraschte mich der Zudrang. Bei ihrem Rundgang durch das Dorf trat sie in die Häuser und sagte Lebewohl, obschon die meisten im Laufe der Woche zu diesem Zwecke ins Schloß gekommen waren. Ungeachtet alles dessen drängte sich, als die Wagen vorfuhren, Kopf an Kopf im Schloßhofe, um noch einen letzten Blick, einen letzten Gruß zu erhaschen. Das allgemeine Schluchzen der Frauen, die gerührten Mienen der Männer, von denen manche mit der Hand über die Augen fuhren, erleichterten den Abschied keineswegs, trotz allem Trostreichen, was darin lag. „Gräfin Hedwig," sagte mir der Pfarrer bewegt, „hält nun eine Predigt, wie sie nachdrucksvoller, thatkräftiger wohl nie hier gehalten worden." Und in Wahrheit, was giebt es erhebenderes als den Anblick eines Menschen, der nicht nur in Worten, sondern in Wirklichkeit alles verläßt aus Liebe zu Gott, und wenn dieser Mensch die Tochter des Schloßherrn ist, welche die Leute aufwachsen sahen, von ihrer Wiege an mit der erfinderischsten Liebe und Sorgfalt umgeben, schön, reich, verehrt über alle Maßen, die nur die Hand auszustrecken brauchte, um das neidenswerteste Lebenslos zu erlangen, dann gestaltet sich diese Predigt zum unauslöschlichen Eindruck fürs Leben. Und die Krone dieses Eindrucks war der Augenblick, wo Hedwig, aus dem Schlosse tretend, die Menge mit einem nur ihr zu Gebote stehenden Blick überirdischer Liebe umfaßte und mit vor Bewegung zitternder, doch weithin vernehmlicher Stimme rief: „Auf Wiedersehen Ihr alle, alle . . . auf Wiedersehen im Himmel!" Was diese noch übrigen Tage und Stunden hier für uns waren, kann ich nicht beschreiben. „Gott selbst wird sein unser über-

großer Lohn!" wiederholte Hedwig während der letzten Umarmungen. O, Hedwig! Hedwig! werde ich je den Trennungsschmerz überwinden! . . . . heißes, brennendes Weh krampft mir das Herz zusammen bei dem Gedanken, daß sie dieses Haus, dieses Zimmer vielleicht nie mehr betreten wird. Was gäbe ich darum, noch einmal ihre Kinderzeiten zu durchleben, vom ersten Tage an, um sie noch lange, lange zu besitzen. Sie war ein so liebenswürdiges, sonniges Kind, ganz einzig bis in ihre Verkehrtheiten. O, dürfte ich noch einmal ihren Schlummer behüten, o hätte ich sie noch einmal, wie ich sie gehabt habe! . . . Aber das Licht ist ausgelöscht . . . in diesem Hause leuchtet es nicht mehr . . . Indessen ich hier in der alten, gewohnten Umgebung schreibe, liegt sie in einem rauhen, ärmlichen Bette, im dürftigen Gemache . . . vielleicht erwacht sie, findet sich nicht gleich zurecht . . . und ich bin nicht da, ihr über die ersten, bitteren Stunden hinüberzuhelfen . . . . O, Hedwig! Hedwig! Ich habe keinen irdischen Anteil mehr an ihr, an ihr so wenig wie an Walter . . . . alles für den Himmel! O, mein Gott! . . . .

Wien, Dez. . . . Ich redete irre gestern; der Schmerz verwirrte mich, und es war gut, daß meine Thränen mich zwangen, die Feder aus der Hand zu legen. Zuerst wollte ich das gestern Geschriebene ausreißen, verbrennen; doch es mag stehen bleiben, als heilsame Demütigung. Freilich thut die Trennung weh, freilich dünkt es mir unsäglich schwer, Hedwig in Dürftigkeit zu wissen, umgeben von Entbehrungen aller Art; aber ich weiß ja, es ist eine so ruhmvolle Armut, die sie auf sich genommen, eine Armut aus reinster Liebe zu Gott. Und wenn es mir so hart

scheint, ihr sonniges Leben in der Pflege von Armen und Kranken untergehen zu sehen, deutet dies nicht auf irdische Gesinnungen? . . . . Hedwig, mein geliebtes Kind, hat den besten Teil erwählt, sie giebt „alles für alles," „Gott selbst will sein ihr übergroßer Lohn" in Zeit und Ewigkeit, und ich klage, ich jammere . . . .

Wien, Dez. . . . Ein Billet heute von Schwester Franziska Seraphika, in welchem sie mir mitteilt, daß es Hedwig sehr gut geht und sie sich erstaunlich rasch an- und eingewöhnt. Sie sagt liebe, warme Worte über Hedwig und unsere Trennung, sie tröstet so mütterlich, sie ahnt, was ich leide. Madeleine und mir scheinen diese acht Tage eine Ewigkeit. Wir kamen gestern und heute beim Spaziergange an dem Kloster der barmherzigen Schwestern vorüber; wir gingen um das Haus und blickten lange, lange in die Fenster. Wohl jeden Tag hätten wir es so gemacht, aber Isabelle erzählte es bei Tisch, da beschied mich der Graf zu sich und verbot solche Gänge; sie taugten nicht für die Kinder und noch tausendmal weniger für mich. Er war sehr, sehr gütig, suchte mich zu trösten und aufzumuntern; doch leidet er selbst schwer und versteckt es nach Männerart hinter übergroßer Energie und Thatkraft. Madeleine und ich verstehen uns besser in unserem Schmerze. Gute Madeleine! sie fühlt sich wie verloren ohne die Zwillingsschwester; trotzdem bemüht sie sich, die Lücke auszufüllen, ihrem Vater, ihren Geschwistern, mir doppelte Liebe zu bieten. Graf Heinrich weilt dieses Jahr zu Hause, weil er am auswärtigen Amte arbeitet, vor er in die Ferne gesandt wird. Das macht ihr Leben nicht leichter; sein Mangel an Tiefe, seine Oberflächlichkeit, die sich auch in der Liebe zu seinen

Geschwistern offenbaren, erfüllen uns mit banger Besorgnis. Was wird aus ihm werden in dem Strudel der Welt . . . .

Wien, Dez. . . . Heute, am Weihnachtstage, sahen wir Hedwig wieder; wir durften ihr sogar einige Christgeschenke für ihre Armen bringen. Hedwig macht einen ungemein wohlthuenden, erhebenden Eindruck. Als sie vor uns stand, in dem schwarzen Gewande, das trotz aller Einfachheit ihre hohe, schlanke Gestalt anmutig hervorhebt, und uns der Reihe nach in der ihr eigenen, liebenden Weise umarmte, da ging für uns die Sonne auf in dem armen kleinen Sprechzimmer. Sie ist sehr heiter und ihre Augen erzählen von tiefem Frieden. Die Charaktereigentümlichkeit oder Fähigkeit, sich ganz in eine Sache zu versenken, kommt ihr zu gute. Sie erzählte von allem und jedem in lebhafter, einfacher Weise, und da ich mich nicht enthalten konnte, sie zu fragen, ob sie sehr unter der ungewöhnten Dürftigkeit leide, antwortete sie unbefangen: „o nein! das sind ja bloß Aeußerlichkeiten.“ Wir gingen getrösteter von dannen. Hedwig ist in ihrem Elemente; die volle Befriedigung und Ruhe, welche die Welt ihr nimmermehr bieten konnte, sie fand sie hier im armen Kloster. Der Graf begleitete uns nicht; Schwester Franziska Seraphika nannte ihm eine Stunde, wo er seine Tochter jederzeit sehen könne. Sie erzählte mir, er habe bis jetzt einmal von dieser Erlaubnis Gebrauch gemacht; zu Hause erwähnte er kein Wort von diesem Besuche; ein Zeichen, wie sehr er unter der Trennung leidet.

Wien, Jan. . . . Madeleine wäre dieses Jahr so gern von dem Treiben der großen Welt fern geblieben; sie hatte in keiner Beziehung Lust zu rauschenden Ver-

gnügungen, und ich merkte, daß die Frühjahrsentscheidung diesen Wunsch zum großen Teile verursachte. Leider fand der Graf es nicht angemessen, ihre diesbezügliche Bitte zu erfüllen und Madeleine fügte sich mit gewohnter Liebenswürdigkeit. Clemens' und Marguerites Verlobung wurde an Neujahr veröffentlicht; möge das andere, heißersehnte Verlöbnis bald folgen!

Wien, März. . . . Heute hörten Madeleine und ich ein wundervolles Konzert, das meine ganze Seele bewegte. Ich spreche in diesen Blättern fast nie mehr von meiner Musik, und doch bleibt ihre Liebe festgewurzelt in meinem Inneren. Sie ist der Talisman in meinem Leben, die Wunderblume, durch deren Berührung ich mich allezeit verjüngt, erfrischt, angeregt fühle. Diesen Abend trug ein Künstler ersten Ranges die Beethoven'sche Sonate vor, die mit dem Titel „les adieux“ beginnt. Das „Lebewohl!“ welches in allen Tonfarben wiederkehrt, vermischt mit der langgezogenen, wehmütigen, leidenschaftlichen Melodie dringt tief ein in unser Inneres und ruft längst schlummernde Gefühle wach. Es dünkte mir, als wiederhole sich in verklärter Weise jeder Abschied meines Lebens. — Und dann die „Abwesenheit“ voll Trauer und edler Entsagung, durch welche die Klage desto tiefer und beredter wird. Selbst im dritten Satze, wo die ganze Freude des Wiedersehens zum Ausdrucke kommt, zittert mitten in den seligen Jubel des Wiederhabens noch etwas hinein, was von den erlittenen Seelenschmerzen erzählt; die Thränen müssen erst weggeküßt werden, zu plötzlich folgte auf tiefstes Leid unnennbares Glück.

Wien, April. . . . Walter ist da, die Entscheidung naht . . . .

Wien, April. . . . Die letzten Tage vergingen sehr still nach außen und voll zitternder Bewegung nach Innen. Madeleine bat ihren Vater, sich diese Woche möglichst ruhig halten zu dürfen und Walter öfter allein zu sehen, damit sie prüfen könnten, ob sie wirklich für einander passen. Lange Unterredungen finden im Boudoir der seligen Gräfin oder im Garten statt; Madeleine aber bleibt zaghaft. Walter war mir weniger bekannt, als wir uns verlobten; mein Herz aber flog ihm sofort mit vollkommener Sicherheit und Ruhe entgegen; ich wußte, wir würden uns verstehen und beglücken. Doch eines schickt sich nicht für alle. Ich wage kein Zusprechen; es ist etwas furchtbar Ernstes um die Ehe, da kann man sich wohl lange besinnen; nur Gott der Herr und die Betreffenden vermögen endgültig zu entscheiden, ob sie für einander passen. Wenn ich aber denke, Walters Hoffnungen könnten zum zweitenmale in nichts zurückfallen, dann schwindelt mir, und erwäge ich, daß ich ihm diese Wünsche eingab, so vergehen mir die Sinne.

Wien, April. . . . Heute nachmittag bat mich Madeleine, sie in die nächste Kirche zu begleiten; sie habe Walter versprochen, ihm vor dem Abende die entscheidende Antwort zu geben und wolle noch einmal alles gründlich vor dem heiligen Sakramente überlegen. Ich willfahrte diesem Wunsche und betete mit jener drängenden Angst, jenem erschütternden Ernste, der einem überkommt, wenn die Zukunft eines geliebten Kindes in der Schwebe steht. Wie lange wir auf den Knieen gelegen — ich weiß es nicht; lang und kurz dünkte es mir, als Madeleine sich erhob. Am Kirchenportale blickte sie mich an mit ihrem friedlichen Ausdrucke und sagte: „Ich glaube, ich werde

ihn glücklich machen können;" dann gingen wir still nach Hause. Ich geleitete Madeleine bis zum Zimmer des Grafen, wo sich Walter bereits eingefunden hatte; nochmals warf sie sich in meine Arme, dann verschwand sie im Innern des Gemaches. Nach einer Stunde kamen sie beide herauf und setzten sich zu mir. Sie sagten so liebe, vertrauende Worte, die ich mein ganzes Leben im Herzen bewahren werde, aber reden oder schreiben kann ich nicht darüber. Tags darauf kommunizierten Walter und Madeleine zusammen und ihr erster vereinter Besuch galt unserer lieben Hedwig; der Graf selbst begleitete sie dorthin. Seit der Entscheidung fand Madeleine vollkommene Ruhe; sie ist eine so einfache, friedliche Braut; sie fühlt sich glücklich, man sieht es ihr an, aber es ist kein lautes, stürmisches Glück; es geht tiefer, es geht nach Innen und äußert sich in jener sanften, gemessenen Art, die meiner Madeleine von jeher zu eigen war. Gott segne sie tausend und tausendmal.

Wien, Mai.... Der Ansturm der lärmenden Teilnahme der Außenwelt will nicht zur Ruhe kommen. Gottlob! ich habe nichts damit zu thun. Prinzessin Radomir eilte nach der Verlobungsmitteilung herbei und ließ sich der Bequemlichkeit halber hier im Hause nieder. Ich höre, Madeleines Verlobung sei Stadtgespräch; man ermüdet nicht, sich in Vermutungen und Gerüchten zu ergehen wegen des interessanten Dunkels, das Graf Wolskys Vergangenheit umgiebt. Natürlich wird Walters Glück gepriesen, der, allen Fallstricken entgangen, zu solch' schmeichelhafter, ehrender Verbindung schreiten darf. Was kümmert's mich? „Thöricht sind die Schwätzer und thörichter, die auf sie hören." Die beteiligten Personen kennen den

Sachverhalt, mehr ist nicht notwendig. O, der Segen der Wahrheit und des geraden Weges! . . . Zieht sich mein Herz schmerzvoll zusammen bei dem bloßen Gedanken, daß einige Atome meiner Geschichte in der hohnlächelnden, neugierig tuschelnden Menge herumschweben, was wäre es, wenn sich in dem Gange meines Geschickes ein dunkler Punkt befände, wenn ich wirklich etwas zu verstecken hätte. . . . .

Wien, Juni. . . . Ein Tag des Himmels gestern — die Einkleidung unserer geliebten Hedwig. Schwester Franziska Seraphika verschaffte mir am Vorabende eine ungestörte Stunde des Beisammenseins mit meinem Kinde. Es war dies die zarteste Aufmerksamkeit, die sie mir hätte erweisen können; ich durfte noch einmal tief hineinschauen in diese junge Seele, die so lange zum großen Teile meiner Pflege anvertraut gewesen. Wie still ist da alles, wie friedlich, wie hocherhaben! Ja, sie erwählte den besten Teil; weit, weit läßt sie uns alle hinter sich zurück. Madeleine und ich durften sie Tags darauf ankleiden; als sie vor mir stand im duftigen, bräutlichen Gewande, so schön, so rein, so heilig, da durchbebte mich volles Entzücken. Wohl Dir, mein Kind! dachte ich, die Du nie von irdischer Liebe berührt wurdest; ganz schön, ganz makellos folgst Du dem göttlichen Bräutigam in den Tagen Deiner Blüte!

„Horch, Tochter, und merk' auf und neig' Dein Ohr! Vergiß Dein Volk und Deines Vaters Haus! Dann wird der König sich nach Deiner Schönheit sehnen; denn er ist ja der Herr, Dein Gott!" Diese Empfindungen stimmten wohlthuend überein mit den Strophen des Hohenliedes, die der Rosenburger Pfarrer in die Festpredigt

verwebte: „Siehe, mein Geliebter spricht zu mir: Steh' auf, eile meine Freundin, meine Taube, meine Makellose und komm! denn der Winter ist schon vorüber, der Regen hat aufgehört und ist vergangen!"

Ich fühlte nichts mehr vom Trennungsschmerze, ich fühlte nur, daß mein Kind geborgen sei für Zeit und Ewigkeit; ich fühlte die Ehre, die Würde, den Triumph vor aller Welt (denn wie sich im Rosenburger Schloßhofe die Menge der schlichten Landleute gedrängt hatte, so drängte sich hier die auserlesenste Gesellschaft Wiens), vor aller Welt also, ihren Gott und Heiland zum einzigen Anteile erwählen zu dürfen, für den sie alle Herrlichkeit der Erde mit Füßen tritt. Wieder war es wohl für den Unempfänglichsten ein ergreifender Anblick, als die strahlende Braut im Habit der barmherzigen Schwester unterging, als der kostbare, funkelnde Diadem dem unscheinbaren Schleier weichen mußte, als die hochgefeierte Tochter eines der ersten Würdenträger des Staates verschwand, und Schwester Maria Hedwig hinter allen Schwestern den letzten Platz einnahm.

Rosenburg, Aug.... Gestern kehrten wir von Marguerites Hochzeit zurück und in vierzehn Tagen heiratet Madeleine.

Rosenburg, Sept.... Alles ist vorüber; Madeleine heißt Gräfin Wolsky. Ich kann nicht darüber schreiben; aber ich bin so still, so friedlich, so glücklich . . . Gott Dank, daß alles so gekommen! Nach der Liebe zu Gott — was giebt es Trostreicheres auf Erden, als das Glück derjenigen Menschen bewirken zu dürfen, die unserer Sorge anvertraut sind . . .

Rosenburg, Okt. . . . Gestern zogen sie in Wolsky ein; beide schreiben entzückte Briefe. Madeleine fürchtet zu glücklich zu sein für diese Erde. Ich antwortete ihr mit den Worten Massillons: „Il faut de la force pour user chrétiennement de la prospérité; pour être humble dans l'élévation, mortifié dans l'abondance, pauvre de coeur au milieu des biens périssables, détaché de tout lorsqu'on possède tout, plein de désir pour le ciel au milieu de tous les plaisirs et de toutes les félicités de la terre."

Dreizehntes Kapitel.

Himmelsblüten, Erdendornen.

Wien, Februar . . .

„In jenen äußersten Stunden
Nachts an des Oelberges Grunden
Schwitzt ich von Aengsten umwunden
Ströme des Blutes für Dich!
Weh, und wer weiß, ob wohl je
Du auch nur denkest an mich!"

„Ich bin betrübt bis in den Tod," diese Worte des zum Todeskampfe gehenden Heilandes machten mir immer besonderen Eindruck; ich wußte es, über jeden Menschen kommt früher oder später etwas von dieser Todestraurigkeit, und ich wußte es nicht nur, nein, nein, ich habe es auch erfahren; ich trank oft und oft aus dem Kelche der

Trübsal und auch meine Seele ist betrübt geworden bis in den Tod. Trotzdem überstiegen die dunkeln Zeiten dieses Winters alles bisher Durchgemachte; es dünkt mir, ich sei kampfesmüde, opfermüde geworden, als sollte meine Seele am ewigen Einerlei des Lebens zu Grunde gehen. Die großen Opfer wurden gebracht, längst gebracht; ich habe mit der Erde im vollsten Sinne des Wortes abgeschlossen; keine besonderen Schwierigkeiten stellen sich mir entgegen: Hedwig und Madeleine sind bestens versorgt, Isabelle wird immer verständiger und ruhiger, während Felicitas das leichteste Kind der Welt bleibt und zu mir aufschaut wie zu einer Mutter; und doch — mich will nichts befriedigen. Umsonst suche ich wie früher meine Opfer auf den Altar zu legen und wenig daran zu denken; die Erinnerung an Leiden und Entbehrungen legt sich in bedrückender Traurigkeit gleich der Schwere eines Alpes auf meine Seele. Lichtpunkte und Freuden der verflossenen Thätigkeit verschwinden vor meinen Fehlern, die, in grellem Lichte hervortretend, persönliches Verdienst zu erdrücken drohen — griff ich nicht alles verkehrt an und verfehlte alles? . . . . O, glückliche Madeleine, o, selige Hedwig, deren Pflichtenkreis für ihre ganze Lebensdauer klar vor ihnen liegt, während mein Wirken immer unbefriedigendes Stückwerk bleiben wird . . . . Rasch gehen die Zeiten; auch Felicitas wächst heran; mit achtzehn, zwanzig Jahren entscheidet sie sich ebenfalls für den einen oder anderen Beruf und läßt sich dauernd nieder in klaren, bestimmten Verhältnissen, während ich mühsam einen neuen Wirkungskreis suchen muß. Und ein unsagbarer Widerwillen ergreift mich nicht selten. Traurig, fast erniedrigend scheint es mir, den Kindern mein ganzes Leben

lang Geographie, Geschichte, Grammatik und dergleichen beizubringen, durch die Sorge um sie stets von neuem in die Hoffnungen und Befürchtungen, Freuden und Leiden irdischer Verhältnisse hineingezogen zu werden, statt allen Erdenstaub ein für allemal abzuschütteln. O, die Ruhe, der Friede, die Ehre eines echten Klosterberufes! . . Solche und ähnliche Aengsten und Versuchungen bedrücken mich über alle Maßen, und wenn ich manchmal meine, sie überwunden zu haben, wenn für kurze Zeit Friede bei mir einkehrt, dann kann ich sicher sein, daß der Sturm bald mit erneuter Heftigkeit losbricht. So vergeht der Winter langsam und trübe; Isabelle setzt ihre Studien eifrig fort; Felicitas ebenfalls mit Ausnahme einer Zeit des Unwohlseins, das sich im Spätherbst einstellte. Die Kinder merken, Gott Dank, wenig von meinen inneren Leiden; bis der Februar kam, war ich aber geistig so müde, so fertig, daß ich den Grafen um acht Tage Urlaub bat, die ich in Rosenburg in tiefster Einsamkeit zubringen möchte. Vielleicht kann mir der Pfarrer, wie schon oft, auch dieses Mal helfen.

Rosenburg, Febr. . . . Mein Urlaub ist verflossen; morgen kehre ich nach Wien zurück. Diese Zeit der Einsamkeit that mir unaussprechlich wohl; ich bin, wenn auch nicht geheilt, doch viel ruhiger geworden. Der Pfarrer zeigte sich nicht so erstaunt über meinen Zustand, als ich erwartet hatte. Ich war geistig zu abgespannt, ich fühlte zu großen Widerwillen gegen meine Verfassung, um viel darüber sprechen zu können; der Pfarrer aber verstand auch die halben Sätze, die angedeuteten Gedanken. „Geben Sie sich keine weitere Mühe," meinte er, nach

einigen fruchtlosen Anstrengungen, mich besser zu erklären, „beantworten Sie mir nur die eine Frage: hält Ihr Wille, merken Sie wohl, ich spreche nicht vom Gefühle, hält Ihr Wille Ihre Opfer fest?“ „Natürlich,“ sagte ich, „mein Wille läßt nicht ab von Gott und meinem Opfer; trotzdem dünken mir Liebe und Opferfreudigkeit verloren gegangen, von so viel Ueberdruß und Traurigkeit werde ich gepeinigt.“ „Wohlan, Kind Gottes, dann steht es gut mit Ihnen,“ versetzte der Pfarrer, „der liebe Heiland will Sie auf seinem Kreuzwege weiter führen, immer näher dem Ziele zu, wo seine Lieblinge am Kreuze hängen, nackt und einsam und schmerzzerrissen; wo sie einen Tropfen aus jenem Meere von Trostlosigkeit zu kosten bekommen, welches das Herz des Heilandes überflutete, als er in die klagenden Worte ausbrach: „Mein Gott! Mein Gott! warum hast Du mich verlassen?“ Und der Pfarrer eröffnete mir eine Welt von mystischen Leiden, wo man auf die Tröstungen Gottes verzichtet, aus Liebe zu Gott, wo man ganz und gar von sich und seinen heiligsten Befriedigungen absieht und nur auf Gott schaut und sich an ihm festhält im Gedanken: „Auf Dich, o Herr, auf Dich habe ich vertraut, ich werde nimmermehr zu Schanden werden.“ Ich machte kleine Exercitien, d. h. der Pfarrer gab mir verschiedene Punkte nach dem heiligen Ignatius und sprach kurz darüber, während ich dann allein diesbezüglich betrachtete. Anfangs fiel mir dies schwer; es waren so ganz andere geistliche Uebungen als vor etwa fünf Jahren in meinem geliebten Pensionate, wo ich vor Opfermut und Opferliebe glühte .... Doch der Pfarrer sagt, sie seien gewiß nicht weniger segensreich, es handele sich ja nur um den Willen, nicht um das

Gefühl und die subjektive Befriedigung. Es ist freilich etwas unsagbar Ernstes, so ganz allein mit Wegfall aller äußeren Erleichterungen und Aufmunterungen vor die Fragen gestellt zu werden: Wozu bin ich auf Erden? zu was soll mir alles Aeußere und Innere nützen? 2c. 2c. Und als ich dann wieder wählte, zwischen dem Lager Christi des Herrn und dem Lager Lucifers, da fühlte ich allerdings nicht die wohlthuende Begeisterung früherer Jahre, aber dennoch den Frieden des guten Willens, der nichts suchen will außer Christus den Herrn. Ich durfte diese Woche hindurch täglich kommunizieren; ich bat selbst darum, obwohl es mir ungeheuer schwer fiel, in dieser Trockenheit und Kälte mich dem lieben Heilande zu nahen, statt ihm Gefühle glühendster Liebe entgegenzubringen. Ach, wo sind die Zeiten, da ich bei der Danksagung nach der heiligen Kommunion nie ein Buch aufmachte und die halbe Stunde verstrich wie ein Augenblick der Seligkeit! Aber ich weiß, und der Pfarrer wiederholt es unermüdlich, nicht auf die Gefühle kommt es an; mein Gehorsam, die Ueberzeugung meiner Unwürdigkeit, der feste Wille, mich nach Kräften vorzubereiten und Dank zu sagen, genügen; je kälter, trockener und elender ich mich fühle, desto eifriger muß ich dem Tische des Herrn nahen, das Brot des Lebens empfangen, das mich allein vor Untergang und Verderben retten kann: Herr, zu wem soll ich gehen, wenn nicht zu Dir; Du allein hast Worte des ewigen Lebens! . . . Die heilige Katharina von Siena wähnte einmal in bitteren Stunden der Todesangst, Gott habe sich mit Abscheu von ihr gewendet; sie glaubte, dem Kampfe mit den finsteren Mächten fast zu erliegen. Aber Katharina schrie und betete unaufhörlich um Erbarmen zum

Himmel: „Ich verlasse Dich nicht, mein Gott! Dein Wille über alles! Ja, o Herr, nicht wie ich will, nein, wie Du willst, also soll es geschehen! Nur verstoße mich nicht!“ Und endlich erbarmte sich Gott, machte der schweren Prüfung ein Ende und erschien der Heiligen voll himmlischer Süßigkeit und Schöne. Da, von der ganzen Fülle seines Trostes durchdrungen, rief sie klagend aus: „O, Herr! wo warst Du all' die lange, furchtbar lange Zeit?“ „Katharina,“ lautete die Antwort, „Du konntest mich nicht sehen; aber ich weilte mitten in Deinem Herzen.“ Bin ich auch keine Heilige, halten meine Leiden mit den ihrigen den Vergleich nicht aus, so leuchtet trotzdem für jeden schlichten Gläubigen, also auch für mich, trostreiche Wahrheit aus dieser Geschichte.

„Ich klammere mich an Deines Kreuzes Nägel,
Der Du für mich gestorben bist,
Und lehne mich ans Kreuz, daß Du mich stützest,
Geliebter Heiland Jesu Christ!“

„Erst als der heilige Petrus, auf den Wassern seinem Herrn entgegenwandelnd, nicht mehr auf den Heiland, sondern auf sich selbst schaute, kam er dem Ertrinken nahe,“ diesen Gedanken will ich mit ins Leben nehmen.

Wien, März . . . Es geht mir entschieden besser; das Lichtlein meines Gelübdes brennt wieder heller in meinem Herzen. Gern denke ich an Rosenburg und an die dort verlebte stille Woche; alles stimmte da zusammen, um mich zu beruhigen, sogar die äußere Natur. Merkwürdig, wie verschieden letztere wirkt, je nach unseren Stimmungen! Es that mir wohl in meinen langen Streifereien durch Garten, Wald und Flur, alle die be-

kannten Wege und Stege aufzusuchen, wo sich seit zwölf Jahren ein großer Teil meines Lebens abspielt; wo der Duft der Erinnerung die unscheinbarsten Gegenstände belebt im mannigfaltigsten Farbenspiele. Deswegen kehrte ich nicht nur in das Oelbergkirchlein ein, wo ich schon tausendmal in den verschiedensten Stimmungen betete, sondern schaute auch lange, lange in die das kleine Heiligtum umgebenden verschneiten Bäume; ich besuchte die Spielplätze der Kinder, den Waldsee, wo ich so oft geträumt, Eichenheim, nach den riesigen Eichen genannt, die unseren Lerntisch im Walde beschatten. Und es that mir wohl, alles wieder zu finden, wie ich es unzähligemale im November oder Dezember gesehen; die Stabilität der äußeren Welt wirkte beschwichtigend auf die quälende Unruhe meines Inneren.

„Natur, Du wirst mir nimmer alt
In Deiner wechselnden Gestalt,
Natur, so hehr, so wunderbar,
Und doch so traut und doch so wahr!"

Stolberg.

Wien, Jan. . . . Ueber anderthalb Jahre, seitdem ich in meinem Tagebuch geschrieben. Es muß allmählich so kommen; die Jugend liegt hinter mir; ich zähle schon dreiunddreißig Jahre, da geht das Leben in andere Bahnen über. Freilich ist es noch Sonnentag, voller Sonnentag für mich; wenn der liebe Gott mich gesund erhält, liegt nach menschlicher Berechnung eine lange Thätigkeit vor mir. Gottlob, daß ich in dieser Beziehung nichts bestimmen kann; ich suche möglichst friedlich und treu meinen Pfad zu wandern, mich einzuhüllen in das Gewand der

Verborgenheit und Unscheinbarkeit, das mein göttlicher Bräutigam mir zum Brautschmucke wählte, und statt sehnsüchtig nach denen zu sehen, die von aller Welt als seine Bräute anerkannt werden, an die Worte meines Herrn zu denken, da er Petrus seine Bestimmung klar machte, und jener, nach Johannes sehend, fragte: „Herr, was wird aus diesem?“ „Wenn ich will,“ antwortete Christus der Herr, „daß jener auf einem anderen Pfade wandele, was kümmert es Dich? folge Du nur meinem Rufe.“ Ich bin, wo der Herr mich haben will, das ist mein Trost und meine Stärke, wenn ich immer wieder in irdische Angelegenheiten verwickelt werde und ich mich gemäß meiner Pflicht darin vertiefen muß, als wären es meine eigenen. Erdenstaub und Erdgetriebe machen es häufig über alle Maßen dornenvoll, durch die Welt zu wandeln, als gehörte man zu ihr, und doch in allen Herzensfasern zu fühlen, daß man keinen Anteil an irdischen Verhältnissen hat; man ist Gottesbraut und kann tausendmal nicht einmal das Recht sicherer, geregelter Gebetszeiten, geschützter geistiger Pflege geltend machen; aber gerade wenn diese Erdendornen ungewöhnlich stark hervortreten, höre ich oft eine Stimme im Innersten meines Herzens: „Höre, Tochter, und merk' auf und neige Dein Ohr, weil der König sich nach Deiner Schönheit sehnt!“ Der Heiland sagt es mir wie der erhabensten Klosterfrau und ich wollte jammern und klagen, daß ich zu seinen ärmsten Kindern gehöre, gegen welche der niederste Mönch, die dürftigste Nonne einen Ehrenplatz einnehmen, weil sie in dem Habit das äußere Zeichen herrlicher Berufung tragen; weil sie fürs Gewöhnliche klar bestimmte, geregelte Thätigkeit ausüben, während unsere Wirksamkeit meistens von

der Willkür unserer Umgebung abhängt, die sie nach Belieben verwerten oder wegwerfen kann. Allerdings sind die Ordensleute auch in Wirklichkeit hoch über unsereins erhaben; drei Gelübde schmücken ihr Erdenkreuz, in Armut und Gehorsam bringen sie Opfer, gegen welche die unseren verschwinden müssen; doch wir folgen ihnen von weitem, indem wir z. B. das ungestörte Gebets- und Sammlungsbedürfnis, welches so selten befriedigt wird, die Unsicherheit unserer Stellung, die Mißachtung der Menschen, das von ihnen hin und her gezerrte, ungeordnete Stückwerk unseres Wirkens zum geringen Ersatze der Armut und des Gehorsams aufopfern. Das Schönste, das Wesenhafteste des Berufes genießen wir ja mit ihnen; denn in jedem gottgeweihten Herzen tönen die Worte: „Höre, Tochter, und merk' auf und neige Dein Ohr, weil der König sich nach Deiner Schönheit sehnt!"

Große Veränderungen haben in unserem äußeren Leben stattgefunden. Der Graf hat sich von der politischen Thätigkeit zurückgezogen; er will nun mehr seiner Familie und seinen Liebhabereien leben. Trotzdem bringen wir beträchtliche Zeit in der Stadt zu; der Graf nimmt einen hervorragenden Platz im Herrenhause ein und gewöhnte sich kaum an steten Landaufenthalt; überdies erreichte Isabelle gerade das Ausgehealter; sie hat sich recht nett gemacht; der Graf findet es angenehm, wieder eine erwachsene Tochter zu besitzen, während es mir Beruhigung gewährt, daß er ihr mehr Zeit als den Zwillingen widmen kann. Felicitas, die in den Babyjahren so gesund war, kränkelt jeden Winter und wird überaus zart und pflegebedürftig. Nur auf neuem Wege, mit einem nach den gesundheitlichen Verhältnissen ver-

änderbaren Stundenplane, erreiche ich das jeweilige Jahresziel. Feechen liegt manchmal lange Zeit zu Bett; wir haben dann, wenn es sich nicht um Schmerzenstage handelt, unsere eigene Tageseinteilung, wo, vermischt und unterbrochen durch mannigfaltige Lektüren und Unterhaltungen, die Hauptstoffe des Lehrplanes durchgeführt werden. Feechen hält ungemein auf diese Ordnung; sie bietet ihr Erleichterung, teilweise Zerstreuung und festen Halt; natürlich bin ich dadurch fast immer an ihr Bettchen gefesselt. Es wäre auch weder geistig noch körperlich gut für ein kränkelndes, leidendes Kind, nicht jemanden zu haben, der sich ihr fast ausschließlich widmet.

Schon vergangenen Herbst hatte ich die Freude, in Wolsky Walter und Madeleinens erstes Kindchen in den Armen zu halten. Madeleine fürchtet noch immer, zu glücklich zu sein; denn ihr hoher, großmütiger Sinn achtet die kleinen Dunkelheiten und Heimsuchungen gering, die bei anderen vielleicht schon schwer in die Wagschale fielen. Walter ist in seinem Elemente; erst jetzt begreife ich vollständig, was ich stets ahnte, daß es ein ernstes Unrecht gewesen wäre, nicht alles zu thun, um ihn zur Gründung eines häuslichen Herdes zu bewegen. Schließlich hätte es doch eine verfehlte Existenz gegeben; Gott Dank! der sie zusammenführte. Und Schwester Maria Hedwig? Sie weilt seit sechs Monaten in Linz als vielgesuchte Krankenschwester. Die zwei ersten Jahre brachte sie natürlich im Wiener Noviziate zu, wo wir sie häufig besuchen durften. Auch sie befindet sich in ihrem Elemente, wie das nicht anders möglich ist, wenn man sich Gott dem Herrn mit solcher Großmut opfert.

Rosenburg, Aug. . . . Heute empfing Felicitas, unsere

süße, kleine Fee, die erste heilige Kommunion. Ihre Vorbereitung war eine Gnadenzeit für sie und mich im vollsten Sinne des Wortes. Mit allen meinen Zöglingen fühlte ich mich in dieser schönsten Zeit ihres Lebens innig vereinigt; doch fesseln mich besondere Bande an dieses Kind, dem ich vom zartesten Alter an die Mutter ersetzte, an dessen Schmerzenslager ich ungezählte Stunden saß. Gemeinsam durchgemachte Leiden ketten die Seelen aneinander wie nichts anderes. Im letzten halben Jahre jedoch ging es Felicitas, Gott sei Dank, recht ordentlich; wenn sie sich auch nicht so lebhaft bewegen darf wie andere Kinder und aufs ängstlichste geschont wird, führt sie dennoch im großen Ganzen das Leben einer Gesunden. Ich finde bei ihr ein wunderbares Gemisch von Kindlichkeit und Reife; der Pfarrer ist gerührt von der Glut ihrer Andacht, der Tiefe ihrer Empfindungen. Ich frage mich oft und besonders heute, da ich sie zum Tische des Herrn treten sah, was wird aus diesem Kinde werden, das Gott so frühe in besonderer Weise an sich zieht? . . .

Wien, April . . . Der Graf, Isabelle und ich reisen morgen nach Italien. Ich wollte zuerst für mich nicht in diesen Plan einwilligen, aber sie bestürmten mich alle so, meine Fee an der Spitze, daß ich nachgeben mußte. Felicitas geht mit Walter und Madeleine, die sich einige Monate in der Stadt aufhielten, nach Wolsky zurück; Madeleine wird sie wie ihren Augapfel behüten, das weiß ich; nur ihr vermag ich sie anzuvertrauen; trotz aller Güte der Fürstin Radomir bat ich dringend, das Kind nicht in Gmunden zurückzulassen, wohin sie einen Abstecher machen. Ein Stück Italiens zu bewundern, bietet natürlich großen Genuß; doch hege ich Felicitas wegen sehr ge-

mischte Empfindungen, und ich tröstete mich leicht, wenn die Reise für mich plötzlich unterbliebe.

Nizza . . . Ich wollte erzählen von den wunderbaren Kunstgenüssen und der märchenhaften Herrlichkeit, die Isabelle und mich auf der ganzen Reise entzückten, von den Orangen- und Palmenhainen, die unser Auge gefangen nahmen, von den Schlössern und Kirchen, Städten und Dörfern, Burgen und Ruinen, die wie verzaubert daliegen im blendenden Sonnenscheine, bespült von den blauen, blitzenden Meereswogen, beschattet von Olivenbäumen und Tropenpflanzen . . . . aber der Eindruck dieser Wunder ging in meinem Geiste unter vor der Thatsache, daß ich Helene wiedergefunden. Wir waren nach Monte Carlo gefahren und wanderten durch die Säle, mit Schaudern und Mitleid die Spielenden betrachtend, welche sich in dichten Reihen um die grünen Tische drängten, auf welchen das Gold in Strömen floß und die Kugel unaufhaltsam in das unglückselige Glücksrad einrollte. Kein Glanz, kein Bewundern der zauberhaften Natur drang in diese Räume, das Geklimper des Goldes und das eintönige: „Messieurs, faites votre jeu!" übertönte hier jeden anderen Eindruck. Unruhig, fast ängstlich schaute ich auf Isabelle; sie ist ja kein Kind mehr, sondern ein erwachsenes Mädchen von neunzehn Jahren, das man nicht so sorgfältig wie in früheren Zeiten von allen widerlichen Eindrücken absperren kann und darf; dennoch dünkte mir solche Umgebung peinlich für sie, wenn auch ihr reiner, behüteter Sinn nur oberflächlich in diesen Gesichtern zu lesen vermochte. Himmel, was für Verwüstungen richtete hier die Leidenschaft an; welchen Stempel niedriger Gemeinheit prägte sie in

tausend traurigen Schattierungen den meisten Physiognomien auf! . . . Schon wollten wir uns von dem widerwärtigen Schauplatz entfernen, da fiel mein Blick auf eine Frau, die sich eilig durch die Zuschauer drängte, um einen der grünen Tische zu erreichen. Sie machte einen verwahrlosten Eindruck und die in ihren Händen krampfhaft festgehaltene Börse deutete genügsam ihre Absicht an. Ein Blitz der Erinnerung zuckte in mir auf; waren das nicht Helenens Züge, waren das nicht ihre schwarzen Augen, die sich voll glühender Begierde auf die Geldhaufen richteten. Noch einen Blick und ich fühlte mich meiner Sache sicher. „Helene!“ rief ich, alles um mich her vergessend. Doch sie hörte nicht; statt dessen drehten sich ein halbes Dutzend Köpfe nach mir um, und der Graf fragte mit vorwurfsvoller Miene nach der Ursache meines Ausrufes. „Ich habe meine Freundin Helene wiedergefunden; dort setzt sie sich eben; o, lassen Sie mich zu ihr.“ Der Graf wollte das nicht zugeben und führte Isabelle und mich schleunigst ins Freie. Dort sank ich auf eine Bank und brach in krampfhaftes Schluchzen aus; erst das blasse, erschreckte Gesichtchen Isabelles gab mir wieder einige Fassung. Ich erzählte meine Entdeckung und bat den Grafen, mit Isabelle allein nach Nizza zurückzukehren, während ich mich Helene nähern und im Abendzuge folgen würde; der Graf aber setzte diesen Vorschlägen ein bestimmtes Nein entgegen. Erst als der sehr bewährte Kammerdiener des Grafen genaue Erkundigungen eingezogen, durfte ich Helene aufsuchen, die in einem anständigen Privathause Monacos Wohnung genommen. Dies tröstete mich einigermaßen, weil es bezeugte, daß die arme Frau die Anstandsrücksichten nicht über Bord geworfen hatte.

Die Freude des Wiedersehens, welche ich, in der Hoffnung sie zu gewinnen, ausschließlich hervorkehrte, fand keinen Nachklang bei ihr. „Ich wollte Dir anders gegenübertreten, Angela,“ sagte sie, „noch gestern hoffte ich, die bedeutende Summe zurückzugewinnen, die mir anfangs zugefallen; aber ich habe alles verloren, alles; ich vermag nicht einmal meinen armen Kindern genügend Brot zu kaufen; sie aßen heute noch nichts als einen Teller Suppe, den die mitleidige Hausfrau heraufsandte.“ Jetzt erst bemerkte ich den Knaben und das Mädchen, welche in einer Ecke saßen, erstaunt auf mich blickend. „Dem kann abgeholfen werden,“ sagte ich und bat den draußen harrenden Diener, für Lebensmittel zu sorgen; dann näherte ich mich den Kleinen. Das etwa neunjährige Mädchen hielt den jüngeren Knaben umschlungen; er lehnte sein Köpfchen an ihre Schulter und machte einen kranken, matten Eindruck; nur in seinen dunkeln, schwermütigen Augen, die fast zu groß waren für das schmale Gesichtchen, leuchtete ein Feuer, das man bei gewöhnlichen Kindern nicht findet. „Alma!“ sagte ich, auf das Mädchen schauend, so sehr erinnert das Kind an seine Tante. Erstaunt sah sie auf mich; ohne es zu wissen, hatte ich ihren Namen genannt. Ich liebkoste die armen Geschöpfchen und versprach ihnen ein gutes Mahl, dann wandte ich mich wieder zu Helene, die scheinbar teilnahmslos vor sich hin starrte. „Wo ist ihr Vater?“ fragte ich leise, auf die Kinder deutend. Ein schrilles Lachen antwortete mir: „Ihr Vater? daß Gott erbarm!“ rief sie, „sie haben keinen Vater; er konnte sie ebensowenig leiden als mich; Giulio zählte noch keine vier Jahre, da verließ er uns auf Nimmerwiedersehen.“ Ich wagte nicht weiter zu

fragen; man brachte das Essen, gierig fielen die Kinder darüber her; der kleine Giulio aber legte bald den Löffel bei Seite und fing zu weinen an, worauf heftiges Erbrechen folgte. Wir brachten das Kind zu Bett und ich ließ einen Arzt holen; denn der Knabe ängstigte mich, verschiedener Merkmale wegen. Der Arzt schüttelte nach kurzer Untersuchung den Kopf; ich begleitete ihn hinaus, wo er erklärte, das Kind leide an einem weit vorangeschrittenen Zehrfieber und sei nicht mehr zu retten. Betäubt von so viel Elend kehrte ich in das Gemach zurück, wo Helene in leidenschaftlichem Schmerze ihren Sohn liebkoste: „O, mein Giulio!" rief sie ein über das andere Mal, „ich wollte Dich reich und glücklich sehen; aber nun ist alles vorüber; ich kann kein Geld mehr schaffen." Der Kleine machte schwache Anstrengungen, sich von der Mutter zu befreien, deren Heftigkeit ihn zu beängstigen schien. „Rege das Kind nicht auf, Helene," bat ich leise, „es ist sehr krank und bedarf äußerster Schonung." „O, hätte ich Geld, dann wollte ich ihm schon aufhelfen!" seufzte die arme, bethörte Frau; „aber so wird er sterben, wie seine zwei Geschwister gestorben sind." „Laß uns beraten, was sich thun läßt," mahnte ich, sie ins Nebenzimmer ziehend. Langsam und vorsichtig brachte ich ihr die Wahrheit bei; doch sie beharrte auf der Idee, Geld würde ihn retten. „Wenn ihn etwas retten könnte, dann wäre es treue, aufopfernde Mutterliebe; Du darfst ihn keinen Augenblick verlassen," versetzte ich, um ihre Gedanken vom Spiele abzulenken, auf welches sie immer wieder zurückkam. „Ja, ja!" lautete die Antwort, „aber leihe mir ein wenig Geld zum Einsatz; nur noch einmal möchte ich mein Glück versuchen; vielleicht lächelt es mir

wie am Anfang und wir sind gerettet.“ „Oder Du verwickelst Dich noch tiefer in Spielschulden und weilst vielleicht ferne von Deinem Kinde in seiner Sterbestunde,“ sagte ich, obwohl sich mir das Herz ob dieser harten, nackten Wahrheit umdrehte. „Helene!“ fuhr ich fort, „denke an unsere Kindheit, unsere Jugend; wie gütig vom lieben Gott, uns gerade jetzt zusammenzuführen, Dein großes Leid gemeinsam zu tragen?“ „Warum rettet er mein Kind nicht, er könnte es,“ bemerkte sie finster. „Freilich kann er alles,“ entgegnete ich, „er ist ja unser allgütiger Vater; aber er weiß besser als wir, was uns frommt. Wahrscheinlich ginge Dein Kind einem elenden Leben entgegen; darum will der liebe Gott es zu sich in die ewige Freude nehmen, nun da es noch ein Engelchen werden kann.“ Wieder brach Helene in leidenschaftliches Schluchzen aus. „Komm, laß uns beten,“ bat ich, „vielleicht erhört uns der liebe Gott und läßt Dir Deinen Giulio.“ „Ich kann nicht mehr beten; ich habe es verlernt, als das Leben so hart und streng an mich herantrat. Gott, der meine jugendliche Verirrung so grausam rächte, kennt keine Verzeihung für mich.“ „O, Helene, Helene!“ rief ich schmerzlich, „hast Du die Lehren unserer Kindheit ganz vergessen? weißt Du nicht mehr, daß Gott der Herr sagt: „Wären Eure Sünden so rot wie Scharlach und so unzählbar wie die Sandkörner am Meere, ich will Euch vergeben“; weißt Du nicht mehr, daß größere Freude im Himmel über einen bekehrten Sünder herrscht, als über 99 Gerechte?“ . . .

Da klopfte es; der Diener mahnte zum Aufbruche, Helene klammerte sich an mich und beschwor, sie nicht zu verlassen; dies zerschnitt mir das Herz; aber ich hatte

dem Grafen mein Wort gegeben und konnte nur versprechen, zurückzukehren. Mit großer Mühe erlangte ich Urlaub, bis Helenens Verwandte sich ihrer annehmen könnten; doch mußte der Diener ebenfalls in Monaco verweilen und sich mehrmals des Tages nach meinen Bedürfnissen erkundigen. Langsam und schwer vergingen die nächsten Tage; Helene machte verzweifelte Anstrengungen, bei dem Portier und dem Billeteur des Spielhauses Geld zu borgen, um ihr Glück, wie sie sagte, noch einmal zu versuchen; doch als diese Bemühungen fehlschlugen, und der Kleine immer schwächer wurde, gab sie weitere Spielgelüste auf. Giulio war ein liebes Kind, das ganz bereit schien, zum lieben Gott und den Engelchen zu gehen. Wenn auch Helene auf religiöse Irrwege geraten war, wenn sie auch wenig von Gott zu den Kindern sprach, so hatte sie ihnen doch ein Morgen- und Abendgebet beigebracht, hieß sie in die Kirche gehen und schickte sie, so weit sich dies mit ihrem Wanderleben vereinbarte, mit Vorliebe in Klosterbewahranstalten und Schulen. Giulio horchte begierig auf meine Worte über den Himmel; freilich blieb sein Begriff ewiger Glückseligkeit unzertrennlich von der Musik, die er leidenschaftlich liebte. Er hatte schon eine kleine Geige besessen, und der traurigste Tag seines kurzen Lebens war es gewesen, da die Mutter das Instrument verkaufte, um Spielgeld zu erlangen. „Werde ich mit den Engelchen geigen können?“ lautete seine stets wiederkehrende Frage. Ich gewann es nicht über mich, das sterbende Kind durch Zerstörung seiner Himmelsideen aufzuregen und zu verwirren; würde ich es dadurch nicht weiter von Gott entfernen? — Im Jenseits wird ja all’ unser Bedürfnis nach Glück befriedigt;

unser Maßstab aber verändert sich allerdings. Weil all' unser Verlangen dort Erfüllung findet,. kommt auch das musikalische Sehnen des Kindes im Vollbesitz der ewigen Schönheit zur Ruhe, wenn auch auf andere Weise, als wir es hier, niedergehalten und gehemmt durch die enge Auffassung der Sinne, der Endlichkeit überhaupt, fassen können. Hätte der Kleine gelebt, würde ich ihm wohl nicht die gleiche Antwort gegeben haben; doch angesichts seiner Todesschwäche erwiderte ich beschwichtigend: „Wenn es Dich glücklich macht, mein Giulio, wirst Du auch geigen können," und bestrebte mich stets aufs neue, Verlangen nach Gott in ihm zu erwecken, indem ich von der Liebe des Herrn sprach, von seinen Schmerzen, von seiner Güte, die so viel für Giulio gethan und ihm jetzt die ewige Freude verleihen wolle. Das kleine Herz öffnete sich weit dem Sonnenschein ewiger Erbarmung. Es gelang mir sogar mit Hilfe des Pfarrers, den ich um täglichen Besuch bat, ihn auf seine erste und letzte Beichte vorzubereiten. Unterdessen machte die Krankheit stete Fortschritte; das Kind wurde immer schwächer und an einem lichten Abend, während die scheidende Sonne die Gegend in Purpurfluten tauchte, und ich soeben die Litanei vom süßen Namen Jesu vorbetete schlossen sich bei der Anrufung „Jesu, Du wahres Licht!" die lieben Kinderaugen aller irdischen Pracht und Herrlichkeit, um sich der ewigen Schönheit zu öffnen. In dem stillen, hohen Friedhofe von Monaco, der durch das üppige Wachstum des Südens einem blühenden Garten gleicht, harrt die irdische Hülle des kleinen Giulio auf den Tag der Auferstehung. Wir setzten die nämlichen Worte auf seinen Grabstein, mit denen ich seine Mutter in diesen trüben Tagen zu trösten suchte:

„Herr, Du hast mich schwer geschlagen,
Gieb die Kraft, das zu ertragen,
Was Dein heiliger Wille ist.
Lehr' mich glauben, lehr' mich beten,
Daß im Nehmen wie im Geben
Du die höchste Weisheit bist!“

Am Morgen nach dem Begräbnisse trafen Helenens Bruder und Schwager ein, sie nach München abzuholen. Sie kamen mir sehr gelegen; denn ich hatte bereits den Grafen um zwei weitere Urlaubstage bitten müssen. Helenens Spielleidenschaft war gebrochen; die letzten Tage ihres Kindes, die vielen Gebete, die sie an seinem Sterbebettchen hörte und teilweise wenigstens mitbetete, die ganze religiöse Atmosphäre, die sie dort umgab und in die schönsten glücklichsten Zeiten ihres Lebens versetzte, die ihr jetzt freilich einem Eldorado gleichkamen, all' das verfehlte den Eindruck nicht. Wenn sie auch mitunter noch recht bitter und leidenschaftlich sein konnte, wenn das ewige „Warum“ des Schmerzes und der Enttäuschung nicht auf ihren Lippen verstummen wollte, so hege ich doch Hoffnungen für die Zukunft; besonders da sie meinem Drängen nachgab und vor ihrer Abreise die heiligen Sakramente empfing, was in den letzten Jahren nicht geschehen war. Von ihrem Leben seit ihrer Flucht aus der Heimat erfuhr ich wenig; sie wurde immer so bitter, wenn die Rede darauf kam, daß ich solchen Erörterungen auswich. Nur so viel weiß ich: Helenens Ehe war eine ganz verfehlte, tief unglückliche. „Ich hätte eine gute Frau werden können,“ sagte sie öfter, „als ich aber sah, daß Martinelli mich nur mehr als Last betrachtete und schließlich bloß

nach Hause kam, um mein sauer erworbenes, mit unendlicher Mühe zusammengehaltenes Geld zu vergeuden, da fielen alle guten Bestrebungen, alle Vorsätze, alle heiligen Gedanken in einen Trümmerhaufen zusammen; ich fühlte mich auch von Gott verlassen, und Haß, glühender Haß gegen den Mörder meines Glückes überflutete mein innerstes Sein.“ Arme Helene, ich glaube selbst, daß sie in günstigen Verhältnissen eine außergewöhnlich gute Frau hätte werden können; möge ihre großartig angelegte Natur noch jetzt in Buße und Besserung die Oberhand gewinnen. Für Alma nenne ich die Uebersiedelung nach Deutschland das größte Glück. Das arme kleine Wesen litt unsäglich unter dem Wanderleben, das die Mutter auch nach dem Verschwinden des Vaters fortsetzte; der Tod des Bruders erschütterte Alma tief; ich werde den Ausdruck des Schmerzes nie vergessen, mit dem sie in diesen Trauertagen häufig klagte: „Nie mehr werde ich meinen Giulio geigen hören; er wird niemals heranwachsen und ein Künstler werden; niemals, niemals!“ . . . Noch immer tönen mir die Laute dieses Weh's in den Ohren, unzähligemal tauchen diese tieftraurigen Kinderaugen vor mir auf . . . Trotzdem glaube ich, daß Alma in einfachen deutschen Verhältnissen neu aufatmen wird; sie ist jung genug, um ein frisches Blatt im Leben umzuschlagen und im Kreise von Altersgenossinnen die trüben Erinnerungen der ersten Kindheit zu vergessen.

Venedig. Ich bin ans Ende der Reise gekommen, habe noch so viel, so unendlich viel des Schönen gesehen und genossen, ohne in diesen Blättern darüber zu schreiben. Die Erlebnisse in Nizza erschütterten mich zu tief, um rasch das volle Gleichgewicht wieder zu erlangen; es

dauerte eine geraume Zeit, bis ich die wahre Lust am Sehen und Bewundern von neuem gewann, und von dorthin bis zum Schreiben in diesen Blättern liegt noch ein großer Zwischenraum; denn im Tagebuche giebt es kein Bedecken, kein Uebersehen unseres Inneren, wie dies im äußeren Leben so oft geschieht. Hier aber in der zaubervollen Dogenstadt, wo die mannigfaltigsten Eindrücke auf uns einstürmen, wo die Vergangenheit auf uns herniederschaut und die herrlichste Kunst unseren Schönheitsdurst befriedigt, wo wir abwechslungsweise erschauern ob der trüben Erinnerungen und wieder aufjubeln möchten ob der unvergänglichen Schönheit der uns entgegentretenden Schöpfungen, da fand ich meine volle Lebenslust wieder. Und abends, wenn wir hinausfuhren in den Canale Grande und der Mond mit seiner weichen, silbernen Klarheit das Panorama magisch verzauberte, wenn Lied um Lied erklang, „bald himmelhoch jauchzend, bald zu Tode betrübt," in jenen schmeichelnden, süßen Melodien, die dem Italiener eigen sind, da durchkostete ich den vollen Genuß der herrlichen Reise noch einmal. Ich schwärmte nicht nur laut mit Isabelle, sondern noch viel mehr wortlos in mich hinein in jener wunderbar geheimnisvollen Weise, die unbeschreibbar bleibt, weil es unser tiefstes Sein, unser ganzes Sinnen und Trachten erfaßt, des Lebens Ernst und Freude umspannt, uns weich und froh und mutig zugleich macht für kommende Zeiten.

„O, was in solcher stillen Nacht
Durch eine Menschenseele zieht,
Bei Tag hat's keiner nachgedacht
Und spricht es auch kein irdisch Lied;

Es ist ein Hauch, der wunderbar
Aus unserer ew'gen Heimat weht,
Ein innig Schauen tief und klar,
Ein Lächeln halb und halb Gebet."

Geibel.

Rosenburg, Aug.... Gestern kamen wir von Wildbad zurück, wo ich mit Felicitas sechs Wochen zubrachte. Die dortigen Bäder haben der Kleinen entschieden wohl gethan und wir waren beide nicht ungern in dem idyllischen Schwarzwalde. Trotzdem freuten wir uns unendlich nach Hause; daheim ist daheim, nichts kann uns Rosenburg ersetzen.

Isabelle war bei ihrem Vater und Marguerite geblieben; ich würde die junge Schloßherrin nicht so einfach bei ihrem Namen nennen, wenn sie mich nicht ausdrücklich darum gebeten hätte. „Ich bin ja unter Ihren Augen aufgewachsen," sagte sie so lieb und treuherzig, als ich sie „Frau Gräfin" titulieren wollte. Natürlich mache ich von diesem Vorrecht nur im engsten Familienkreise Gebrauch. Marguerite ist ein äußerst sympathisches Wesen voll echter Frömmigkeit und Hingebung für Mann und Kinder; schade, schade, daß sie sich nicht entschließen konnte, die Lücken in ihrem Wissen auszufüllen. Anfangs suchte Graf Clemens selbst den Mängeln abzuhelfen; er bat mich, Französisch und Englisch, Litteratur und Geschichte mit seiner Frau zu treiben. Meine Bedenken, Gegenvorstellungen wollte er nicht gelten lassen, weil er, an das geistige Interesse seiner Schwestern gewöhnt, dasselbe bei Marguerite voraussetzte und ihre Unwissenheit nicht als eine teilweise selbstverschuldete ansah. Doch nach einigen unregelmäßigen

Versuchen machten immer neue Vorwände den Unterricht unmöglich, und eines Tages ging Marguerite mit roten Augen herum, während der junge Ehemann sehr verstimmt und gedrückt erschien. Halb ärgerlich, halb verlegen kam er zu mir. „Sie hatten recht, Fräulein Angela," stieß er rauh hervor, denn je verletzter er ist, desto rauher wird er, „meine Frau weigert sich, weitere Stunden zu nehmen." Ich suchte mich weder erstaunt, noch beleidigt, noch erschreckt zu zeigen und setzte Graf Clemens nochmals auseinander, wie ich das bis zu einem gewissen Grade begriffe; durch gemeinschaftliche Lektüren könne ja so vieles auf angenehmere Weise nachgeholt werden. Graf Clemens sagte nicht viel; mißmutig ging er von dannen. Bald darauf huschte Marguerite herüber; ich möchte sie ja nicht undankbar finden, bat sie; sie liebe und verehre mich ja so sehr; aber die Gedanken, ihr Mann begänne an ihr zu tadeln, sie sei ihm nicht recht, so wie sie einmal sei, dünkten ihr unerträglich: „Er wußte es ja im voraus, daß ich mich mit seinen Schwestern nicht würde messen können," und heiße Thränen stürzten aus den Augen der jungen Frau. Ich nahm sie in meine Arme und suchte sie zu beschwichtigen; als ihr Köpfchen recht vertrauensvoll an meiner Schulter lehnte, wie sie es in den Kindertagen gern gethan, da sprach ich sachte und vorsichtig von der hohen Aufgabe der Frau, die Gott zur Gefährtin des Mannes bestimmt, und welch' ernste Pflichten darin lägen, ihm überall durch herzliches Interesse und verständige Teilnahme zu folgen 2c. 2c.

Leider war unser Standpunkt ein zu verschiedener; welch' unbegrenzte Hochachtung und Liebe Clemens für sie hegen müsse, bemerkte ich, da er es nicht einmal in

Beziehung des Wissens ertrüge, Makeln an ihr zu finden; dies aber machte sie erst recht verwirrt und ängstlich: „Frauen sind ja nie so gescheit und gelehrt wie die Männer," meinte sie. „Allerdings," lautete meine Antwort, „halte ich es für durchaus verfehlt, den männlichen und weiblichen Geist auf eine Stufe zu stellen; aber, Marguerite, zwischen Gleichstellung und verständigem Eingehen auf seine geistigen Interessen liegt dieselbe Kluft als zwischen prunkender Blaustrumpfgelehrsamkeit und ernstem, gediegenem Wissen, das nicht aus seinen Grenzen treten will und sich gerne belehren läßt." Ein nervöses Zittern ging durch ihre zarte Gestalt: „Das kann ich nicht, das kann ich nicht; dazu habe ich viel zu wenig gelernt, und wieder auf die Schulbank zurückzukehren, dünkt mir unmöglich. In Bezug auf mein Wissen verlange ich keine Hochachtung von meinem Manne; mag er immerhin in dieser Hinsicht tief auf mich herabschauen, das ist mir einerlei, wenn er nur seine kleine, unwissende Frau recht lieb hat, so wie sie ist." Ihr in dürren Worten zu sagen, daß sie durch solch' thörichten Eigensinn ihren Mann um ein gutes Stück Glück und berechtigter Befriedigung bringen würde, dazu hatte ich kein Recht; wer weiß, was sie sich alles in ihrer aufgeregten Stimmung eingebildet hätte; meine verblümten schonenden Andeutungen aber verstand sie nicht und was sollte man erwidern, wenn sie mit der treuherzigsten Miene der Welt versicherte: „Mama lernte noch weniger als ich, und Papa sagte immer, es käme gar nicht darauf an, ob eine Frau ein wenig mehr oder weniger wisse." Dabei blieb es, um so mehr, da Marguerite bald Grund zu süßen, heiligen Hoffnungen bekam. Sie ist nun schon zum drittenmale Mutter ge-

worden; eine fromme, vortreffliche Mutter, die sich kaum je von ihren Kleinen zu trennen vermag und in seliger Genügsamkeit nicht einmal von einem jeweiligen Stadtaufenthalt reden hören mag. Sie geht fast ganz im Kinderzimmer unter und außer in den Schlafzeiten der Babies, findet man sie selten allein in ihrem Salon. Graf Clemens beschäftigt sich ebenfalls sehr viel mit den Kindern; Marguerite geht ja in ihrer Aengstlichkeit und ihrem Anlehnungsbedürfnis so weit, daß sie ohne seine thätige Hilfe keine Entscheidung im Kinderzimmer trifft, weshalb die Kinderfrauen den Herrn Grafen als handelnde, maßgebende Persönlichkeit in ihrem Bereiche betrachten. Nun, er hat Zeit dazu; trotz allem Eifer, mit welchem er sich der Bewirtschaftung der ihm sämtlich übergebenen Güter widmet, trotz ausgeprägter Jagdpassion, die in den ausgedehnten Waldungen volles Genüge findet, bleibt ihm manche Stunde zu freier Verfügung. Besondere Lieblingswissenschaften hat Graf Clemens nicht; er machte tüchtige Studien, wodurch ein gewisses allseitiges Interesse und Verständnis in ihm geweckt wurde, was, im anregenden Verkehre einer unterrichteten, geistreichen Frau gefördert und verklärt, gewiß veredelnd gewirkt und Gediegenes hervorgebracht hätte; unter den obwaltenden Verhältnissen jedoch kann davon keine Rede sein. Gemeinschaftliche Lektüren gehören bereits zu den Seltenheiten, wenn sie überhaupt je stattfinden; musikalisch gebildet ist Marguerite auch nicht und so kommt es, daß die Abende keineswegs, wie in so vielen jungen Ehen, den Glanzpunkt des Tages bilden. Marguerite gähnt über einer leichten Handarbeit, während Graf Clemens für sich schreibt oder liest.

Wien, April 18 . . . Fee war sehr krank an Diphtheritis; doch erholt sie sich, Gott sei Dank, rasch. Es gereichte mir zu großem Troste, sie ausschließlich pflegen zu dürfen und das Bewachen und Behüten ihrer Rekonvalescenz wird mir nun zur Wonne. Ich atme doppelt auf im Glanz und Sonnenschein des jungen Jahres, weil jeder Sonnentag meiner Felicitas neue Lebenskraft verleiht; ich genieße, wie ich es vielleicht noch nie gethan, das Keimen und Sprossen in der Natur, Vogelgesang und Vogelgezwitscher, die rasch zunehmenden Tage und die milden Frühlingsregen, welche frisches Grün und eine Fülle von Duft hervorzaubern . . . . Entzückt ja doch dieses alles meine kleine Fee, die ein gar zartes, sinniges Gemüt hat. Morgen fangen wir in beschränkter Weise wieder zu lernen an. Ein wenig Selbststudium, kurzes, öfter im Tage sich wiederholendes Ausfragen in den verschiedenen Lehrfächern — das übrige muß teils gesprächsweise, teils durch Lektüren und Auszüge, die dem ursprünglichen Stundenplan angepaßt sind, erreicht werden. Auch spiele ich ihr oft Klavier vor, erkläre ihr die Art und Weise der Uebung und des Vortrages verschiedener Musikwerke und lasse sie möglichst tief in die Schönheit und Weihe meiner Kunst eindringen. Es ist ja das Meiste anders als bei ihren Altersgenossen; weil aber alle unsere Beschäftigungen auf das bestimmte Jahresziel hinarbeiten, erreichen wir es immer; die Lenksamkeit, Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit meiner Fee sind mächtige Bundesgenossen dabei. Für mich liegt ein unverkennbarer Reiz darin, alle Schwierigkeiten und Hemmnisse zu überwinden. Ich seufze wohl häufig; öfter aber gewährt es mir erfrischende Befriedigung, tausend neue Pläne und Kombi-

nationen auszudenken, statt zum drittenmale die Schablone des Schulzimmers durchzumachen. Meine Natur ist einmal so geartet, daß ihr Ringen und Kämpfen mehr zusagen als die Bequemlichkeit des ewigen Einerlei. Ich genieße das volle Entzücken des Bewußtseins, meiner Schülerin Ein und Alles zu sein. Dieses unbegrenzte Hingeben ist mein Lebenselement und meine Klippe; es kann ja nicht immer so bleiben, und dann kommt die Bangigkeit des Losreißens, wie ich es bei den Zwillingen schmerzlichst empfand. Es bleibt immer das alte Lied in tausend neuen Variationen; ich kann nichts dafür, daß ich ein so heißes, leidenschaftliches Naturell habe und mein Herz nicht gleichen Schritt mit meinen Jahren halten will. Und es ist schwer, beständig in weltlichen Verhältnissen zu leben, mit ihnen rechnen zu müssen und doch keinen wahren Anteil daran zu haben. Freilich, wäre ich nicht feige und selbstsüchtig, dann würde ich frohlocken, daß mein göttlicher Bräutigam die Konsequenzen aus meinem Treueschwur zieht und aus meinem Herzblut mein Brautgeschmeide bereitet, welches um so leuchtender werden wird, je reichlicher dieses Herzblut eben fließt. O, Liebhaber des Kreuzes, göttlicher Bräutigam! wie wenig verstehe ich Dich . . . Hilf, daß ich wenigstens so weit komme, den letzten Platz unter Deinen Bräuten getreulich auszufüllen . . . .

Wolsky, Juli 18 . . . Der Graf reiste dieses Jahr mit Isabelle und Felicitas nach Wildbad, während ich einen Teil dieser Zeit bei Madeleine verbringe, die, kaum genesen von ihrem zweiten Wochenbett, sonst allein bliebe, da Walter verwickelter Geschäfte halber bei seiner ältesten Schwester weilt, die plötzlich Witwe wurde. Zum ersten-

mal bringe ich längere Zeit hier zu; Madeleine ist entzückt, mich zu haben; zwischen ihr und den herzigen Kinderchen wird es schön und gemütlich werden.

Wolsky, Aug. 18 . . . Morgen reise ich zu Oskars Primiz nach Hause. Es war eine stille, gesegnete Zeit, diese Zeit in Wolsky, und da Walter und Madeleine mich mit innigem, herzlichem Vertrauen umgeben, konnte ich mich so recht von ihrem häuslichen Glücke überzeugen. Ja, Madeleine ist die rechte Frau für Walter, seine Gefährtin im besten Sinne des Wortes. Es giebt kein Interesse, das sie nicht zusammen teilen, und doch bleibt jedes in seiner Stellung, hat jedes sein Pflichtenbereich, in das das andere nicht übergreift in ungeordneter Weise. Madeleine findet jegliche Stütze und Hilfe an ihrem Manne; sie benützt sie mit der ganzen weichen Schmiegsamkeit ihrer Natur; dennoch aber wird auch er gehoben, gefördert durch die geistige Atmosphäre, mit der sie ihn umgiebt. Sie ergänzen einander, jedes schaut zu dem anderen empor, jedes traut dem anderen alles zu in großherziger Hochachtung. Ja, Gott sei gepriesen für diese Ehe! und Gott sei gepriesen, daß ich Walter in Ruhe und Frieden begegnen und mich freuen kann an seinem Glücke. Ich fühle keinen Schmerz mehr ihm gegenüber, wenn ich auch dem Gedanken an unsere Liebesepisode aus dem Wege gehe. Traurig bin ich nicht, von Wolsky zu scheiden; meine süße Madeleine braucht mich ja nicht zu ihrem Glücke, ebensowenig Walter; ich habe das gewußt und selbst herbeigeführt; Gott sei dafür gepriesen, gelobt sei Jesus für alles, das sage ich aus tiefinnerster Seele, obwohl ich ein schmerzliches Pochen meines Herzens noch nicht zu verhindern vermag, wenn Erinnerungen an das

schneidendste, bitterste Weh meines Lebens heraufbeschworen werden.

„Es war ein Traum, und ach, wie war er sonnig,
Wie freudenvoll und wie bezaubernd schön,
Wie eines Frühlings erster heiterer Morgen,
Doch ach, zu reizend auch, um zu besteh'n.

Es war ein Traum, so duftig wie die Rose,
Die eben erst der Knospe sich entwand,
So spiegelnd lockend wie der Regenbogen,
Doch auch so rasch wie dieser er verschwand.

Es war ein Traum, der erste Traum des Herzens,
Es war des jungen Herzens erster Mai,
Es war das Glück, das sich ihm schimmernd zeigte,
Und wie die Seifenblase sprang's entzwei.

Es war ein Traum! — hart war es zu erwachen,
Er hatte zu viel Seligkeit gebracht;
So folgt wohl auf den ersten Tag im Lenze
Die unverhoffte eis'ge Winternacht.

Es war ein Traum, jetzt ist er längst vergessen,
Daß einst ich hab' geträumt, ich weiß es kaum,
Zuweilen nur zuckt's schmerzlich durch die Seele,
Doch leise sag' ich nur: „Es war ein Traum!"

Brackel.

R., Sept. 18 . . . Ich habe wenig Zeit und Lust zum Schreiben; trotzdem will ich Oskars Ehrentag, den Tag seiner Primiz, hier verzeichnen. Wieder eines jener Feste, welche wir auf Erden feiern, die aber dem Himmel

angehören. Gott segne den Priesterberuf meines Oskar, den schönsten, den es in diesem Leben giebt.

R., Sept. 18 . . . Noch ein Fest, bevor ich von hier scheide; mein Bruder Felix hat sich mit Gretchen Müller verlobt. Während ihrer Pensionatszeit kam sie öfter in unser Haus, ebenso später, als sie statt Zögling in der Schule Fräulein Bertoldys Lehrerin wurde. Dennoch kam alles rasch und unerwartet; aber es ist eine glückliche Wahl, die beiden Ehre macht. Fräulein Bertoldy ist sehr alt geworden in diesem letzten Jahre. Ihr geplanter Rücktritt erfolgt erst diesen Herbst. Ich kann mir mein liebes Pensionat gar nicht ohne Fräulein Bertoldy denken; freilich bleibt sie in der Stadt und wird wohl häufig zu Rate gezogen werden. Aber der Wechsel berührt doch wehmütig . . . . so gehen die Zeiten.

Wien, Jan. 18 . . . Isabelle macht mir ein wenig Sorge; ich wollte, sie träfe bald eine glückliche Wahl und ließe sich nieder fürs Leben. Der erste Reiz des Ausgehens schien bereits voriges Jahr verrauscht; sie gewann mehr Geschmack an ernsten Beschäftigungen; auch in der Haushaltung gab es kaum mehr Verdruß. Dieses Jahr aber stürzte sie sich wieder kopfüber in den Vergnügungsstrudel; der Graf findet häufig an ihr zu tadeln. Was geht mit dem Kinde vor? frage ich mich häufig. Leider ist Isabelle verschlossener als ihre Schwestern, und wenn sie merkt, daß man etwas aus ihr herausbekommen möchte, dann verschließt sie sich erst recht; diese Eigenart blieb ihr von dem früheren, trotzigen Wesen. Ich höre freilich allerhand munkeln, sie ließe sich von verschiedenen Seiten übermäßig den Hof machen, ein gewisser Graf Retern aber sei sterblich in sie verliebt, und da Isabelle ihn auf-

fällig bevorzuge, werde wohl seine Werbung alle anderen in Schatten stellen. Letzteres sagte mir sogar der Graf. Es wäre eine außergewöhnlich gute Partie, die in jeder Beziehung befriedigte; der wenigstens achtzehn Jahre ältere Mann mit dem stählernen Charakter und dem ernsten Sinn wäre wie geschaffen, die etwas heißblütige und leichtlebige Isabelle durchs Leben zu leiten. Aber, wie kommt letztere zu solchem Geschmacke? . . . . freilich war sie immer ein eigentümliches Mädchen; ihr Innerstes ist ja gut, nur die Oberfläche zeitweilig getrübt durch ihr leichtes, tändelndes Wesen.

Febr. 18... Heute findet der Hausball statt; noch nie lauschte ich den zu mir dringenden Tanzweisen mit solch' schwerem, bekümmertem Herzen. Der Graf erkärte Isabelle diesen Vormittag, da seine Mahnungen und Wünsche so wenig Berücksichtigung bei ihr fänden, so würde sie diesen Winter in keinem Salon mehr erscheinen; es sei denn, sie liefere auf dem heutigen Balle den Beweis, daß sie ihre beanstandete Art gründlich ändere. Ihr Betragen verletzte den Grafen dermaßen, daß sogar die Reize der Wolsky'schen Enkelchen, die mit ihren Eltern bei uns wohnen, heute abend verloren gingen. Während der Toilette suchte ich noch einmal mit Isabelle zu reden, ohne sie aus ihrem düsteren Trotze herauszubringen. Ich konnte mich nicht enthalten, da Walter als letzter ins Lernzimmer kam, gute Nacht zu wünschen, ihm nachzugehen, um seine Meinung über Isabelle zu erfahren. Er schüttelte aber nur den Kopf und sagte, man würde nicht klug aus ihr und könne allerlei Ueberraschungen erleben.

Febr. 18 . . . Graf Retern hielt um Isabelle an und wurde abgewiesen, wie mir trotz allem Gerede eine

dunkle Ahnung vorhersagte. Graf Antfeld war außer sich, und das „ich weiß nicht,“ „ich kann nicht,“ das Isabelle allen seinen Vorstellungen und Fragen gegenüberstellte, machte die Sache nicht besser. Man kann in Wahrheit sagen, das junge Mädchen habe ihrem Bewerber ungerechtfertigte Hoffnungen gegeben, gleichsam mit seinem Herzen gespielt, ihn zum besten gehalten; glaubte ja ihr Vater selbst an eine Verlobung. Wir sind alle sehr bedrückt; eine solche Handlungsweise ist nicht Antfeld'sche Art, selbst bei Prinzessin, jetzt Fürstin Radomir kam es nicht so weit. Ich zerbreche mir umsonst den Kopf, was Isabelle zu solchem Betragen veranlaßt.

März 18 . . . Isabelle reiste heute mit Walter und Madeleine nach Wolsky ab; der Abschied war ein trauriger; der Graf zeigt noch immer große Entrüstung über seine Tochter. Wenn er erst alles wüßte! . . . Isabelle gestand mir vor dem Fortgehen die Ursache ihres Handelns; freilich in unzusammenhängenden Worten; doch reimte ich mir folgendes zusammen. Diesen Winter fanden wir in Wien einen gewissen Marquis de la Brède, französischer Gesandte, dessen Tochter fleißig in die Welt ging. Isabelle schloß sich der lebhaften Französin begeistert an; Graf Antfeld aber, dem der Ton des jungen Mädchens nicht gefiel, beschränkte den Verkehr nach Möglichkeit, was immerhin schwer hielt, da sich die Mädchen überall begegneten und nach Annäherung strebten. Allerhand thörichte Gespräche und zweifelhafte Späße fanden statt; Marie Louise de la Brède wurde der Mittelpunkt einer Koterie, welche den leichtsinnigsten Teil der Wiener Comtessen umspannte. Isabelle, die anfing sich in der Welt zu langweilen, atmete auf; hier gab es etwas Neues,

Sensationelles, und die Heimlichkeitskrämerei und kleinen Künste, welche angewendet werden mußten, um trotz der strengen Aufsicht des Grafen ihre Beteiligung möglich zu machen, amüsierten die jungen Damen erst recht und gaben Isabelle eine gewisse Ausnahmsstellung, die ihr ungeheuer zusagte und schmeichelte. Da tauchte um Weihnachten herum Graf Retern in der Gesellschaft auf; er hatte ein sehr interessantes Aeußere, klingenden Namen und klingende Münze; aber er war viel zu gesetzt und ernst, um die jungen Mädchen nach Art der meisten jungen Herren zu umschwärmen, und bei weitem nicht alt genug, um ihnen den Hof zu machen, wie es Herren thaten, denen die Berührung mit Jugendlust und Jugendzauber Freude und Verjüngung bringt. Kurz und gut, Graf Retern beschränkte sich auf die knappsten Formen der Höflichkeit und schien im übrigen kaum zu merken, daß es überhaupt eine Marie Louise de la Brède, Isabelle Antfeld, Gabriele Arntheim ꝛc. ꝛc. gäbe. Die jungen Mädchen staunten und ärgerten sich über solches Gebaren; allerhand Gerüchte über Graf Retern durchflogen ihren Kreis und sie beschlossen, sich für seine Bärenhaftigkeit, wie sie es nannten, zu rächen. Ehe der Karneval vorüber sei, sollte er schmachtend zu den Füßen der einen oder anderen liegen weil er aber viel mit Graf Antfeld verkehrte und in unserem Hause kein seltener Gast war, sollte Isabelle die Rache vollstrecken. Anfangs faßte sie die Sache nur als angenehme Abwechslung auf, nach und nach aber fand sie Gefallen an ihrer Rolle, verschiedene Aeußerungen der Mädchen, ob sie nicht doch den kürzeren ziehen würde, indem sie sich z. B. in Graf Retern verliebte, veranlaßten ein rascheres Vorangehen — und wenn Isabelle will,

kann sie sehr liebenswürdig sein. Ich fragte, ob sie die Folgen ihrer Thorheit nicht gefürchtet habe: „hie und da schon," lautete die Antwort. „Der Triumph aber reizte mich, und ich glaubte nicht, daß es so ernst werden würde und gleich zu einer Anfrage bei Papa käme. Ach, ich wünschte, weder Marie Louise noch Graf Retern hätten je meinen Weg durchkreuzt, und es wäre nicht gar so langweilig auf der Welt!" Das junge Mädchen zerfloß in Thränen und ich ebenfalls; denn ich dachte an den Unterschied zwischen ihr und ihren Schwestern, wie sie dieselbe Erziehung genossen, dieselbe Atmosphäre eingeatmet hatte fort und fort. Und doch kann auch Isabelle so lieb sein; dem armen Kinde fehlt eben die Mutter, die ich ihr vielleicht wegen ihres schwierigen Charakters weniger ersetzen konnte. Sie dauerte mich unendlich... Freilich handelte sie unrecht, sehr unrecht; aber aus kindischem Leichtsinn, nicht aus Bosheit. Madeleine wird milde mit ihr umgehen; sie ist ja von Natur aus so sanft und hatte immer etwas Mütterliches für ihre Geschwister; Walter aber ist entrüstet, wie ich ihn noch nie gesehen und nimmt seiner Schwägerin gegenüber, die in seinen Augen immer noch ein halbes Kind ist, kein Blatt vor den Mund.

Rosenburg, Juli 18 . . . Nun sind wir wieder hier im trauten Neste und wurden gleich mit einer Trauernachricht empfangen. Die gute alte Marquise ist heute morgen sanft entschlafen. Ich gönne ihr die ewige Ruhe, die sie längst ersehnte; solche Verluste aber gehen immer unendlich nahe.

„So geht einer nach dem andern
In die süße heilige Ruh'
Und nach mühevollem Wandern
Fallen alle Augen zu."

Welches Beispiel der Treue und Opferwilligkeit gab sie allen! Tiefen Eindruck machte es mir, als ich erfuhr, daß sie jeden Vormittag der Nächstenliebe in Spitälern oder Armenwohnungen in rührendster Weise oblag, ja es sogar nicht scheute, oft Pionierdienste für Geistliche zu leisten, indem sie ihnen die Wege dort ebnete und vorbereitete, wo sie nicht ohne weiteres Einlaß erhielten. Wie wird Marguerite diese Trauer empfinden! Sie ist in Wahrheit der gute Engel der Familie geworden und pflegt ihre Mutter, die am Krebs unheilbar darniederliegt.

Wien, Dez. . . . Der Vorabend von Weihnachten heute; eben verläßt mich Fee nach ihrer sogenannten halben Stunde, die ich zur Vorbereitung auf jedes Fest mit ihr halte, seitdem sie ihre Betrachtung allein macht. Diese Einrichtung dünkt mir sehr kostbar, weil ich dadurch unmittelbar in ihre religiöse Entwicklung eingreifen kann. „Das Kirchenjahr ist das Tagebuch des Tabernakels," sagte einst ein Prediger. Die Feste kehren wieder; in vollendeterer Weise werden sie uns im Himmel sein, was sie uns auf der Erde gewesen; ihr Inhalt aber ist unerschöpflich wie die Wahrheit selbst. Christus der Herr schreitet durch die Zeiten, indem er uns die Früchte seines Lebens, Leidens und Sterbens in nie versiegender Fülle auf dem Throne seiner Liebe darreicht. Jedes Fest sollte die innige Vereinigung mit Gott dem Herrn fördern; wie wir in der Stunde des Todes mit ihm verbunden sind, so bleiben wir es ja die ganze Ewigkeit hindurch; welch' mächtiger Sporn zur Pflege des inneren Lebens!

„Und was sich hier vollzogen
Im heiligen Sakrament,

Genießen wir dort oben
In Seligkeit ohn' End."

Hie und da suche ich auch meiner kleinen Fee etwas von der Süßigkeit der Worte beizubringen: „Ich weiß nichts zu wünschen außer Jesum, den ich liebe." In jedem Leben soll ja dieser Gedanke Nachklang finden, wenn es sich auch nicht um die ungeteilte Hingabe gottgeweihter Seelen handelt. Isabelle weilt natürlich schon längst wieder bei uns; sie ist gesetzter, ernster geworden; neulich anläßlich eines Besuches bei Hedwig sprach sie so lebhaft von dem Glücke der Schwester, daß man hätte meinen können, sie beneide dieselbe darum. Trotzdem kann ich mir Isabelle noch weniger im Kloster als an der Seite des ernsten Grafen Retern denken. Unsere Hauptaufgabe liegt für den Augenblick in der Sorge, die verderbliche Langweile nicht aufkommen zu lassen. Leicht erscheint dies nicht; Isabelle ist trotz der gleichen Erziehung so verschieden von ihren Schwestern; von Zeit zu Zeit taucht eine gewisse brennende Unruhe in ihr auf, die beweist, daß sie noch nicht imstande ist, den rechten Ernst des Lebens festzuhalten. Ich ängstige mich oft unbeschreiblich um sie und gäbe, ich weiß nicht was, darum, wenn ihr Los befriedigend entschieden wäre. Ihre große Leidenschaft ist jetzt das Singen; sie hat in der That eine wundervolle Stimme, so weich, so süß, so klingend . . . . Mit diesem Gesang, fürchte ich, umstrickte und bethörte sie Graf Retern hauptsächlich; denn sie sang häufig abends beim Thee, wo sich nur wenige gute Bekannte einfinden. Nun hat sie ein gewisses Liebeslied irgendwo aufgegabelt, das sie mit Vorliebe singt, natürlich nur in den oberen Regionen.

„Ich habe die Welt durchzogen so weit,
Und es wandert mit mir der alte Streit;
Heim bin ich gekommen, das Herze mir brennt,
Ach, wenn ich nur wieder wandern könnt!
Mich halten nicht Mauern, nicht Riegel, noch Schloß,
Mich halten zwo Augen, so blau und groß;
Und ständ' mir mein feurigstes Rößlein zur Hand,
Wollt' tragen mich wieder von Land zu Land
So gern in die Ferne, von Ort zu Ort —
Ich sah Dich ja wieder, kann nimmermehr fort."

Was Isabelle damit will, dabei denkt, erkläre ich mir nicht. Ob sie die Gegensätze liebt? . . . . . Ihre Lage ist jedenfalls eine ganz andere. Graf Retern fand sein Gleichgewicht vollständig wieder; er verließ seiner Enttäuschung wegen niemals Wien, wo er einen einflußreichen Posten bekleidet, und hörte, da Isabelle nach Wolsky geschickt wurde, nie auf, in unserem Hause zu verkehren. Er ersuchte den Grafen, Isabelle zu bitten, das Vorgefallene zu vergessen. „Es war ein schöner, aber verwegener Traum," sagte er, „wie konnte ich glauben, Ihre junge, reizende Tochter, die unter Hunderten wählen kann, würde an einem so viel älteren Manne Gefallen finden. Ich war der Thor und bin allein zu tadeln, daß ich mich zu solchen Hoffnungen verstieg."

Wien, Ostern . . . Wir brachten eine von allen vorhergehenden verschiedene Karwoche zu. Vor einem halben Monate erkrankte Felicitas an einer Bronchitis, die die Lungenentzündung streifte, dann folgte der Keuchhusten. Der liebe Gott will dieses Kind früh in die Schule des Leidens und der Entbehrungen einführen; mit

Gelassenheit und Geduld verzichtete sie auf alle kirchlichen Feierlichkeiten; denn die Karwoche traf sie noch im Bett. Wir bereiteten uns dadurch mehr zusammen auf das Osterfest vor, als es in gesunden Tagen bei Feechens sechzehn Jahren der Fall gewesen wäre. Statt der Betrachtung, zu der Felicitas natürlich viel zu krank war, gab ich ihr von Zeit zu Zeit einen Gedanken aus derselben zu verdauen, verrichtete die gewohnten Stoßgebetchen des Tages laut, machte mit ihr die vorbereitende, neuntägige Andacht und die tägliche fromme Lesung. Ich werde diese Art an Krankenbetten beibehalten; geistige Nahrung, tropfenweise geboten, ermüdet die Leidenden nicht und gewährt ihnen Trost, Belebung und Halt, inmitten der Zerstreuungen, mit denen unsere Liebe sie umgiebt.

Wien, Mai . . . Felicitas hat ein ausgesprochenes Schreibtalent. Wie es bei allen Kindern gemäß des Studienplanes geschah, so nahm ich von dem fünfzehnten Jahre an auch mit Fee die Verfassung kleiner Geschichten in die Aufsatzübungen auf. Zuerst werden dieselben besprochen, allmählich verkürzt man die Besprechungen, bis schließlich nur mehr der Titel gegeben wird, der am Ende ebenfalls der eigenen Wahl anheimfällt. Die drei älteren Mädchen zählten über siebzehn Jahre, bis dies letzte Ziel erreicht wurde, während Felicitas bereits bei demselben anlangte. Sie schreibt reizende Geschichten und zeigt ganz besondere Lust dazu. „Licht und Schatten“, „Das Leben eines Heckenröschens von ihm selbst erzählt“, „Die Zwillinge“, „Gertrud“, „Der erste Versuch“, „Die fremde Cousine“, „Die Leichensagerin“, „Die alte Mühle“, das alles sind von ihr selbst ersonnene und ausgeführte Erzählungen. Viel Freude und Nutzen kann dieses hübsche

Talent ihr und anderen bereiten, wenn dessen Keime treu gepflegt und entwickelt werden; gerade für Felicitas, die zarte, kränkliche, ist es Gold wert. Ihre Jugend läßt sich so gar nicht mit derjenigen ihrer Geschwister vergleichen. Schon im Aeußeren ist sie von den Schwestern verschieden; während jene, sogar Madeleine, hochgewachsen, schlank und blühend sind, blieb Felicitas klein, schmächtig, auf den ersten Blick unscheinbar, trotz der feinen Gesichtszüge und des regen Geisteslebens. Sie hat die Blütezeit des Vaterhauses, das frische, frohe Zusammenleben mit den übrigen Kindern wenig genossen; der Altersunterschied war ein zu bedeutender und Fee zählte keine drei Jahre, als der Verlust der Mutter das Heim in einen Trauerflor hüllte, der erst im Himmel vollständig gelichtet werden kann. Trotzdem ist sie des Vaters Sonnenschein, sein Liebling geworden. Ich vergaß den Augenblick nie, da die Kleine nach der Taufe zur Mutter gebracht wurde und diese, zu ihrem am Bett stehenden Mann aufschauend, das Kindchen in seine Arme legte und „Felicitas" sagte mit einem Ausdruck, einer Betonung, die mir unverlöschbar blieben. Und „Felicitas" wurde sie ihm im besten Sinne des Wortes; schon als Baby war sie am meisten um ihn, ihre Erziehung bereitete keine Schwierigkeiten; ohne Zank und Strafen ging sie vor sich und reift befriedigendster Vollendung entgegen.

Rosenburg, Sept. . . . Beatrix de Montbel weilt seit einiger Zeit hier und wird auch noch über die Jagden bleiben. Sie ist ein nettes, liebes Mädchen, älter als Isabelle; aber wenn man erwachsen ist, macht dies nichts aus. Der Graf möchte gern eine Heirat bewerkstelligen zwischen ihr und Graf Retern; obwohl er ein abgesagter

Feind von Heiratsmacherei ist, so fühlt er sich doch in diesem Falle verpflichtet, weil er das Unrecht nicht verschmerzen kann, das seine Tochter Retern zugefügt hat.

Rosenburg, Okt. . . . Ich bin in großer Bewegung und Aufregung. Mir war immer nicht wohl bei den Heiratsplänen des Grafen; ich wußte selbst nicht warum. Doch ich will der Reihe nach erzählen. Seit acht Tagen geht es lebhaft in Rosenburg zu, wie ich es nun schon o oft in den Jagdzeiten erlebte. Graf Retern traf unter den ersten Gästen ein und schien sich hier außerordentlich zu gefallen. Von Beatrix de Montbel aber als passende, gute Partie wollte er nicht viel wissen; er wünsche nicht, erklärte er dem Grafen, nochmals seine Ruhe zu verlieren, um vielleicht einen zweiten Korb zu holen. Doch Graf Antfeld setzte ihm scharf zu und führte die beiden bei jeder Gelegenheit zusammen. Sie unterhielten sich auch ganz gut miteinander, obwohl man nach meiner Ueberzeugung nichts weiteres an ihnen bemerkte. Zugleich mit Retern traf auch ein Freund von Graf Clemens, Baron Waldau, ein, der bald Isabelle den Hof machte. Nach den ersten Tagen, wo vielleicht etwas mehr Zurückhaltung am Platze gewesen wäre, schlug der Wind plötzlich um; das junge Mädchen behandelte ihren Bewerber mit abstoßender Kälte, die oft an Unhöflichkeit grenzte und sie mit Graf Clemens in Streit verwickelte. Gestern abend, Felicitas lag bereits zu Bett, wanderte ich, verführt vom schönen Mondschein, noch etwas im Garten umher. Die Luft war milde wie im September; noch nie erinnere ich mich, um diese Zeit die Bäume so belaubt, die Wiesen so frisch und grün gesehen zu haben. Allerlei Gedanken

stiegen in mir auf; wie sehr bin ich doch mit dieser Scholle Erde verwachsen; komme ich ja nun schon zum achtzehntenmale hierher; was erlebte ich alles in dieser Zeit, Freudiges und Trauriges .... Vom Hause her klang Musik und in den erleuchteten Salons konnte ich die Schatten tanzender Paare unterscheiden. Plötzlich huschte eine weiße Gestalt den Weg hinunter und unterdrücktes Schluchzen traf mein Ohr. „Isabelle!“ rief ich erschreckt, „was thun denn Sie hier?“ Isabelle warf sich leidenschaftlich in meine Arme und weinte, wie ich sie noch nie hatte weinen sehen. Trotz aller Bemühungen konnte ich aus ihr nichts herausbringen; als ich sie aber sachte gegen das Haus führen wollte, widerstand sie. „O, lassen Sie mich hier; ich kann es nicht weiter ertragen und mit ansehen.“ Eine unheimliche Ahnung durchzuckte mich; fester umschlang ich das arme Mädchen. „Isabelle! um's Himmels willen, sprechen Sie.“ „Ich kann es nicht sehen, wie eine andere ihn für sich gewinnt; ich liebe ihn ja so unaussprechlich.“ „Wen?“ fragte ich mit stockendem Atem. „Retern!“ stieß sie hervor. Wäre ein Blitzstrahl vor mir niedergefallen, ich hätte nicht erstarrter stehen können; doch Isabelles Leidenschaftlichkeit brachte mich rasch wieder zur Besinnung. Wie ein gestauter Strom mit desto größerer Gewalt die Schranken durchbricht, so machten sich ihre lang verborgenen Gefühle, mit einer Rückhaltlosigkeit Luft, welche mich die verschlossene Isabelle kaum mehr erkennen ließ. Ratlos stand ich daneben, als es endlich hieß: „Was soll ich anfangen? ... helfen Sie mir! o, helfen Sie mir zu meinem Glücke!“ Gedanken und Pläne gingen mir wirr durcheinander. „Nur fort, nur fort von hier,“ rief Isabelle, „wenn ich ihn nicht haben soll;

nur nicht sehen müssen, wie eine andere das für sich gewinnt, was mir zukömmt!" „Aber liebstes, bestes Kind! Sie wollten ja seine Liebe nicht," fühlte ich mich verpflichtet zu sagen. „Ich Thörin! wie oft verwünschte ich meine Verblendung; schon bei meiner Rückkehr nach Wien war ich anders gestimmt; wenn er seine Werbung nur noch ein einziges Mal wiederholt hätte, alles wäre gut geworden." „Man spielt nicht ungestraft mit Herzen," schwebte auf meinen Lippen; doch unterdrückte ich diese harte Entgegnung. Des anderen Morgens mußte ich Graf Antfeld die notwendigen Eröffnungen machen; es waren keine angenehmen Augenblicke, die ich dort zubrachte; endlich kamen wir überein, daß ich Isabelle nach Wolsky bringen würde.

Rosenburg, Okt. . . . . Heute bin ich von Wolsky zurückgekehrt; Isabelle wäre am liebsten wieder mit mir heimgefahren. Sie findet dort ebensowenig Ruhe als hier und quält sich unsäglich mit Vorstellungen, was sich wohl alles zwischen dem Liebespaar ereignet. Ich mußte ihr versprechen, täglich Nachricht zu geben. Wie sie eigentlich zu dieser Liebe gekommen, ist mir ein Rätsel. Die ganze Sache ging verkehrt von Anfang bis Ende. Es scheint, daß Isabelle schon bei ihrem gefährlichen Spiele Feuer fing, ohne es sich selbst einzugestehen; der Triumph wäre kein echter; die Freundinnen würden es als eine Art Niederlage betrachten, wenn sie sich in den von ihnen bekrittelten und herabgesetzten Mann verliebte. In der Einsamkeit von Wolsky bereute sie ihr Ungestüm halb und halb; sie begann zu hoffen, daß Retern sich nicht in ihre Weigerung fände; eine recht ungewöhnlich feurige, leidenschaftliche Werbung erträumte und ersehnte sie für

ihre Rückkehr nach Wien. Ihr Herz war ihr bereits unbewußt durchgegangen; sie konnte die Gefühle, denen sie so lange die Zügel hatte schießen lassen, nicht mehr bemeistern. Sie träumte und hoffte weiter; je ruhiger er wurde, desto unruhiger wurde sie, bis schließlich die Katastrophe eintrat. — Natürlich bemüht sich der Graf nicht mehr, Beatrix und Retern bei jeder Gelegenheit zusammenzuführen; doch sagt er: „Wenn sie sich finden, sollen sie sich heiraten; Gott weiß, ich hätte Retern gern zum Schwiegersohne gehabt, aber Isabelle zeigte sich seiner unwürdig.“ Letztere schreibt mir trostlose Briefe und läßt es an Selbstanklagen und Selbstvorwürfen nicht fehlen: „O, Tücke der Verkehrtheit!“ schrieb sie neulich, „mit kindischer Hand dasselbe Glück zurückgestoßen zu haben, zu dessen Erlangung mir jetzt kein Opfer zu schwer dünkte.“ Und ich frage mich oft mit Entsetzen, was wird aus der leidenschaftlichen Isabelle werden! . . . . Man kann nur beten und die Augen schließen . . . . .

Rosenburg, Nov. . . . Nie dünkte mir eine Jagdsaison so lange wie dieses Jahr. Noch bis Ende der Woche bleiben die meisten Gäste. Aus dem sogenannten Liebespaar werde ich nicht klug; einmal denke ich, es kommt dazu, dann wieder das Gegenteil.

Felix befindet sich hier bei seinen Schwiegereltern mit Gretchen und einem Kinde. Seine Gegenwart freut mich sehr; ich verbringe die meiste freie Zeit im Doktorhause, wo auch Felicitas gern verkehrt. Das junge Paar hat mir so vieles zu sagen von künftigen Plänen und jetziger Glückseligkeit, und ich muß oft alle meine Kräfte zusammennehmen, um nicht zerstreut dabei zu sitzen, so sehr beschäftigt und bekümmert mich das Drama im

Schlosse. Glücklicherweise ist Felix ein leidenschaftlicher Musikfreund; in der Dämmerung, wo ich meistens herüberkomme, sitzt er mit seinem Frauchen Hand in Hand, meinen Weisen lauschend. Der kleine Robert weilt dann bei Großmama, und der Doktor, wenn zu Hause, zählt ebenfalls zu meinem aufmerksamsten Auditorium. Am Klavier aber kann ich mich immer vergessen oder vielmehr erheben über das Getriebe des Lebens, und ich fühlte schon Gewissensbisse, daß ich mich leichter in meine geliebte Kunst als in die Geschicke anderer vertiefe. Und doch liebe ich meinen Bruder Felix so warm und innig . . . Freilich ist er jetzt dermaßen zufrieden und glücklich, daß er keiner sehr regen Teilnahme bedarf; dennoch möchte ich ihm nicht um alles in der Welt kalt und lieblos erscheinen.

Rosenburg, Nov. . . . Graf Retern ist heute abgereist; beim Abschiede dankte er dem Grafen für seine guten Absichten; er schätze Beatrix sehr hoch, zu einer zweiten Werbung aber könne er sich nicht entschließen; wer sich einmal in eines der Antfeld'schen Mädchen verliebt hätte, würde nicht so leicht durch eine andere getröstet und befriedigt. Heißt dies, daß Retern Isabelle noch immer liebt, oder nur, daß er sie geliebt hat? Der Graf wurde nicht klug daraus; er versuchte den Stand der Dinge anzudeuten, Retern aber ging nicht darauf ein; er sagte nur mehrmals: „Ich war ein Thor; um keinen Preis der Welt möchte ich ein zweites Mal meine Ruhe verlieren." Graf Antfeld ist nicht der Mann, um ohne festbegründete Sicherheit weitere Schritte in dieser Sache zu thun.

Rosenburg, Nov. . . . Isabelle kehrte heute heim; unruhig, trostlos und doch getröstet, noch hoffen zu dürfen.

Ihr Vater aber will ihr durchaus keine weiteren Aussichten eröffnen, die freilich ebenso viele Täuschungen geben könnten.

Wien, Jan. . . . Graf Retern kommt dieses Jahr weniger ins Antfeld'sche Haus; erscheint er aber, ist er der Gleiche. Man könnte ihn für taub und blind halten, daß er nichts von Isabelles Verfassung merkt, die in demütiger Einfachheit unendlich anziehender ist als in den Zeiten aufgeregter Gefallsucht. Ja, Isabelle veränderte sich sehr vorteilhaft; an Stelle ihres leichtsinnigen Wesens setzte sie echte jungfräuliche Würde. Warum, o warum mußte es erst jetzt geschehen? — warum, o warum machen sich die Menschen so unglücklich? Was gäbe ich darum, Isabelle und Retern zusammenzuführen! . . . .

Wien, Febr. . . . Isabelle wollte diesen Winter der großen Welt ferne bleiben; doch zuletzt besann sie sich anders. Der Gedanke, die Kluft zwischen ihr und Retern dadurch zu erweitern, erschien ihr unerträglich. Sie hegt nämlich die fixe, aber gewiß falsche Idee, Retern würde sich nun eine andere Braut aussuchen. „Und ich will dabei sein, in seiner Nähe, bis alle Hoffnung vorüber ist," sagt sie.

Wien, 17. Mai . . . Die Abschiedsbesuche sind gemacht, die Koffer gepackt; übermorgen reisen wir nach Rosenburg. Warum sollten wir die ganze herrliche Frühlingszeit in der Stadt verbringen, nun da keine zwingenden Gründe uns hier festhalten? Zwischen Isabelle und Retern ist es zu nichts gekommen; ich hatte so zuversichtlich gehofft, es würde alles wieder gut werden. Neulich, als er seit langer Zeit wieder einmal zum Thee kam, meinte ich, das langersehnte Glück wolle einkehren; sie schienen

wärmer, herzlicher miteinander, schon sah ich die Scheidewand kühler Zurückhaltung allmählich weichen, hinter welcher sich wenigstens auf der einen Seite ein brennendes Herz in peinvoller Sehnsucht verbirgt . . . Da kamen weitere Besuche und alle Hoffnungen verfielen in nichts; kälter und anscheinend gleichgültiger denn je schieden sie von einander.

Wien, 18. Mai . . .

„Und leis', wie aus himmlischen Höhen,
Die Stunde des Glückes erscheint,
So war sie genaht ungesehen
Und weckte mit Küssen den Freund."

Schiller.

Es war an einem lieblichen, stillen Maiabend, als Isabelles Geschick sich wendete. Ich glaube, ich vergesse die unscheinbarsten Kleinigkeiten dieser Stunde der Ueberraschung niemals. Ich werde immer den Garten sehen im Zauberlichte der untergehenden Sonne. Isabelle und Felicitas gingen zwischen den Beeten umher und besorgten ihre Lieblingsblumen; denn sie sind leidenschaftliche Gärtnerinnen. Später, nach gethaner Arbeit, wandelten wir unter dem duftigen Laubgange und freuten uns der vielen blühenden Büsche, des plätschernden Springbrunnens, der lauschigen Plätzchen, die inmitten der großen Stadt doppelt kostbar dünken. Wir versenkten uns in vergangene Zeiten; ich erzählte von Hedwig und Madeleine, von den ersten Jahren meiner Thätigkeit im Antfeld'schen Hause, von meinen thörichten Wünschen, dem brennenden Durste nach Glück, der mir verhängnisvoll wurde. Ich sprach in be-

sonderer Rücksicht auf Isabelle; die Vorwürfe, welche sie sich über ihr Betragen macht, gehen allmählich in Selbstquälereien bedenklicher Art über, und ist es auch heilsam, ja unumgänglich notwendig, immer und immer wieder an seine Brust schlagend aus tiefinnerster Ueberzeugung das mea culpa zu sprechen, so können diese Selbstanklagen dennoch gefährlich werden, wenn sie wie jetzt bei Isabelle alle anderen Gefühle überwuchern und die Thatkraft lähmen. Ich schilderte also meine eigene Thorheit, wie trügerisch oft das ist, was wir unser Glück nennen, und wie der liebe Gott aus unseren Fehltritten Gutes ziehen will. Nach und nach versilberten die Mondstrahlen das Wasser des Springbrunnens, und freundlich glitzerten die Sternlein am Firmamente; unsere Gespräche verstummten; jede folgte den eigenen Gedanken oder lauschte dem Liede der Nachtigallen, die in den blühenden Büschen schlugen, in jenen schmelzenden, langgezogenen Tönen, die so zaubervoll, so unnachahmlich zu unserem Gemüte reden. Da öffnete sich das Fenster des Grafen; er rief nach Isabelle; eine seltsame Unruhe erfaßte mich; denn ich glaubte, Retern hinter dem Grafen gesehen zu haben. Fee und ich konnten uns nicht enthalten, bei dem Kammerdiener nachzufragen; wir erfuhren, Retern befände sich schon länger im Kabinett des Grafen. Wie wir die nächste Spanne Zeit zubrachten, vermag ich nicht zu schildern; ich weiß nur, daß ich glaubte zu träumen und es doch wieder so natürlich fand, als Isabelle die Arme um mich schlang und von ihrem Glücke sprach, mir dankend für den treuen Beistand in der schweren, bangen Zeit. Dann drückte Graf Retern mir ebenfalls bewegt die Hand, und sie waren beide so selig . . . . Wir setzten uns in den

Garten und blieben den Abend beisammen, so froh und glücklich, so zufrieden und ruhig, daß es nicht auszusprechen ist. Ich fragte mich kaum, wie das alles plötzlich gekommen; es war so, das genügte, und wir atmeten alle auf wie nach langem, trübem Traume. Später erfuhr ich die Einzelheiten; gerade durch Beatrix erwachte Reterns Liebe zu Isabelle aufs neue. In unbegreiflich blinder Hilflosigkeit aber wagte er nicht des jungen Mädchens verändertes Betragen trotz der Winke des Grafen mit sich selbst in Zusammenhang zu bringen; er schwankte hin und her; wohl wissend, daß er eine zweite Abweisung nicht werde ertragen können, wehrte er dem Andrange der Liebe wie ein Verzweifelter. Erst bei bevorstehender neuer Trennung kam die Ueberzeugung, er müsse sein Glück noch einmal versuchen, koste es, was es wolle. All' das klingt unerhört; wie quälen sich die Menschen gegenseitig! Leicht und sorglos hätten diese beiden zusammenkommen können. Möge ihnen nach der langen, schweren Prüfung eine desto ungetrübtere Zukunft bevorstehen! Die Hochzeit soll Anfang August stattfinden Trotz dieser Ueberraschungen reisen wir morgen. Retern nahm Urlaub für alle Fälle und wäre nach fehlgeschlagenem Versuche kaum zurückgekehrt. Jetzt begleitet er uns; das Brautpaar hegt keine Sehnsucht nach vielen lärmenden Gratulationen; es will sich selber angehören im stillen Genusse des Glückes. Ich bin herzlich froh über diesen Wunsch; noch bewahre ich die peinliche Unruhe nach Madeleinens Verlobung in unangenehmer Erinnerung.

Rosenburg, Aug. . . . Heute wurde Isabelle Gräfin Retern; eben reiste sie ab. Beruhigt sehe ich sie den eigenen Herd gründen; der gute Geist, die tüchtige Ant-

feld'sche Art hat vollständig die Oberhand gewonnen; Isabelle wird eine vortreffliche Frau sein. Das junge Paar geht zunächst auf die Retern'schen Güter, schwärmt dann ein wenig in Italien, bis Graf Reterns Urlaub zu Ende ist. Isabelle freut sich, den Hausstand einzurichten; sie werden sich ganz ungestört in Wien fühlen, da die Bekannten noch auf dem Lande weilen. Ihre Wohnung liegt unserem Hause gegenüber; man schaut sich beinahe in die Fenster. Es ist dies sehr angenehm für uns alle.

Rosenburg, Nov. . . . Mathilde schreibt ganz entzückt über die sechs Kinder ihres Schwagers, welche als Doppelwaisen bei ihr Aufnahme fanden. Eigene Kinder blieben ihr versagt, und die armen Waislein ziehen Nutzen aus dieser Entbehrung. So wendet der liebe Gott alles zum Guten: „Sein Thun ist lauter Segen, sein Gang ist lauter Licht."

Auch ich habe jetzt ein Kind angenommen, für das ich möglichst ausschließlich sorgen möchte. Es ist das dreijährige Söhnlein meiner armen Freundin Klothilde, das jüngste von zehn Kindern, denen der Vater kürzlich gestorben. Das Traurigste und Herbste an dem Verluste liegt darin, daß Klothilde sich leichter ohne ihren Mann helfen und zurechtfinden wird. Unzählige schwere Stunden bereitete er ihr; immer mehr wuchs er sich zum Schwärmer und Phantasten aus, der alles mögliche versuchte, was bloß Geldverlegenheiten eintrug und ihn für seinen Beruf untauglich machte. Wer hätte das gedacht vor etwa einundzwanzig Jahren, wo sie so ganz übereinstimmten und er so ernst und fest zu werden schien. Arthur entwickelte damals eine tüchtige Arbeitskraft, der eine glänzende Laufbahn leuchtete. Trotz aller Thorheit liebte er seine

Frau immer unaussprechlich und litt furchtbar unter dem Gefühle, sie elend zu machen; mehr aber als höchstens einige Jahre dauerten seine Vorsätze nicht. Gott gebe meinem kleinen Hugo den nüchternen, praktischen Sinn seiner Mutter!

Wien, Okt. 18 . . . Fast ein Jahr, seitdem ich geschrieben; ich erkläre mir selbst nicht, warum es so unendlich schwer erscheint, die Veränderungen in meiner Lebenslage zu verzeichnen; ich habe ja allen Grund dankbar, zufrieden, glücklich zu sein. Da sitze ich in meiner eigenen Häuslichkeit, im gemütlichen Wohnzimmer, freundlich erhellt durch die milden Strahlen der Herbstsonne. Ich brauche nur aufzublicken, um in das liebe Gesicht meiner teueren Mutter zu sehen, die in behaglicher Sonntagsruhe an ihrem Lieblingsplatze am Fenster sitzt und etwas rastet nach dem hübschen Spaziergang, von welchem wir eben heimgekommen. Doch ich will der Reihe nach erzählen. Es war im Mai, am Begräbnistage der guten, treuen, alten Hanne, als mir ein Telegramm die bedenkliche Erkrankung unserer lieben Tante Adelheid meldete. Ich traf die gute Tante bei vollständigem Bewußtsein und wohl vorbereitet; ihre einzige Sorge bezog sich auf den ferneren Lebenslauf meiner Mutter: „Bleibe bei ihr!“ bat sie immer und immer wieder. Nach den Trauerfeierlichkeiten überließ ich die Mutter, welche sehr gefaßt und ruhig war, der Obsorge Gretchens und reiste nach Wien, um zu beratschlagen. Felicitas ist erwachsen, hat eine verheiratete Schwester in unmittelbarer Nähe und kräftigte sich Gottlob so weit, daß die alte Marguerite ihr vollständig die physische Pflege zu bieten vermag, deren sie zeitweise bedürfen könnte. Fee umgiebt ihren

Vater sehr viel; sie lesen zusammen, gehen spazieren, der Graf diktiert ihr seine Memoiren; dann kommt die Schriftstellerei, welche das junge Mädchen sehr beschäftigt, die Haushaltung, die einzelnen Stunden auswärtiger Professoren, bei denen Marguerite sehr wohl die guarde dame machen kann, während es wiederum eine Lieblingsbeschäftigung des Grafen bildet, Felicitas mit den Kunstschätzen Wiens bekannt zu machen. Kurz und gut, trotz allen Sträubens meines thörichten Herzens mußte ich gestehen, daß jede von Felicitas erwachsenen Schwestern seinerzeit meiner mehr bedurfte als letztere; doch wußte ich auch, keine hätte mich trotz aller Liebe vermißt, wie meine Fee mich vermissen würde. Ich fühlte mich unaussprechlich elend, zerrissen, gequält. Einesteils die Mutter, viel zu sehr an die eigene Häuslichkeit gewöhnt, um sich je in einer anderen, und wäre es auch die des Sohnes, auf die Länge ganz wohl zu befinden, und anderenteils meine süße Fee, deren traurige, erschreckte Augen bei leisester Andeutung der Möglichkeit einer Trennung mich folterten. Ja, hätte Oskar eine Pfarrei beanspruchen können; aber daran durfte man nicht denken; auch wird er später wohl ganz an das Seminar gefesselt werden. Ueberdies sagte mir eine innere Stimme deutlich, die Mutter würde am glücklichsten bei mir sein, der einzigen Tochter, die ihr das harte Leben so früh entführte, und welche nun gut imstande ist, ihr ein behagliches Heim zu bieten. Und die Vorsehung kam meinen Schwankungen zu Hilfe, indem mehrere vornehme Familien unliebsame Aenderungen in dem Lehrpersonal vornehmen mußten und das Verlangen und Bedürfnis nach sogenannten „Cours“, wie sie in Frankreich stattfinden, ein größeres wurde. Schon oft

hatten viele Damen der Gesellschaft geäußert, wie angenehm es wäre, wenn sie mir ihre Töchter schicken könnten, wie viel leichter es ihnen dünkte, auswärtige Erzieherinnen zu nehmen, wenn die Oberleitung der Hauptstudien in einer Hand ruhte, der man alles ohne Sorge und Schererei überlassen dürfte. Aber ich zeigte mich immer taub und blind für derartige Andeutungen; wie sollte ich meine Fee verlassen, und dann gelüstete mich keineswegs danach, zur größeren Bequemlichkeit der Mütter ungemessene Verantwortung zu übernehmen. Es hieß, ich hätte bei den Antfeld'schen Mädchen so schöne Erfolge erzielt; aber erstens blieb die liebe selige Gräfin auch nach ihrem Tode die Seele des ganzen Erziehungs- und Lehrplanes, und zweitens fürchte ich, nur wenige Eltern würden den Ernst und die Konsequenz des Grafen und der Gräfin an den Tag legen. Da schweben mir zum Beispiel die Radomirs vor, deren drei Töchter ich übernehmen soll. Der Fürst, eine ritterliche Erscheinung, in den Salons gern gesehen, ist aber auch ein eitler Schwätzer, dessen ungeheures Selbstvertrauen das Schwankende seiner Grundsätze wie seine mangelhaften, oberflächlichen Kenntnisse nicht zu verdecken vermag, während der stark entwickelte Egoismus diesem Charakterbilde keine angenehmere Schattierung verleiht. Die Fürstin, religiös, gutmütig, unbedeutend, die das Beste ihrer Kinder, dabei jedoch möglichst viel Bequemlichkeit und Unterhaltung für sich und dieselben will. Ohne feste, sich immer gleich bleibende Grundsätze wachsen letztere heran; die Furcht, ihre Lebenslust zu gefährden, veranlaßt fabelhafte Unklarheiten, Inkonsequenzen, Schwächen in der Erziehung, so daß man manchmal für den Einzelfall meinen möchte,

schwarz sei weiß und umgekehrt. Trotzdem machte ich mich anheischig, es mit den drei Mädchen zu versuchen; zehn andere Damen schlossen sich den Bitten der Fürstin dringend an, und so bekomme ich nächsten Monat gegen vierzig Kinder der verschiedensten Alter zu unterrichten. Der gute Graf räumte mir den unteren Stock seines Hauses ein, angeblich um mich seiner Fee möglichst zu erhalten, in Wirklichkeit aber, um mir den Schritt ins neue Leben in jeder Beziehung zu erleichtern. Während Fee mit ihrem Vater nach Rosenburg ging, reiste ich heim, meiner Mutter bei ihrer Uebersiedelung zu helfen. Auf diese Weise pflog ich viele Beratungen mit Fräulein Bertoldy, die sich weit mehr als ich über meine neue Wirksamkeit freut. Am liebsten hätte ich sie überredet, mit uns zu ziehen, zum Beistande für die Anfänge. Aber sie wollte nichts davon wissen. „Du kennst Dein Arbeitsfeld aus langer Erfahrung und Beobachtung," sagte sie, „und würdest nur verwirrt und gehemmt durch vieles Beraten und Dreinreden. Die Zeit äußerer Thätigkeit ist für mich abgelaufen; ich muß frischen Arbeitskräften Platz machen; meine Tage sind gezählt, ich fühle es; laß mich sterben, wo ich gewirkt habe." Solche Aeußerungen berührten ungemein schmerzlich, wie überhaupt der ganze Aufenthalt unaussprechlich wehmütige Empfindungen weckte. Wenn wir auch geliebter Gräber und teuerer Freunde wegen öfter zurückkehren werden, so schloß sich dennoch das Heim der Kindheit und Jugend unwiderruflich für uns Geschwister, was für die Mutter das Ende eines vierzigjährigen Lebenskapitels bedeutete. Wir reisten zunächst nach Dresden, in Felix' Heim, wo ich nach achttägigem Aufenthalte meine Mutter ließ, um alles für ihre Wiener

Ankunft zu bereiten. Die Güte des Grafen Antfeld hat mir eine fast zu geräumige und großartige Wohnung angewiesen, die mir durch freundliche Voraussicht für meine Lebensdauer gesichert ist. Ich ordnete das Wohnzimmer durch Aufstellung unserer Möbel und Aufhängen unserer Bilder und Photographien derart, daß möglichste Aehnlichkeit mit dem Wohnzimmer in R. . . . erzielt wurde. Sogar den Tritt vor dem Fenster, wo die Mutter meistens arbeitete, brachte ich hierher, ließ ihn aufpolieren und richtete ein lauschiges Ruhe- und Arbeitsplätzchen, je nach ihrem Bedürfnisse, denn für Geld darf sie keine Nadel mehr anrühren. Dort sollen immer hübsche Blumen blühen, damit die Mutter ihre Liebhaberei für Pflanzen nun befriedigen könne, auch ihre Andachtsbücher findet sie hier auf zierlichem Brettchen geordnet, und es wird ihr Vergnügen bereiten, von geborgener Häuslichkeit aus das rege Stadtgetriebe zu beobachten, während mich besonders die ein drittes Fenster vertretende Glasthüre anzieht, von der einige Stufen in den Garten führen. Mein schöner Flügel fand ebenfalls seinen Platz im Wohnzimmer; die Erinnerung an Vater und Tante weckte und förderte bei meiner Mutter Vorliebe für Musik. An die eine Seite des Wohnzimmers schließt sich mein kleiner Empfangssalon an; ich bedürfte dessen dringend, hieß es, zur Anmeldung meiner Zöglinge und für Besprechungen mit Müttern und Erzieherinnen. Dann kommen zwei luftige große Schulräume und ein Fremdenzimmer. Auf der Gartenseite liegt die schmucke kleine Küche, das Dienstmädchengelaß, zwei weitere Fremdenzimmer, da wir im Wohnzimmer speisen, was uns ermöglicht, die Geschwister wie die kleinen Nichten und Neffen bei uns zu vereinen. Freilich

wäre die Einrichtung all' dieser Räume recht kostspielig, wenn nicht alle Antfeld'schen Söhne und Töchter, Lichtenbergs und Arntheims trotz meiner Vorstellungen Bedeutendes in dieser Richtung geschenkt hätten. So reichte es noch leicht mit dem von R. . . . Gebrachten zur Ausstattung meiner Arbeitsstube und unserer freundlichen ineinandergehenden Schlafzimmer, die auf der anderen Seite in das Wohnzimmer zurückführen. Recht befriedigt, wanderte ich am 1. Oktober gegen abend auf den Bahnhof, meine Mutter abzuholen, die Felix hierher geleitete. Ein eigentümliches Gefühl überkam mich, als ich meine Mutter in das hell erleuchtete Wohnzimmer führte, wo all' die alten Sachen so heimatlich entgegengrüßten; ich schloß sie in meine Arme und flüsterte: „Gott segne Deinen Eingang, Mutter, und unsere Häuslichkeit!" Die Mutter war so bewegt, daß sie nichts sagen konnte; sie mußte nur immer wieder zu den Porträts des guten Vaters und der lieben Tante aufschauen, welche ich vergrößern ließ und die den Ehrenplatz über dem Sofa einnehmen. Seitdem sind nun schon vierzehn Tage verflossen; ich benütze die noch übrige Freiheit, um mich fast ausschließlich meiner Mutter zu widmen. Viele Zweifel und Aengsten, meine neue Thätigkeit betreffend, beunruhigen mich, immer noch plagt mich das Heimweh nach meiner Fee; wenn ich aber in das befriedigte Gesicht meiner Mutter blicke, erscheint mir alles leichter; es ist mir, als würde ich in ihrer Gegenwart wieder zum Kinde.

Wien, Nov. 18 . . . Die erste Unterrichtswoche ist vorüber. Ich habe meine Schülerinnen in vier Abteilungen geordnet, die ich je nach Bedürfnis in Unterabteilungen vereinzelt und abwechslungsweise vornehme.

Die vierte Abteilung besteht aus sechs kleinen Mädchen von sechs bis acht Jahren, deren Unterricht ich bloß überwache und leite, da sie nur dreimal in der Woche von 8 bis 9 Uhr zu mir kommen. Die Damen hielten es unter meiner Würde, mich mit diesen Kleinen abzugeben; aber ich widersprach energisch, gerade da kann man von Grund auf arbeiten. Hierauf folgen neun kleine Mädchen von acht bis zwölf Jahren, wo es sich in mancher Beziehung auch um Anfänge handèlt, obwohl wir den Dingen andere Namen als a b c geben. Trotzdem ist es mir hier nicht bange; die Kinder sind so jung, da läßt sich vieles erreichen und nachholen. Bei der dritten Abteilung, zehn Mädchen umfassend von zwölf bis fünfzehn Jahren, will ich das erste Jahr nur wiederholen, ordnen, befestigen und ausfüllen. Zwölf Mädchen von fünfzehn bis achtzehn Jahren bilden die erste Abteilung; hier wende ich mich hauptsächlich an die Jüngeren und will sehen, was sich in drei Jahren machen läßt, wenn ich mich fleißig mit neuerer Geschichte und Litteratur beschäftige und allgemeine Normen der übrigen Unterrichtsfächer gebe. Ich möchte die Kinder gewiß nicht heruntersetzen; einige unter ihnen besitzen sehr positive Kenntnisse, viele wissen in manchem Bescheid, was ich noch nicht von ihnen verlangt hätte; woran es aber bei allen fehlt, das ist an der Gründlichkeit des Schulsackes, an dem Festhalten und Verdauen des Erlernten, das durch zu rasches Vorangehen und mangelhaftes Wiederholen vergessen und verwischt wurde.

Dez. 18 . . . Ich wollte neulich noch meine Tageseinteilung schreiben, wurde aber unterbrochen. Also Werktags um halb fünf Uhr aufstehen; um fünf Uhr zwei heilige Messen in einer sehr nahen Kirche, wo ich

bis sechseinviertel Uhr bleibe, da ich nun täglich kommuniziere. Wohl schreckte mich die Verantwortung einer solchen Gnade; aber wo sollen wir Kraft, Mut, Gnade finden, als beim lieben Heiland, der sagte: „Die Kranken bedürfen des Arztes, nicht die Gesunden.“ „Herr, wohin sollen wir gehen; Du allein hast Worte des ewigen Lebens!“ Je stärker das Getriebe der Welt auf mich einstürmt, desto mehr drängt es mich zu meinem Heilande, daß er mir immer wieder tief ins sündhafte Innere schaue, wie der Samariterin am Jakobsbrunnen, daß ich mich ihm zu Füßen werfen könne mit Magdalena und selig ausruhen mit Maria, des Lebens Fülle genießend, den Bund der Liebe erneuernd, der für Zeit und Ewigkeit meine Glückseligkeit ausmachen soll. Doch zurück zur Tageseinteilung. Es folgt Durchsicht der Hefte, das ein gemütliches Frühstück mit meiner Mutter unterbricht; von 8—12 Uhr Unterricht. Punkt zwölf Uhr steht die Suppenschüssel auf dem Tische; nach dem Mittagessen machen Mutter und ich einen Spaziergang, der mit einer Anbetung endet, um halb zwei Uhr beginnen die Stunden wieder bis halb sechs Uhr. Dann schaue ich nach meiner Mutter, spiele etwas Klavier und bereite Stunden vor; um sieben Uhr Nachtessen, worauf wir häufig ein wenig ausgehen; die Weihnachtsausstellung in den glänzend erleuchteten Kaufläden lockt meine Mutter; sie wird nicht müde, dieselbe zu bewundern. Bis halb neun Uhr bleiben wir beisammen, sprechen, lesen oder ich musiziere; zum Schluß kommt der Rosenkranz und das Abendgebet; ich lese bis halb zehn Uhr; eine Erzieherin muß sich immer weiterbilden, immer mit den Zeiterzeugnissen bekannt sein, will sie auf der Höhe ihrer Aufgabe bleiben. Um halb

zehn Uhr gehe ich zu Bett. Mittwoch nachmittag gebe ich keine Stunden; der freie halbe Nachmittag thut den Schülerinnen so wohl, ich weiß es, ebenso der wenigstens von Stunden freie Sonn- und Feiertag. Sonntags gönne ich mir Schlaf bis sechs Uhr, gehe dann mit Mutter beichten und kommunizieren; nach dem Frühstück wohnen wir Predigt und Amt bei; das Mittagessen findet diesen Tag erst um ein Uhr statt, damit das Dienstmädchen freier ihren religiösen Bedürfnissen genüge; ich benütze diese zwei oder zweieinhalb Stunden zu Vorarbeiten für Unterricht und Verbesserung der Hefte, desgleichen thue ich zwei Stunden am Mittwoch nachmittag; im übrigen aber lese, musiziere ich, widme mich meiner Mutter und Fee, gehe in die Kirche u. s. w. Ich habe mich bereits vollständig in diese Zeiteinteilung hineingefunden; die Arbeit wird mir nicht zu schwer; ich unterrichte ja schon zwanzig Jahre, da fällt vieles von selbst zu, worauf Neulinge oder Ungeübte sich erst besinnen und vorbereiten müssen. Und ich will wirken, solange es Tag ist, alle Schwierigkeiten, allen Ueberdruß, alles Sträuben der Natur überwinden. Auch diesen Kindern darf ich keine Fremde bleiben, wünsche ich, dauernden Einfluß auf sie zu gewinnen; ich muß jede Einzelne in mein Herz schließen, an ihre Engel denken, die allezeit das Angesicht Gottes schauen, und dem alten Grundsatze: „Die christliche Erzieherin ersetze den Kindern durch Opferwilligkeit, was ihr an natürlicher Mutterliebe fehlt,“ treu bleiben. Freilich wird die Anwendung bei diesen Kindern ungleich schwerer als bei den Antfeld'schen, die ich Tag und Nacht im Auge behielt. Schon die Zusammenstellung des Stundenplanes bot beträchtliche Schwierigkeiten der

Mütter und Erzieherinnen wegen, mit denen ich zu rechnen hatte; doch nach vielem Hin- und Herreden kam er zustande, wie ich ihn verlangte. Merkwürdigerweise waren vielen die Weihnachts- und Osterferien, sowie die freien Nachmittage ein Dorn im Auge; sie fänden es bequemer, hier und dort unbestimmte Vakanztage einzuschieben, und es kostete Mühe und Zeit, ihnen begreiflich zu machen, daß der Segen der Ordnung und der festen Bestimmung einen wesentlichen Erziehungsgrundsatz bilde, und die Kinder weit mehr Nutzen aus geregelten Ferien ziehen als von willkürlicher Freiheit, die übrigens bei so großer Zahl undurchführbar bleibt.

Wien, Dez. . . . Abends oder nach den Stunden gehe ich manchmal zu Isabelle hinüber, welche viel liegen muß; bis Juli erwartet sie das erste Kindchen. Ich lese ihr vor, musiziere oder wir plaudern; ich lebe mich ganz hinein in ihre Erwartung, Sorge und Liebe. Ich fand einige wunderbar schöne Gedichte, die tief einführen in die Wichtigkeit und Heiligkeit ihres Zustandes.

„Du bist des Himmels Rosengarten,
D'rinn er sich ird'sche Rosen zieht;
Du sollst der lieben Blumen warten,
Daß er in ihnen grünt und blüht."

Ich möchte alle Verse abschreiben, so wunderbar schön sind sie; leider mangelt mir die Zeit; ich kann nur noch einige hinsetzen, die mich am meisten rührten und die Innigkeit der übrigen ahnen lassen.

„D'rum bring' vor allem Deine Bürde
Recht oft und nahe zum Altar
Und trag' in Deines Herzens Hürde
Den guten Hirten immerdar.

Ach Gott! der Gang des fern'ren Lebens
Entzieht sich rasch der Mutterhand,
Und später ringst Du meist vergebens
Mit jugendlichem Unverstand!

Jetzt ist er ganz Dir heim gegeben
Der junge Keim — er trinkt Dein Blut,
Es wird in ihn hinein sich leben,
Was sinnend Deine Seele thut.

Bist Du der Wahrheit hell erschlossen,
Getaucht ins warme Glaubenslicht,
Den Zauber — einmal nur gekostet —
Verwischt ein ganzes Leben nicht.

Glaub' mir, wie Du Dein Kind getragen,
Woran Du's liebend jetzt gewöhnt,
Das wird in seinen späteren Tagen
Von keiner Lüge übertönt.

Und um so sich'rer wird es finden
Den ernsten Weg durch Trug und Wahn,
Je länger sich sein erst' Empfinden
Von Deiner Wahrheit nähren kann.

Es mögen Wolken wetternd schlagen,
Sei all' sein Leben sturmbewegt:
Du wirst es einst zu Grabe tragen,
Wie in die Wiege Du's gelegt."

Jan. 18 . . . Heute abend zündete ich zum erstenmale den eigenen Christbaum für die Armen an und bescherte zwölf bedürftigen Mädchen. Ich verschob diese

Feier auf den 6. Januar, um während der Ferien, die vom 24. Dezember bis 7. Januar dauern, die Hände tüchtig dafür rühren zu können. Meine Mutter lieferte das meiste, in den letzten Wochen aber saß ich ihr viele Stunden am Nähtisch gegenüber, und es war ein recht gemütliches, segensreiches Arbeiten. Am Christabend hatten wir zwei kleine Bäumchen; Mutter schmückte eines für mich und ich eines für die Mutter; außer den Geschenken der fernen Geschwister lagen noch viele kleine Ueberraschungen unter denselben. Wie danke ich dem lieben Gott, der mir so viel Wohlstand gewährt, daß ich mit vollen Händen geben kann, ohne ängstliche Sorge und Berechnung. Seit meinem achtzehnten Jahre war dies das erste Christfest, das ich vereint mit der Mutter zubrachte, und wir genossen dieses Zusammensein aus vollstem, dankbarstem Herzen. Unter tags hatten wir beide meiner guten Fee geholfen, die Weihnachtsbescherung zu bereiten; wir gingen auch hinauf, den Riesenbaum im Glanze der Beleuchtung zu bewundern, wurden selbst reichlich bedacht und freuten uns an dem schönen Kreise von Kindern und Enkeln. Aber bald trieb es uns wieder hinunter, in die eigene Häuslichkeit, zu unserer eigenen kleinen Bescherung. Trotz aller Güte der anderen liegt ein unbeschreiblicher Zauber in dem eigenen Daheim; besonders ich, welche die Heimat so früh entbehrte, kann deren Reize nie genug genießen und auskosten. Wir beleuchteten die Bilder des guten Vaters und der lieben Tante; es dünkte uns, sie müßten diesen Abend besonders innig mit uns vereinigt sein und sich an unserem Zusammenleben freuen. Schließlich setzte ich mich ans Klavier, sang Weihnachtslieder und phantasierte

darüber, wie es der Vater so gern gethan. O, gnadenbringende, selige Weihnachtszeit! . . . Traulich gestaltete sich unser Gang in die Mitternachtsmesse; unwillkürlich dachte ich an denselben Gang vor zwanzig Jahren, wo ich noch so unruhig, so unstet, so verwirrt war. Ich weiß es jetzt längst, daß es nichts Sichereres und Beglückenderes giebt als treue Hingabe an seine Pflicht aus Liebe zu Gott und zu den Menschen. Vertrauend legte ich alle Sorgen für meine Zöglinge zu den Füßen des Christkindes nieder und bat den Heiland der Welt, die Seelen der mir anvertrauten Kinder mit jener Liebe zu umfangen, mit welcher er sein Blut für sie vergoß.

Die Ferien vergingen rasch; jeden Morgen der Werktage kamen die zweite und dritte Abteilung von zehn bis zwölf Uhr zu mir; ich beschäftigte sie in der Art, wie ich es mit den Antfeld'schen Kindern in der Vakanz machte. Bei so vielen hielte es schwerer, Zweckentsprechendes zu finden, wenn man nicht oft die einen für die anderen verwenden könnte. Die Kinder waren entzückt; ich verzeichnete große Fortschritte in ihrer Gunst, was eine Hauptsache ist, will man mit Erfolg auf sie wirken. Einen Nachmittag tranken sie Chokolade bei mir und ich erzählte Geschichten bis tief in die Dämmerung. Es wird nicht so leicht sein, der Großen Herz zu gewinnen; doch will ich keine Mühe scheuen, es zu erreichen. O, Jesu, Du Eiferer der Seelen, gieb mir die rechte Liebe zu den Seelen!

Wien, Jan. 18 . . . Meine Mutter hat sich rasch in ihrer neuen Lage zurechtgefunden. Nur gewöhnte sie sich dermaßen an Beschäftigung, daß sie deren nie genug

bekommen kann. Die Leitung unseres Hauswesens genügt ihr nicht, sie übernahm deshalb die Arbeitsstunden, welche sehr im argen liegen und wofür mir die Zeit mangelt. Damit sind drei, manchmal vier Stunden des Tages ausgefüllt; denn ich bestand darauf, daß die jüngeren Kinder täglich eine Stunde arbeiten; bei den Großen bleibt das unerreichbar; ich mußte mich mit drei Stunden in der Woche begnügen. Die alte Marguerite leistet meiner Mutter vielfach beim Nachmittagskaffee Gesellschaft; trotz des gebrochenen Deutsch der Französin verständigen sie sich prächtig. Fee kommt auch zuweilen und arbeitet und plaudert ein Stündchen; Isabelle und besonders Fürstin Radomir befragen die Mutter in allerhand Haushaltungsangelegenheiten. Ich habe der Mutter auch einige Bekannte in der Stadt ausfindig gemacht; die Schwester unseres Arztes z. B. und einige Mütter von mir bekannten Lehrerinnen.

Wien, Jan. . . . Nun fand ich einen Anziehungspunkt für die Großen. Jetzt, da ihre Eltern und erwachsenen Geschwister vielfach in Gesellschaft weilen, lud ich sie abends zweimal in der Woche von acht bis zehn Uhr zu mir ein; wir musizieren, besprechen die vorgetragenen Stücke und deren Verfasser; wir treiben Kunstgeschichte oder sonst etwas Bildendes und Anregendes; aber ohne allen Zwang und alle Fesseln. Um neun Uhr erscheint der summende Theekessel mit allerlei kleinen Leckereien, die man in diesen Jahren zu schätzen weiß und welche meine gute Mutter nach dem Rezepte trefflich bereitet; dann folgen meist heitere Gesellschaftsspiele. Wir sind sehr lustig zusammen; ich aber verspreche mir viel von diesen Abenden. Das Opfer wird heilsam wirken;

denn ich habe mir diese Stunden, schon der Mutter wegen, mühsam abgerungen; obwohl sie gütig darauf einging und nicht gestört scheint. Es ist eben schwer und wichtig, auf diese jungen Mädchen einzuwirken; sie haben bereits vielfach die Kindlichkeit abgestreift, so vieles gehört, gemerkt, gesehen, was ich noch weit von ihnen wünschte, und ihr Kopf ist besonders zu dieser Zeit voll von Vergnügungslust und Lappalien.

April 18 . . . Die erste Prüfung heute, welche ich von bewährten Schulmännern vornehmen ließ; sie verlief im großen Ganzen befriedigend. Die Eltern sind sehr zufrieden, weit zufriedener als ich, die ich manches besser gewünscht hätte. Die meisten wunderten sich höchlich über meine Zuziehung von Fachmännern: „Es sind ja nur Mädchen, da kommt es gar nicht darauf an, ob sie etwas mehr oder weniger lernen," heißt es immer wieder. Daß diese Mädchen mit gründlichem, gediegenem Wissen leichter der Oberflächlichkeit der Welt Widerstand bieten, indem man ihnen Interessen, geistige Bedürfnisse schafft, denen sie nicht im tändelnden Salonleben genügen können, daran denkt man nicht; daß es eines geschulten, gebildeten Geistes bedarf, um die verständige Gefährtin des Mannes, die bewährte Leiterin der Kinder zu werden, darauf besinnt man sich erst, wenn es zu spät ist; daß endlich der weibliche Beruf, in erster Linie die Mutterwürde, unbegrenzte Opferwilligkeit und unerschütterliche Hingabe an die Pflicht erfordert, das erkennt man erst, wenn die im Ernst des Lebens, im Opfer der Arbeit und der Pflicht ungeübten Frauen tausend Fehltritte begehen.

Wien, Mai 18 . . . Heute empfingen sechs meiner Schülerinnen die erste heilige Kommunion. Ich that mein

Möglichstes, um ihnen bei der Vorbereitung behilflich zu sein; schon seit Weihnachten schenkte ich ihnen eine besondere Zeit, wo wir uns ausschließlich dem großen Tage widmeten. Mit reinem Herzen und aufrichtigem Glauben traten die Kinder zum Tische des Herrn; eifrig aber, feurig in Andacht und Hingabe waren wohl nur zwei unter ihnen. Ich hätte Besseres gewünscht für den Gott der Liebe; die Schwierigkeiten jedoch, die sich meinen Absichten entgegenstellen, können nur allmählich überwunden werden. Auf die Erzieherinnen müßte man lange und nachdrücklich wirken; aber nicht auf sie allein. Ein Mütterverein unter den Damen der großen Welt wäre hier vor allem am Platze; sie sind ja fromm, ihre Vergnügungssucht aber und, Gott sei es geklagt! ihre Schmetterlingsnatur drängt den Ernst des Lebens oft zu sehr in den Hintergrund und läßt sie übertrieben finden, was natürlich und zweckentsprechend wäre. Freilich giebt es rühmliche Ausnahmen, doch vermisse ich in den meisten Familien jene Atmosphäre der Pflicht, die ein unerläßliches Erziehungsmittel bildet. Gerade in der ersten Gesellschaft giebt es einige Damen, die durch ihre Vornehmheit vielen der weniger vornehmen imponieren. Jene dürfen sich diesen gegenüber alles erlauben; man verzeiht ihnen ihre Unhöflichkeiten, weil sie zu der sogenannten „crème der Gesellschaft“ gehören, man fühlt sich geschmeichelt, wenn sie nur hie und da flüchtig verkehren. Unglaublich ist es, wie verderblich dieses Bewußtsein, sich nicht bemühen zu brauchen, auf solche Damen wirkt, wie es ihren ohnedies flatterhaften, vergnügungssüchtigen Sinn verflacht, ihr schon von jeher mangelhaftes Pflichtgefühl lähmt, verseicht, daß man trotz aller Gutmütigkeit, allem zeitweiligen Ernste nicht auf sie bauen möchte. Da

kommt z. B. so eine Mutter zu mir; Erziehungsschwierigkeiten bedrücken sie; flehentlich verlangt sie Rat und Hilfe. Ich entspreche ihrem Begehren nach besten Kräften; schon glaube ich sie meinen Anschauungen gewonnen; sie wird dem Wohle ihres Kindes das gewünschte Opfer bringen. Aber siehe da, die Komplikation verzieht sich und nach kurzer Zeit ist alles vergessen und alles beim alten. Und doch besitzt diese Mutter vorzügliche Eigenschaften; nur wetterwenderisch und oberflächlich muß man sie nennen; die Grundlage des Ernstes der Arbeit, des Opfers, des unerschütterlichen Pflichtgefühls wurde nicht genügend bei ihr entwickelt; man gewöhnte sie nicht, an der einmal erkannten Wahrheit festzuhalten, koste es, was es wolle. Doch ich will den heutigen Abend nicht mit solchen Betrachtungen beschließen; ich kehre lieber zurück zu meinen Erstkommunikanten und dem Verschen, das wir in den letzten Zeiten so häufig miteinander sangen:

„O, Jesu, Gott und Mensch zugleich,
Halt Einkehr bei mir gnadenreich,
Kommst Du, Herr, in mein Herz hinein,
Dann wird's ein wahrer Himmel sein."

Juni 18 . . . Unserer lieben Rosengärtnerin!

„Liegt nicht im Blütenstaub der Rose
Bereits der Rose Wunderbild?
Und was Du trägst in Deinem Schoße
Wär' nicht nach Deiner Art gewillt?

Teilt doch Dein Herzblut jede Welle
Selbstlos mit Deinem lieben Kind!
Daß gleich in Wärme, gleich in Schnelle
Die Pulse beider Herzen sind.

Wie sollte auseinander gehen,
Was Ihr empfindet, was Ihr sinnt?
Noch dringt ja einzig Dein Verstehen
In den Verstand von Deinem Kind.

Laß nur Dein Lichtlein 'nunter schimmern
Ins kleine dunkle Heiligtum!
Glaub' mir, bald wird es in ihm flimmern
Von Deiner Liebe um und um!

Sprich nur mit ihm von seinem Leben,
Und was es zu erwarten hat;
Was es für Freuden werde geben
Und welchem Ende alles naht.

Wohl faßt die Wörter Deiner Rede
Der kleine Lehrling lange nicht,
Doch geben hunderttausend Fäden
Von Dir ihm treuesten Bericht.

Die Wörter sind ja nur Gewande
Für das, was sich im Geiste regt!
Doch die so eins sind im Verstande,
Schon der Gedanke selbst bewegt.

Denn lange, eh' mit süßem Segen
Sich für Dein Kind die Brust gefüllt,
Ist's trinkend Dir am Herz gelegen,
Und hat die Seele sich gestillt.

D'rum alles, was Du denkst und sinnest
Und mit ihm plauderst und besprichst,
Sind Fädchen, die Du mit ihm spinnest,
Und erste Bahnen, die Du brichst.

O, Mütterchen! 's ist nicht zu sagen,
Wie lebend Du Dein Kind belebst!
Dorthin wirst Du es sicher tragen,
Wohin Du heute mit ihm strebst."

Wien, Aug. 18 . . . Kaum hatte ich im Juli meine Schülerinnen entlassen, als Isabelle niederkam. Madeleine, welche zu dem Ereignisse eintreffen sollte, konnte einer heftigen Erkältung wegen nicht reisen; ich war daher sehr in Anspruch genommen. Allerdings hatte die junge Mutter eine erfahrene, ausgezeichnete Pflegerin; doch genügte dies nicht. Isabelle machte uns in den ersten Tagen ihrer Nervosität halber etwas Sorge. Alle Düsterkeiten und Beängstigungen, welche ihrer Verbindung vorausgingen, schienen noch einmal auf sie einzustürmen; sie wollte immer von dem Unrecht sprechen, das sie begangen. Wir ließen sie daher nicht gerne allein mit der Wärterin, und Isabelle liebte es, wenn ich während der Abwesenheit ihres Gatten am Bette saß. „Dürfen wir auch wenig reden, so beruhigt es mich doch, Sie zu sehen, Ihre Nähe zu fühlen," sagte sie. Es ist eine ganz eigene Atmosphäre, die des Krankenzimmers; die Dunkelheit, die Stille, die äußere Unthätigkeit bilden große Gegensätze zu meinem gewöhnlichen Leben. Ich verschmerzte aber meine Freiheit sehr leicht; eng verbunden, wie ich mit meinen ersten Zöglingen, teilt man gerne ihre schweren Stunden. Ich sehe eine gütige Fügung Gottes darin, daß ich gerade mit Isabelle, meinem besonderen Sorgenkinde, diese wichtige Zeit verleben durfte, so innig vereint, wie ich es noch nie mit einer Frau in diesen Verhältnissen gewesen; für viele Thränen und Opfer wurde ich dadurch ent-

schädigt, und wie konnte ich mich ihres kleinen Knaben freuen!

Wien, Nov. 18 . . . Der Sommer in Wien wurde uns nicht so beschwerlich, als ich befürchtete; die Benützung des Gartens, wo wir auch unsere Mahlzeiten einnehmen konnten, verschaffte Erleichterung; ich brachte vierzehn Tage in Rosenburg zu und holte dann meine Mutter in Dresden bei Felix ab. Die Freude derselben, in unser Heim zurückzukehren, gewährte mir große Genugthuung. Morgen kommen statt vierzig hundert Kinder zum Unterrichte; dieser Zuwachs kostete mir schwere Sorgen; denn er bedingte wesentliche Veränderungen. Schon während des Schuljahres hatten sehr viele Anmeldungen stattgefunden; doch mußte ich alle auf diesen Winter vertrösten, weil ich ja allein unterrichtete. Ich habe nun nach sorgfältiger Erkundigung acht Hilfslehrerinnen genommen und den Hauptteil der Ferien damit zugebracht, sie kennen zu lernen und in meine Methoden und Pläne einzuführen. Am liebsten hätte ich diese Hilfe aus meinem Institute gefordert; doch die Wohnungsfrage erlaubte dies nicht, da ich der Mutter wegen unsere Häuslichkeit unversehrt bewahren möchte. So nahm ich denn junge Mädchen aus hiesigen Familien und bin bis jetzt gut dabei gefahren. Eine andere Schwierigkeit drehte sich um die Lokalitäten; für Privatstunden räumte ich zwei der Fremdenzimmer ein, für weitere Schulzwecke aber mußte ich in einem Nebenhause große Räumlichkeiten mieten, was trotz Hausschlüssel unbequem ist. Ich teilte meine Mädchenschar in acht Klassen, wo gleichzeitig unterrichtet wird von acht Uhr bis zehn Uhr und von zwei Uhr bis vier Uhr; dann folgen Privatstunden bis zwölf Uhr und

bis sechs Uhr für diejenigen, welche den Klassen nicht ohne Nachhilfe folgen können oder erst auf dieselben vorbereitet werden müssen. Die Aufgaben machen die Kinder unter Aufsicht disponibler Lehrerinnen oder Erzieherinnen in den Studienräumen; der Unterricht in Musik, Malerei und fremden Sprachen findet zu Hause statt, da die Erzieherinnen meistens Ausländerinnen sind. Nur in den oberen Klassen nehme ich französische und englische Litteratur vor; im übrigen begnüge ich mich mit einer alle vierzehn Tage stattfindenden englischen und französischen Prüfungsstunde, wo die Hefte vorgelegt werden müssen und ich mich von der Richtigkeit des Unterrichts und des Fortgangs überzeuge. Die Unterweisung in Handarbeiten erteilt nach wie vor meine Mutter. Ich übernahm die Oberleitung des Ganzen, gebe nur einzelne Stunden in den verschiedenen Klassen, wohne dem Unterrichte fleißig bei, untersuche die Aufgaben, deren Durchsicht und Verbesserungen und gebe einen Teil der Privatstunden. Für die Religion fand ich einen tüchtigen Lehrer; ebenso für einige Fächer in der ersten Klasse.

Wien, Dez. 18 . . . Meine diesjährige Aufgabe erscheint weit schwieriger als die vorigjährige; buchstäblich bin ich freier, nicht mehr an die Minute und Stunde gebunden; trotzdem drückt die Verantwortung der Oberleitung schwerer . . . . .

Wien, Febr. 18 . . . Diesen Winter wird mir eine große Freude zu teil; ich musiziere jeden Sonntag nachmittag mit auserlesenen Künstlern Wiens. Ich kann gar nicht sagen, welche Befriedigung und Erfrischung mir diese musikalischen Genüsse gewähren.

„Du holde Kunst! in wie viel grauen Stunden,
Wo mich des Lebens wilder Kreis umstrickt,
Hast Du mein Herz zu warmer Lieb' entzunden,
Hast mich in eine bessere Welt entrückt!

Oft hat ein Seufzer, Deiner Harf entquollen,
Ein süßer, heiliger Accord von Dir,
Den Himmel bess'rer Zeiten mir erschlossen;
Du holde Kunst, ich danke Dir dafür."
Du holde Kunst, ich danke Dir!

Rosenburg, Aug. 18 . . . Wieder einmal im alten, trauten Neste. Leider ist der Aufenthalt kein ungetrübter. Die Schattenseiten, welche wir in der Ehe zwischen Graf Clemens und Gräfin Marguerite befürchteten, treten immer mehr in den Vordergrund. Marguerite verlor zwar ihre liebenswürdigen Charaktereigenschaften nicht; die Kindererziehung aber kommt nicht ins rechte Geleise. Mit Babies, an denen noch immer kein Mangel ist, findet sie sich zurecht und ihr Salon verdient eher den Namen Kinderstube; mit den größeren aber geht es nicht gut. Sie fühlt ihre Unfähigkeit, ihnen in ihren Studien zu folgen und, der angeborenen Schüchternheit und Unsicherheit nachgebend, kümmert sie sich wenig um sie und wird auch einfach nicht mit ihnen fertig. Der älteste Sohn mußte schon ins Institut wandern und die älteren Mädchen folgen ihm hoffentlich bald nach, sollen sie nicht verkümmern und verwildern. Zwar verschaffte ich ihnen eine vielversprechende Erzieherin, aber der Mangel an Aufsicht und Interesse hat nicht vorteilhaft auf sie gewirkt; die Kinder sind schon weit zurück gegen ihre Alters-

genossinnen. Anfangs suchte Graf Clemens sich in allem nach den Erinnerungen des Vaterhauses einzurichten; aber dort war eben die selige Gräfin die Seele des Ganzen; als seine gute Absicht, verbessernd und helfend einzugreifen, bei den Kindern Auflehnungsscenen, bei der Mutter Thränen und Seufzer verursachte, beschränkte er sich auf das Unumgänglichste und ließ das übrige gehen. Er ist auch viel zu beschäftigt, um sich eingehend ums Schulzimmer zu kümmern; denn es handelt sich nicht mehr bloß um Verwaltung der eigenen Güter; häufig findet man ihn in der Hauptstadt thätig und als guter Ratgeber und Vermögensordner wird er weit und breit in Anspruch genommen. Trotz dieser glanzvollen Stellung ist mir Graf Clemens in vieler Beziehung eine Enttäuschung; gerade im Verkehre mit den nächsten Verwandten, seine Frau und Kinder merkwürdigerweise ausgenommen, versteckt er häufig sein goldenes Herz hinter rücksichtsloser Rauheit, die nur bei außergewöhnlichen Ereignissen seiner besseren Gemütsart Platz macht. Rücksichtsvolle Feinheit der äußeren Formen nennt er überflüssige Lappalien, die bloß bei Fremden notwendig sind; unter Verwandten, Frau und Kinder immer ausgenommen, bedarf es dergleichen nicht; „die müssen wissen, was wir aneinander haben,“ sagt er und merkt es nicht, wie entfremdend und verletzend seine gedankenlosen Schroffheiten und Scherze wirken. Leider droht seine außerordentliche Thätigkeit nach außen, die kein Gegengewicht im Familienleben findet, ihn zu verflachen, ihm den sicheren Blick zu trüben und seine Arbeitskraft zu schwächen, weil sie sich im einzelnen verliert. Freilich sind das nur „Gefahren“, die vielleicht bloß ich sehe; die meisten Menschen würden

mich der Mißachtung eines Mannes zeihen, welcher als Muster der Vorzüglichkeit hoch gepriesen wird und überreichlich all' das Lob, all' den Beifall erntet, die ihm in seiner ersten Jugend versagt blieben. Fern sei es von mir, sein Verdienst zu schmälern; ich freue mich ja im Gegenteil aufrichtig darüber. Trotzdem taucht vor meinem geistigen Auge immer wieder der braunlockige Knabe auf, so vielversprechend, so naturwüchsig und weich, bei dem oft ein Blick der Mutter genügte, um seine Wildheit zu zähmen, seine Heftigkeit zu meistern. Mit Stolz und Zuversicht blickte die Gräfin auf ihren ältesten; er würde, meinte sie, einst die sichere Stütze seiner Geschwister, der Familienhort werden. Und als dies beste und treueste der Mutteraugen sich geschlossen, welche Pietät bewies er da seinem Vater, welch' schonende Liebe und Sorgfalt den Geschwistern! . . .

Ist es meine Schuld, wenn ich trotz aller Güte Marguerites immer wieder denken muß, was aus ihm geworden wäre, hätte sie es verstanden, ihn zu Hause mit der geistigen Atmosphäre zu umgeben, die er von früher her gewohnt gewesen. Ohne aus ihren Grenzen zu treten, lag es in den Händen einer verständigen, wohlunterrichteten Frau, gerade bei Graf Clemens' empfänglicher Natur, so vieles zu entwickeln, zu mildern, zu fördern, was schließlich doch zur echten Männlichkeit gehört.

Wien, Jan. . . . Heute erhielten wir eine neue Hausgenossin in Alma, der Tochter meiner Freundin Helene. Helene ist vor etwa sechs Wochen gestorben und hinterließ einen Brief für mich, indem sie mir ihr einziges Kind anvertraut. „Sie möchte," schreibt sie, „ihren Geschwistern, denen sie in so vielfacher Weise eine Last gewesen, nicht

die ausschließliche Sorge für ihre Tochter aufbürden.“
Dieses Zeichen unbedingten Vertrauens rührte mich um so
mehr, als es uns seit Monaco nicht vergönnt war,
einander persönlich zu begegnen, und unser Verkehr sich
auf Weihnachts-, Namenstags- und Geburtstagsgaben be-
schränkte, denen kurze Dankesschreiben folgten. Helene
fand damals in München liebevolle Aufnahme, sie wohnte
im Hause der Schwester und erwarb durch Handarbeit
kargen Verdienst; denn ihre glänzenden, geistigen Fähig-
keiten schienen zerstört, ihre Lebenskraft war gebrochen.
Niemand hätte in der stillen, blassen Frau, die entschieden
zum Tiefsinn neigte, das lebhafte, geistreiche junge Mäd-
chen wieder erkannt; dies schrieb mir ihre Schwester zu
wiederholten Malen. Von Martinelli verlautete nichts
mehr; so steht denn Alma allein in der Welt, angewiesen
auf die Güte von Verwandten und Bekannten. Sie ist
ein hübsches, blühendes Mädchen geworden; der Ausdruck
ihrer Augen aber blieb der gleiche, unendlich weich und
wehmütig. Gott helfe, ihr die Mutter zu ersetzen und
mehr Glück und Frohsinn auf ihren Lebenspfad zu streuen!
Ich weiß noch nicht recht, was aus ihr werden wird;
die Verwandten bestimmten sie zur Konzertsängerin; Alma
hat eine wunderbar schöne Stimme, echt italienisch; wenn
man den eigenartigen Zauber ihrer Persönlichkeit dazu
nimmt, darf man ihr reichen Erfolg voraussagen. Den-
noch möchte ich ihren Charakter, ihre Neigungen vorerst
gründlich kennen lernen . . . . . Fee interessiert sich sehr
für Alma; sie half mir, ihr Stübchen hübsch und gemüt-
lich einrichten und brachte noch manchen zierlichen Tand,
wie ihn junge Mädchen lieben, darin unter. Meine gute
Felicitas! Ich schreibe wenig über sie und doch ist mein

Herz so voll von ihr. Ich danke jeden Tag dem lieben Gott, daß er mich nicht ganz von ihr trennte. Sehe ich sie auch nicht täglich, so habe ich doch einen guten Teil des Jahres die Möglichkeit dazu, und dies ist schon ein großer Trost!

Wien, März . . . Heute hielt ich zum erstenmale eine eigentliche Erzieherinnenzusammenkunft, wie ich es seit meiner öffentlichen Lehrthätigkeit ersehne. Von nun an soll jeden ersten Sonntag des Monats eine solche stattfinden. Durch Verwendung meines Beichtvaters sagte ein ausgezeichneter Prediger zu, einen praktischen Vortrag für dieselben zu halten, worauf der sakramentale Segen folgt. Dann ziehen wir uns in einen Saal zurück, den die Klosterfrauen, in deren Kapelle die religiöse Feier stattfindet, einräumten. Dort wird allerhand Erziehliches verhandelt, Erfahrungen ausgetauscht, Zweifel gelöst, Ratschläge gegeben 2c. 2c. Natürlich sind meine Klassenlehrerinnen auch dabei. Außerdem können sich die Erzieherinnen am Sonntag zu gewissen Stunden bei mir ansagen, wenn sie mich allein zu sprechen wünschen. Besonders sind es die jüngeren unter ihnen, welche ich anziehe und nun, da ich ein junges Mädchen im Hause habe, sogar öfter einlade. Ich denke fleißig daran, welcher Segen es für mich gewesen, vor wie vielen Gefahren ich bewahrt geblieben wäre, hätte ich in den ersten Berufsjahren passende Ansprache und zugleich festen Halt gefunden. Die Kinder hängen Gott sei Dank ziemlich alle an mir. Leite ich auch nur mehr einen großen Teil ihres Unterrichtes, so bleibe ich doch in beständiger Fühlung mit ihnen; fleißig wandere ich, außer meinen in allen Abteilungen verteilten Stunden, in den Klassen

umher, lausche, beobachte, ja trete manchmal unvermutet an Stelle der Lehrerin, um mich sicherer von allem zu überzeugen. Die Großen bringen den Abend regelmäßig einmal in der Woche und im Fasching zweimal bei mir zu; zwei Morgenstunden der Ferientage sind den Mittleren gewidmet, während ich die einzelnen Klassen belohnungsweise öfter an freien Nachmittagen zu mir einlade. November und Dezember hatten wir an den Mittwoch Nachmittagen große Schneiderei und Näherei für die Armen, wobei meine Mutter und ich den Vorsitz führten und es in der Dämmerung manche trauliche Plauderei und Erzählung absetzte. Dasselbe geschah mit den Großen an den Vereinigungsabenden, und jetzt haben wir dieselbe Einrichtung, um Kleider für arme Erstkommunikanten herzustellen.

Wien, Okt. . . . Ich brachte dieses Jahr den größten Teil meiner Ferien mit Felicitas in England zu, wohin uns Bessy Lisdal, die mir stets die treueste Freundin blieb, schon oft und dringend eingeladen hatte. Wir lernten ihren zahlreichen Verwandtenkreis, kennen und obwohl die Erzieherinnen sonst eine sehr abgesonderte Stellung einnehmen, wurde ich, dank meiner guten Beß, überall mit offenen Armen aufgenommen.

Wien, April . . . Zwanzig meiner Kinder nahten sich heute dem Tische des Herrn. Sie machten zuerst geistliche Uebungen hier im Hause und ich widmete mich ihnen fast ausschließlich. Gegen abend wurde der christliche Mütterverein in der hohen Gesellschaft gegründet. Ohne die Hilfe von Madeleine, Isabelle, Marina und einiger anderer vorzüglicher Damen hätte ich ihn niemals zustande gebracht. Möge der liebe Gott seinen reichsten Segen zum neuen Werke geben!

Wien, Dez. . . . Meine geliebte Fräulein Bertoldy ist heute morgen sanft verschieden; ich reise ab, ihr das letzte Geleite zu geben. Wie gern hätte ich sie noch einmal gesehen.

Wien, Dez. . . . Diesen Abend bin ich von R. zurückgekehrt, herzlich froh, wieder daheim zu sein. Noch nie ergriff mich in R. das Gefühl der Fremde so schmerzlich, obwohl ich seit unserer Wiener Uebersiedelung öfter dort weilte, freilich in Gesellschaft der Mutter. Mit Fräulein Bertoldy ist der mächtigste Anziehungspunkt von R. geschwunden; ich konnte mich gar nicht fassen, als ich die Augen, die mich immer so liebend und freudig begrüßten, im Todesschlafe geschlossen fand. Nun sind es nur mehr Gräber, die mich an die heißgeliebte Heimat fesseln; denn auch Erika, die letzte der Freundinnen, welche sich in R. aufhielt und unser aller Stelle bei Fräulein Bertoldy vertrat, zieht fort zu Klothilde nach Koblenz. Im Institute, meiner zweiten trauten Heimat, ist alles fremd; die meisten guten Bekannten der Stadt entweder gestorben oder zerstreut. Nur fort, fort von hier drängte es mich mit einer Heftigkeit des Schmerzes, die ich nicht beschreiben kann. Es dünkte mir Erlösung aus bösem Traume, als ich in Wien einfuhr und unter der Masse Menschen sogleich die lieben Gesichter von Madeleine und Felicitas erkannte. In zarter Rücksicht auf meine Trauer waren sie gekommen, mich abzuholen; diese Aufmerksamkeit that mir unendlich wohl; doch durchzuckten mich die Gegensätze gleich scharfen Blitzen: einst daheim dort und fremd hier; jetzt hier zu Hause und dort allein. Eine Welt von Kampf und Schmerzen liegt zwischen dieser Umwälzung der Verhält-

nisse. Gottlob, daß ich ein Daheim habe Ich konnte gar nicht aufhören, dem lieben Gott zu danken, da ich meine Mutter so ruhig und zufrieden im gemütlichen Wohnzimmer am Theetisch fand, als ich auf Alma blickte, die liebend und geschäftig des Amtes der Tochter des Hauses waltete, und ich schließlich noch Isabelle sah, die einen Augenblick herüberkam, mich zu umarmen.

Wien, Nov. . . . Heute sang Alma zum erstenmale und zwar mit ausgezeichnetem Erfolge vor einem größeren Publikum im Salon von Marina, die längst den Grafen Hallern heiratete, während ihre Schwester Agnes den häuslichen Herd im Auslande gründete. Nicht ohne tiefe Bewegung sah ich Alma diese schlüpfrige Laufbahn betreten. Ich wurde wieder weit, weit zurückversetzt in ferne Zeiten, wo ich kein größeres irdisches Glück kannte, als meine Kunst in der Oeffentlichkeit zur Geltung zu bringen. Ganz meinen anfänglichen Wünschen entgegen gestaltete sich mein Lebensgang, und ich danke Gott dem Herrn dafür! Meine geliebte Kunst ist mir des Lebens Wunderblume geblieben, unbefleckt, unberührt von äußerem Tand und Flitter. Ich unterschätze die Befriedigung, anderen die edle, erhabene Schönheit der Musik zu offenbaren, nicht; dennoch genieße ich in vollen Zügen die Vergünstigung, meine holde Kunst niemals zum Broterwerb herabgedrückt zu haben. Deshalb konnte ich mich nie entschließen in den Salons der höchsten Aristokratie zu spielen, wozu in den letzten Jahren eine Menge Anerbieten kamen. Ich musiziere daheim, und nur daheim; frisch und frei, ohne Hemmnis und Einschränkung bewege ich mich in den Regionen meiner geliebten Musik; lasse ich auch bisweilen ein auserlesenes Auditorium meine

Genüsse teilen, so geschieht das aus Freundlichkeit ohne Geldgewinnst und in der eigenen Häuslichkeit. Gern versetzte ich Alma auf denselben Standpunkt; doch die jugendliche Begeisterung hegt andere Ideale, die in ihrem Alter auch die meinen waren. Ueberdies liegen die Verhältnisse ausnahmsweise günstig; die Arbeit des Bekanntwerdens, das Ringen nach Gönnerschaft und Protektion, an welchen manche junge Talente Schiffbruch litten, bleibt ihr fast vollständig erspart. Die Salons der höchsten Kreise stehen ihr offen; da wird es nicht schwer halten, in den Konzertsälen festen Fuß zu fassen; auch bieten ihr die Gesangstunden, welche sie meinen Schülerinnen erteilt, sicheres Auskommen. Alma ist bedeutend ernster, als ich in ihren Jahren war; sie befindet sich in solch' natürlicher, geborgener Stellung; ohne mich oder meine Mutter wird sie nie öffentlich auftreten . . . Und ich hoffe, in den zahlreich bei mir verkehrenden Künstlerkreisen oder, was noch willkommener wäre, in den angesehenen Bürgerhäusern, wo ich meinem Pflegetöchterchen zu lieb Beziehungen anknüpfte, findet sich bald eine passende Partie für sie. Alma erbte trotz ihrer feinen Künstlernatur den praktischen, häuslichen Sinn ihrer Tante; ich hielte sie dauernd am glücklichsten in ähnlichen Verhältnissen.

Wien. Okt. 18 . . . Felicitas und ihr Vater kehrten dieses Jahr ausnehmend früh vom Lande zurück. Der vielfach leidende Zustand des Grafen bedarf sorgfältigster ärztlicher Ueberwachung; auch zieht er allmählich das ihm vertrautere Stadtleben vor. Er kann hier das Einerlei seiner gewohnten Tagesordnung so gut wie in Rosenburg genießen und findet daneben die Annehmlichkeiten des Klubs, des Verkehres mit alten Bekannten. Die späten

Kirchenstunden sind ihm, der von jeher auch in der beschäftigtsten Zeit täglich die heilige Messe hörte, sympathischer, und ich glaube, in Rosenburg vermißte er zu schmerzlich den Pfarrer, seinen langjährigen, erprobten Freund, der diesen Herbst ganz unerwartet heimging. Ich schrieb nichts über den herben Verlust; das seelsorgliche Wirken dieses besten Hirten seiner Gemeinde war so innig mit den schwersten Augenblicken meines Lebens verwachsen, daß ich leichter nur dem lieben Gott im heiligen Sakramente von meinem Dank und meiner Wehmut spreche.

Meistens gehe ich gegen fünf Uhr hinauf, um Felicitas zu helfen, ihren Vater zu umgeben und zu zerstreuen. Zuweilen musiziere ich; der Graf liebt die Musik und fehlt niemals, wenn es bei mir etwas zu hören giebt. Häufig aber plaudern wir. Der Graf erzählt gerne aus seinem Leben, oder wir sprechen von vergangenen Zeiten, die ich mit durchmachte. Das alles kommt mir vor wie gestern und zugleich wie eine kaum mehr erreichbare Vergangenheit. Die untergehende Sonne beleuchtet das hohe Gemach, sie umwebt das Silberhaar des Greises und streut goldene Funken auf den blonden Scheitel des jungen Mädchens, das sich enge an den Vater schmiegt. Wie schön finden sie sich da zusammen, das Alter und die Jugend, deren Berührung sonst häufig harte Mißtöne hervorruft. Fee geht ganz auf in der Hingabe an den Vater, und der Graf findet volles Genügen, jedwede Befriedigung im Leben und Weben seines Lieblings. Er ist sehr milde, sehr ruhig geworden in diesen letzten Jahren, ich weiß nicht, wo der Zauber seiner echten Männlichkeit wohlthuender hervortritt; damals, als er im Vollbesitze der Kraft mit unermüdlicher Energie seines Amtes waltete,

oder jetzt, wo er mit standhafter Fassung und verklärter Ruhe die Gebrechen der Abhängigkeit erträgt, die das Alter ihm allmählich auferlegt.

Wien, Jan. . . . Stark verbreitete Masern unterbrachen meine Klassen. Statt von Lernzimmer zu Lernzimmer wandere ich von Haus zu Haus und stehe an manchem Krankenbett, die jungen Patienten zu hegen, zu pflegen, zu zerstreuen und dadurch den ermüdeten Pflegerinnen einige Erleichterung zu verschaffen. Glücklicherweise zeigt die Krankheit keinen bösartigen Charakter.

Wien, Febr. . . . Meine Fee ist verlobt und zwar mit Lord de la Poer, dem Stiefbruder der guten Bessy Lisdal. Unsere Reise nach England, wo sich die jungen Leute kennen lernten, legte den Grund zu dieser Verbindung, die allerseits beglückt. Da der Lord unermeßlich reich und in keiner Weise gebunden ist, verspricht er, die Zeit von Weihnachten bis zur Londoner Season im Hause seines Schwiegervaters zuzubringen. Im übrigen werden Isabelle und ich den Grafen nach Kräften umgeben; die wenigen Monate des Landaufenthaltes fallen mit meinen Ferien zusammen; obwohl die Familie des Grafen Clemens in Rosenburg passende Umgebung bietet, dünkte es mir doch Pflicht und Bedürfnis, mich dem Grafen für diese Zeit zu ausschließlicher Verfügung zu stellen. Meine Mutter weilt indessen in Dresden oder empfängt zu Hause die Besuche der Geschwister.

Rosenburg, Sept. . . . Eben verläßt mich Graf Clemens, der wegen seiner Töchter mit mir beratschlagte. Ich erschrak über den Ton mißmutiger Unzufriedenheit, der bei ihm vorherrscht. Gott schütze das Glück dieser Ehe! Sie sind beide zu religiös, zu fest und klar in den

Grundsätzen, um ernste Mißhelligkeiten befürchten zu lassen; hinter der glatten Oberfläche jedoch kann sich unabsehbares Weh verbergen. Auch Gräfin Marguerite leidet unter ihrer Unzulänglichkeit; sie will ja das beste; aber Nervenschwäche, die sich zu mangelhafter Erziehung gesellte, werfen tiefe Schatten in diese Familie.

Vierzehntes Kapitel.

„Bleibe bei mir Herr; denn es will Abend werden und der Tag hat sich geneigt.“

Wien, Juni . . . Wieder eine große Trauer, eine unausfüllbare Lücke in meinem Leben. Wir haben den guten Grafen zur letzten Ruhe gebettet. Den ganzen Winter schon wußten wir, daß es nicht mehr lange dauern könnte. Er starb, wie er gelebt; seine tiefe Religiosität, seine kindliche Frömmigkeit halfen ihm in der schweren Stunde. Alle seine Kinder umgaben sein Sterbebett; selbst Schwester Maria Hedwig erschien als tröstender Engel in unserer Mitte. Er ruht neben seiner Gemahlin in der Rosenburger Kirche. Die Teilnahme war eine allgemeine, überaus große und ehrende. Gottlob, daß Felicitas glücklich verheiratet; welche Sorge für den Grafen, sie unvermählt zurückzulassen! Ich schwebte in beständiger Angst um mein Herzblättchen; denn Rosenburg bietet nicht die Sicherheit eines glücklichen Heimes wie früher. Graf Clemens ist ja ein vortrefflicher Mann, hochgepriesen von der ganzen Welt; aber der Segen, die Stütze, der Trost, die er seinen Geschwistern und deren Angehörigen hätte werden können, ist er ihnen nicht geworden;

er geht unter in eigenen und fremden Angelegenheiten. O, es kann ein Unglück werden, zu viel beschäftigt zu sein!...

Wien, Juli . . .

In der Gruft.

„Nun hat's auch schon mit Dir geweint,
Dein allerliebstes, süßes Kind,
Und haben Thränen Euch vereint,
Die ganz vom lieben Himmel sind.

Denn jenes wunderbare Band,
Das aus der Wiege uns umschlingt,
Kommt ja allein aus Gottes Hand,
Wie's aus dem „Vater unser" klingt.

Und was der Tod, des Herrn Knecht,
Mit seiner biedern Hand uns thut,
Das that der Herr, wohl immer recht!
Wir wissen ja, wie er uns gut!

So kommt die Thrän' an solchem Grab
Vom lieben Himmel ganz allein,
Und zählt zum Besten, was er gab,
Denn gott-gekeltert ist der Wein.

Und rinnt sie in der Schmerzen Glut
In's warme Herzblut uns hinein,
Giebt seine Blume sie dem Blut
Und läutert seines Spiegels Schein.

Die Freude macht es stürmisch schnell,
Belebt von hoffnungsreichem Mut:
Der Thräne Salz bewahrt es hell,
Daß es zu jeder Stunde gut!

Als deshalb jüngst an diesem Grab,
In Schmerz geweint Dein liebes Aug',
Schlich Deine Thrän' zu ihm hinab,
Und weint' Dein liebes Kindlein auch.

Es war sein allererster Schmerz,
Den es mit Deiner Thräne trank,
Der ihm aus seinem Mutterherz
Verklärend in die Seele sank.

Nun ist es für die Erde recht
Und hat sein Puls den rechten Fall;
Denn thränenloses Blut ist schlecht
Für unserer Erde Thränenthal.

Wein' drum nur Deinem Vater nach,
Er hat es wohl um Dich verdient!
Dein Kindlein dankt's Dir tausendfach,
Weil's so das beste Blut gewinnt!"

Ich schickte dieses Gedicht meiner süßen Fee; welcher Schmerz, daß der Graf ihr erstes Kindchen nicht mehr segnen konnte. Freilich that er es im voraus und thut es tausendmal wirksamer vom Himmel herab.

Wien, April 18. . . . Heute heiratet meine Alma den Forstrat Braun, einen Witwer mit zwei Kindern. Ich sehe sie mit großer Befriedigung in den Hafen der Ehe einlaufen; alles deutet an, daß sie dem Glücke entgegengeht. Ihre wundervolle Stimme benützt sie jetzt nur mehr zur Freude ihrer Verwandten und ihrer Bekannten, wie zum eigenen Kunstgenusse; im übrigen wird sie die liebende Gattin, die sorgende Hausfrau, die hingebende

Mutter sein, Eigenschaften, die sie im hohen Maße besitzt; denn sie erbte nichts vom unruhigen Blute ihrer Eltern.

Wien, Okt. . . . Ich weiß nicht, warum ich diese Blätter nochmals öffne; zwölf Jahre verstrichen, seitdem ich zum letztenmale hier schrieb. Meine teuere Mutter ging vor einem halben Jahre heim; Gott sei gepriesen, daß wir das Zusammenleben genießen durften, so lang, so tief, so innig, wie es selten Mutter und Tochter beschieden wird. Ich zähle bereits sechzig Jahre, bin aber noch rüstig und arbeitsfähig. Ich will wirken, solange es Tag ist; das nahm ich mir heute wieder vor, als ich am Fenster stand und meine Mädchenschar sich zerstreuen sah. Heute haben die Klassen zum zwanzigstenmale begonnen. Unzählige Kinder gingen seitdem durch meine Hände, und sie alle, alle, so hoffe ich, fanden den rechten Platz in meinem Herzen; denn ohne Liebe, ohne ungemessene Hingebung gedeiht keine Gott wohlgefällige Erziehung; und unser Herz ist ja groß genug, um die ganze Welt darin aufzunehmen. Das bildet den Vorzug der Liebe, daß sie keine Grenzen kennt, wenn sie sich tragen, stützen und versenken läßt in göttliche Liebe . . . Und Dank bin ich euch schuldig, vielen Dank, ihr Kinder alle, die ihr mir anvertraut ward und seid, von der ersten Begegnung der Antfeld'schen Zwillinge an bis zu der sechsjährigen Enkelin von Madeleine, die heute ihre Studien in meinen Klassen begonnen hat. In euerem Umgange bin ich noch jung geblieben; jung im Herzen, jung im Geiste, jung in Einfalt, Hoffnungsfreudigkeit und Liebe. Reicht mir die kleinen Hände, daß wir zusammen meine letzte Lebensstrecke zurücklegen; um des göttlichen Kinderfreundes willen weihe ich euch meine abnehmenden Kräfte;

dann werden euere Engel mich in die wahre Heimat hinübergeleiten und für mich bitten am Throne Gottes, wenn die Last meiner Sünden mich erdrücken will.

Wien, Jan. 18 . . .

„Wie wird nun alles so stille wieder!
So war mir's oft in der Kinderzeit.
Die Bäche gehen rauschend nieder
Durch die dämmernde Einsamkeit;
Kaum noch hört man einen Hirten singen,
Aus allen Dörfern, Schluchten weit
Die Abendglocken herüberklingen;
Versunken nun mit Lust und Leid
Die Thäler, die noch einmal blitzen,
Nur hinter dem stillen Walde weit
Noch Abendröte an den Bergesspitzen,
Wie Morgenrot der Ewigkeit.“ Eichendorff.

Wieder zehn Jahre, seitdem ich zum letztenmale hier geschrieben. Es ist anders gekommen, als ich es ursprünglich gewollt; meine Kräfte reichten nicht mehr aus zu rastlosem Weiterarbeiten. So machte ich denn voriges Jahr jungen, frischen Kräften Platz. Meine Schule ging in gute, von mir selbst abgerichtete Hände über; ich besuche noch oft die Klassen, welche sich nun alle im Nebenhause befinden. Das Antfeld'sche Haus ist erweitert, vergrößert, ganz Familienhaus geworden, wo ich meine Wohnung mit Madeleine teile. Wer hätte gedacht, daß ich meine letzten Jahre mit meiner ersten Schülerin verleben würde, und ich sie trösten dürfte in tiefem Witwenleide. Walter ist seit zwei Jahren heimgegangen, nach einem reichen, arbeitsvollen, glücklichen Leben, beweint und gesegnet, nicht nur von den eigenen Kindern, sondern von weiten Kreisen,

und was Graf Clemens den Verwandten nicht wurde, das ist ihnen Walter geworden im besten Sinne des Wortes. Ich hatte den Trost, mit seiner Familie um sein Sterbebett zu knieen; noch einmal nannte er mich seinen „guten Engel"; dann legte er Madeleinens Hand in die meine und empfahl uns, beieinander zu bleiben, uns gegenseitig zu helfen und zu stützen, bis wir im Himmel wieder alle zusammenkommen. So zog Madeleine, deren Kinder teilweise verheiratet und teilweise im Kloster sind, zu mir, und wir führen ein gar stilles, trauliches Leben. Freilich behauptet die Außenwelt ihren Platz in demselben; ich folge noch immer in reger Teilnahme und Liebe den Geschicken meiner einstigen Schülerinnen, deren Kinder und Kindeskinder stets in unseren Räumen willkommen sind; diese Kleinen bedeuten für mich die letzten Rosen, welche freundlich in Winter und Schnee hineinblühen. Trotzdem darf man unser Leben im großen und ganzen ein stilles, abgesondertes nennen; lassen wir uns auch häufig an großen Familientischen nieder, so bleiben wir doch noch häufiger allein. Wir arbeiten für die Armen und beschäftigen uns nach Möglichkeit mit denselben; wir lesen und schreiben, jede nach ihren Verhältnissen und ihrem Lebensgange; ich musiziere; wir sprechen von verflossenen Zeiten und den teueren Heimgegangenen, unter denen sich seit vorigem Jahre die liebe Schwester Maria Hedwig befindet; hauptsächlich aber trachten wir uns nach besten Kräften vorzubereiten auf die selige Stunde unseres Heimganges. Besonders ich, bei meinem vorgerückten Alter, hege den Gedanken an mein baldiges Ende fast beständig, und wird Madeleine durch ihre Kinder, Verwandte und Bekannte in Anspruch genommen, so fällt mir die Einsam-

keit nicht schwer; denn ich habe so viel zu beten, zu denken, zu ordnen. Unaussprechlich dankbar bin ich dem Herrn für diesen Feierabend, diese Ruhe vor der langen ewigen Ruhe; ich dachte mich zwar derselben nicht wert und wollte mein Zögern bei der Aufnahme meiner Lebensaufgabe durch eifriges Weiterarbeiten sühnen. Der liebe Gott fügte es anders; ich darf ausrasten, zurück- und vorwärtsschauen. Mit tiefem Frieden blicke ich auf mein vergangenes Leben; die bittersten Stunden desselben erscheinen mir jetzt in verklärtem Lichte; meine herbste Prüfung brachte mir mein größtes Glück, sie stempelte mich zur Braut Gottes. Freilich eine gar arme, ungetreue Braut, deren Vergehen nicht gezählt werden können; aber die Liebe meines Gottes ist unbegrenzt; speist er mich doch seit dreißig Jahren Tag für Tag mit seinem heiligen Fleisch und Blut und zeigt mir dadurch deutlich, daß er mich nicht meiner Armseligkeit überlassen will. Deshalb schaue ich mit freudiger Zuversicht der Auflösung entgegen; nicht ich habe meinen Bräutigam erwählt, sondern er erwählte mich; die Verdienste seines Lebens, Leidens und Sterbens tilgen meine Missethaten; je mehr mich meine Vergehen schrecken, desto vertrauensvoller und fester klammere ich mich an ihn, mein einzig Hoffen, mein einzig Lieben, und flehe mit den Jüngern von Emaus:

„Bleibe bei mir, Herr; denn es will Abend werden und der Tag hat sich geneigt!“

„Es ist das Glück ja keine flücht'ge Stunde
Und ist kein Rausch, kein Märchen und kein Traum.
Du selber bist's, daß ewig Dir gesunde
Des Erdenlebens liebeschwerer Baum!“

Quadt, Julie

Glück wider Willen

Bd.: 2

1898